mitteldeutscher Trupps nach den sonnigeren Gefilden der südöstlichen Alpenabhänge denken. Doch begnügen wir uns mit dem obigen Hinweise und wollen uns nicht infolge etwaiger Ausführung der letzten Andeutung Phantasten schelten lassen. Äußerst fruchtbar in anderer Hinsicht noch als in rein sprachgeschichtlicher bleibt solche Annagelung versprengter Wortgebilde aber stets.

Stuttgart. **Ludwig Fränkel.**

9.

a)

K. L. Schmidt vermutet S. 691 des Jahrgangs 1892, daß „mojen Wind" im Rummelpottliede ungünstigen, widrigen, flauen Wind bedeute. „Moje" ist holländisch und bedeutet „schön".

b)

Schulfuchs wird S. 696 von R. Becker mit Recht von Fuchsen — Einfuchsen abgeleitet. Ebenso erkläre ich den Fuchs der Hochschule, der S. 693 noch als Tiername aufgefaßt wird.

c)

Die Erklärung der Redensart „aus dem Häuschen sein" S. 698 flg. ist durchaus zu billigen. Zu den Wendungen „nicht zu Hause", „nicht bei sich", „außer sich", „außer Fassung sein" füge ich noch die ähnlichen „außer Rand und Band sein" und „sich entrüsten".

Wesel. **H. Gloël.**

10.

Im Jahrgang 1892 dieser Zeitschrift S. 565 findet sich in dem Aufsatz „Flensburger Deutsch" die Bemerkung: „Wir wollen Schan haben — wir wollen Spaß oder Vergnügen haben, uns einen lustigen Tag machen. Was hatten wir für Schan!" Dazu wird im selben Jahrgang S. 843 bemerkt: „Schan bedeutet ursprünglich nicht Spaß oder Vergnügen, sondern Unfug, Lärm, wie es noch hier [in Northeim] in den Redensarten Schanne drîwen, Schanne mâken (s. auch Schambach S. 180) gebraucht wird. Die Bedeutung „lärmende Lustbarkeit" ist daraus offenbar erst abgeleitet."

Als ich die erste Bemerkung las, hielt ich das Wort Schan[1]) für einen Druckfehler anstatt Schau, weil letzterer Ausdruck sowohl hier als auch in Flensburg, wie ich von dortigen Einwohnern habe bestätigen hören, namentlich unter Kindern und jungen Leuten in der Bedeutung Spaß oder Vergnügen allgemein gebräuchlich ist. Als ich aber die Erklärung auf S. 843 fand, wurde meine Vermutung eines Druckfehlers hinfällig, und ich halte mich daher für verpflichtet, die Frage aufzuwerfen,

1) War in der That nur ein Druckfehler. D. L.

Digitized by Google

ob nicht doch dies Wort Schau in der angegebenen Verbindung das richtigere ist. Wie aber das Wort entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen, und es wäre sehr erfreulich, wenn ein anderer Leser dieser Zeitschrift dies aufklären könnte.

Hadersleben. **N. A. Schröder.**

11.

„Stein und Bein schwören".

O. Glöde in Wismar glaubt (VI, 8, S. 577 dieser Zeitschrift), bezugnehmend auf meine Erklärung (V, 10, S. 697), daß diese Redensart übertragen sei aus der anderen „Stein und Bein klagen". Zur Aufrechthaltung der von mir a. a. O. gegebenen Erklärung erlaube ich mir folgendes zu erwidern: Fast alle Geschäfte wurden bei unseren Vorfahren symbolisch eingegangen. Das Symbol sollte nicht bloß die Besonnenheit des Handelnden wecken, sondern vorzüglich bewirken, daß die Handlung recht sinnlich in die Ohren und Augen der Zeugen fiel. Daher war beim Eidschwur auch die Hand wesentlich; der Schwörende mußte nämlich, indem er die Eidesformel hersagte, einen Gegenstand berühren, der sich auf die angerufenen Götter oder Heiligen oder auf die dem Meineid folgende Strafe bezog. In Skandinavien faßte man in vorchristlichen Zeiten einen im Tempel bewahrten mit Opferblut geröteten Ring, der dem Gotte Ullr geweiht war; im höchsten Altertum schwuren die freien Männer auf ihr Schwert, und in einigen Gegenden dauerte der Gebrauch unter den Christen noch lange fort. Das Christentum setzte an die Stelle der im Heidentum üblichen Symbole christliche. Die Langobarden legten geringere Eide auf geweihte Waffen, wichtigere auf das heilige Evangelium ab. Lex Roth. 364. Umgekehrt die Alemannen auf geweihte Waffen. Die Priester schwuren geringere Eide beim Gewand oder Rockschoß, wichtigere auf die Reliquien. Lex Frisionum. III, § 16, XII, 2. Vergl. auch Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 892 flg. Während in Zivilsachen Zeuge und Urkunden bewiesen, pflegte bei peinlichen der feierliche Eid, meistens auf Reliquien, verlangt worden zu sein.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch sehr wohl, daß innerhalb des Geltungsbereiches des Code Napoléon die Juden den gerichtlichen Eid in der Synagoge auf die Thorarollen leisten mußten. Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit. Wenn heute, abgesehen von dem kirchlichen Eid, den die zu den höheren Rangstufen kirchlicher Hierarchie Erwählten zu leisten haben, meines Wissens ein Eid wohl nicht mehr auf das Evangelienbuch abgelegt wird, so haben wir doch in Erinnerung daran in der Eidesformel die Worte: so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, beibehalten.

Digitized by Google

Was nun „Stein und Bein klagen" anbelangt, so scheint mir der Ausdruck nach Analogie von „Stein und Bein schwören" zu einer Zeit gebildet zu sein, als man letzteren nicht mehr verstand. Als nämlich mit den Wirren und langdauernden Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit der tiefsten Erniedrigung über unser Vaterland hereinbrach und infolgedessen fast alle unsere nationalen Erinnerungen verloren gingen, da schwand auch das Verständnis für die unendliche Fülle bildlicher Zeichen, welche als Sinnbilder alle Verhältnisse und Handlungen unseres Volkslebens zu vergeistigen suchten. Da die ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen geschwunden sind, so muten sie uns fremd an, wir sind genötigt, mühsam und nicht immer mit Erfolg gelohnt, die Erforschung und Erläuterung aus der Litteratur früherer Jahrhunderte zu versuchen. Kein Wunder, daß die als Rest der symbolischen Handlungen mit zäher Festigkeit haften gebliebenen Formeln bald zu verständnislosen Schemen herabgesunken sind. Allein bei „Stein und Bein schwören" scheint mir ein letzter Schimmer seiner früheren Anwendung, ein dunkles Gefühl übriggeblieben zu sein, daß der Ausdruck nur bei ungewöhnlich bedeutsamen Anlässen angewendet, bei nichts Alltäglichem gebraucht werden dürfe. Nach Analogie von „Stein und Bein schwören" gebrauchte man nun auch „Stein und Bein klagen", bei tiefstem Herzeleid, wo kein irdischer Trostgrund verfing, Beruhigung nur im Aufblick zu Gott gefunden werden konnte. Nemini praescribo, dum sententias meas exprimo.

Montabaur. **Schmitz.**

12.

Kittchen = Gefängnis.

Dieses Wort der „Kundensprache" (vergl. Zeitschr. 6,787) ist nicht auf die Kreise der Wanderburschen beschränkt geblieben, wenigstens pflegten wir als Kinder in Quedlinburg (vor 30 Jahren) das in dem Unterstock des Rathauses befindliche Gefängnis so zu bezeichnen. Es wurde auch den beim „Fechten" vom „Bettelvogt" erwischten Handwerksburschen zum vorübergehenden Aufenthalt angewiesen. Über den Ursprung des Wortes habe ich bisher nichts aufgezeichnet gefunden; auch Söhns in seinen „Parias" hat es nicht. Es sei mir deshalb gestattet zu bemerken, daß ich, da auch „Kütchen" gesprochen wurde, zuerst an eine Verkleinerungsform von mhd. küte „Loch" (Lexer I,1803) dachte; vergl. auch Vilmars Idiotikon von Kurhessen S. 195, wo Mordkuten unde roup-slosse aus Mon. haß. 2,433 verzeichnet wird. Doch neige ich mich jetzt der Meinung zu, daß Kitchen dasselbe ist, was das alte niederdeutsche kitzen, ketzen (s. Mnd. Wb. 2,467): „ein kleines, an ein anderes Haus oder Zimmer angebautes Gemach." Die Herausgeber bemerken, daß das Wort noch jetzt z. B. in Jever in dieser Bedeutung gebräuchlich ist und

Digitized by Google

verweisen auch auf hd. Kötze und Hildebrands Artikel darüber im Deutschen Wörterbuch.

Northeim. **R. Sprenger.**

13.

Einem die Feige zeigen.

Eine eigentümliche Anwendung dieser aus dem Italienischen far la fica — die Gebärde machen, daß man die zwischen den Zeige- und Mittelfinger vorgestreckte Spitze des Daumens sehen läßt" übernommenen Redensart findet sich in Friedrich Spees poetischer Beschreibung des Sommers, abgedruckt bei Georg Ellinger, Kirchenlied und Volkslied (Samml. Göschen Nr. 25) S. 53 flg. V. 19:

Die Tier auf grünen Felden breit
Sich frisch und freudig zeigen,
Das Wild in dunkel Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen.

Ellinger erklärt: „zeigt dem Jäger die Feigen flieht vor dem Jäger." Dies trifft jedoch den Sinn nicht genau. Es soll vielmehr heißen, daß das Wild in den großen dunkeln Wäldern sich sicher fühlt und den Jäger verachtet. Denn man zeigt einem die Feige sowohl zur Abwehr von Zauberei, als auch, um ihm Spott und Verachtung zu bezeigen (s. Weigands D. Wb. 1^3,511).

Northeim. **R. Sprenger.**

14.

Zu Uhlands Döffinger Schlacht.

F. Bender hat Ztschr. 5,53 in seiner Entgegnung auf die von Sprenger Ztschr. 4,377 flg. gegebene Erklärung der Worte des alten Greiners „Der Fink hat wieder Samen" die sprichwörtliche Redensart „Er sitzt wie der Fink im Hanfsamen" zur Vergleichung herangezogen. Einen weiteren Beleg für die Richtigkeit der durch Bender aufrecht gehaltenen Deutung bietet das folgende Sprichwort, welches Chr. Lehmann in seinem „Florilegium politicum oder politischer Blumengarten" (1630) unter dem Schlagwort „Zehrung" S. 922 verzeichnet:

Wenn der Finck Saamen hat, begert er was dem Maul wol, vnd dem Seckel wehe thut.

München. **A. Englert.**

15.

Zu Nägelchen. VI, S. 358 flg.

Die Mitteilungen über die Bedeutung des Wortes Nägelchen als Pflanzennamen zeigen eine nicht geringe Verwirrung der botanischen Bezeichnungen. Dieselbe zu beseitigen ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Digitized by Google

Sowohl im hiesigen nordwestlichen wie im südlichen und östlichen Deutschland ist der Name Nägelchen gebräuchlich für den Flieder (Syringa vulgaris), dessen Lilablüten einem kleinen Nagel nicht unähnlich sind. Für denselben fand ich in Süddeutschland auch den Namen Holler. Hollunder dagegen ist eine andere Pflanzenart, Sambucus nigra. Sein Holz enthält eine äußerst starke Markwalze, nach deren Entfernung es sich zu Spritzbüchsen und Pfeifenrohren eignet. — Die Gewürznelken, von denen auch in einigen der angeführten Mitteilungen die Rede ist, die im Handel und von den Hausfrauen Nägelchen genannt werden, stammen weder vom Flieder noch von irgend einer Gartennelke. Es sind die getrockneten Blütenknospen des Gewürznelkenbaumes (Caryophyllus aromatica). Derselbe ist auf den Molukken heimisch, wird aber in den meisten Tropenländern seiner Blütenknospen wegen gezogen. Diese enthalten ein ätherisches Öl und verdanken diesem ihre Verwendung als Gewürz. Bei uns gedeiht der Baum mit seinen rotbraunen Kelchröhren und prächtig roten Kronenblättern im Freien nicht.

Warendorf. **Bernhard Stein.**

16.

Von Karl Gustaf Andresens Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen ist bei Reisland in Leipzig die 7. Auflage erschienen, die der verewigte Verfasser noch selber für den Druck vorbereitet hat; herausgegeben hat sie aber sein Sohn, Hugo Andresen in Münster. Sie erscheint innerlich und äußerlich verändert: Nachträge mannigfacher Art bereichern das Buch; Kolumnentitel erleichtern die Übersicht: das Format ist größer, die Ausstattung vornehmer. Wegen aller dieser neuen Vorzüge, die das Werk zu seinen alten hinzubekommen hat, möge es hier noch einmal ins Gedächtnis gerufen werden; die fleißige, echt wissenschaftliche Art des Verfassers ist zu bekannt, als daß sie hervorgehoben zu werden brauchte.

Flensburg. **Wasserzieher.**

17.

Todesglut in Goethes Fischer.

Die Verhandlung Goethes mit Frau von Stael über l'air brûlant war auch mir bekannt. Als bekannt setzte ich sie bei den Lesern der Zeitschrift voraus. In den Streit darüber, was richtig ist, habe ich eigentlich nicht eintreten wollen. Ich nahm aber an, daß wohl niemand mehr Todesglut für die Glut des Küchenofens hält, weil hoch gepriesene Erklärer und anerkannt gute Hilfsbücher jene Erklärung verwerfen (Düntzer) oder gar nicht erwähnen (Leimbach, Polack in „Aus dtsch. Lesebüch."). Düntzer zu Goethes lyrischen Gedichten 2^2,331 schreibt sogar über die

Digitized by Google

Erzählung Böttigers: „Die Wahrheit des Berichtes angenommen, könnte man zweifeln, ob Frau von Stael ihn richtig verstanden, ja ob Goethe nicht absichtlich, wie er der ihm unbequemen Französin gegenüber oft that, eine paradoxe Ansicht aufstellte.“ Also nicht ich habe die Erklärung verworfen: andere, Bessere vor mir haben es gethan. Ich wollte durch die Parallele nur zeigen, was immer der Wert solcher Stellen ist, daß wirkliche Dichter, keine „schalen“ Geister, Ähnliches auch ähnlich schildern, eine geistige Übereinstimmung in Anschauung und Darstellung unter ihnen herrscht, die noch tiefer liegende Gründe haben mag, worauf aber hier nicht weiter einzugehen ist. Somit läßt sich unsere „schale, nur dem Stile leerer Schönredner willkommene Auffassung“ jedenfalls durch das S. 502 angezogene Dichterwort schützen. Die Herren, welche unsere Auffassung nicht teilen, möchte ich aber fragen, wie sie das „hinauf“ in „hinauf in Todesglut“ erklären.

Warum endlich der Herr Herausgeber so herbe Kritik geübt hat an einem Artikel, den er ebensogut wie frühere unterdrücken konnte, ist mir unerfindlich.

Kassel. **W. Kohlschmidt.**

Es thut mir aufrichtig leid, daß meine kurze Bemerkung zu einem Mißverständnis geführt hat. Die Bezeichnung Schönredner sollte natürlich nur einen Dichter treffen, der etwa diese Auffassung gehabt hätte, nicht den Erklärer. Ich bitte also den geehrten Herrn Einsender der dankenswerten Bemerkung zu Goethes Fischer, mir die betreffende harmlose Anmerkung, die keineswegs eine Kritik sein sollte, nicht allzustreng anzurechnen. Der allgemeinen Verwerfung der Todesglut als Kohlenglut, die wohl von Düntzer ihren Ausgang nimmt, glaubte ich aber doch einmal entgegentreten zu müssen.

Dresden. **Otto Lyon.**

18.

Zu dem Worte „Nüßler Ztschr. 4,274 und 276 sind noch die Artikel nüscheln (nuscheln), nüschen (nuschen), nus(s)eln (nüsseln), nusten (nüsten), nustern im D.W.B. zu vergleichen. Ferner vergleiche man das dänische nöle zögern, zaudern, Nölepeter, Nölepeer, Zögerer, nölevoorn saumselig, sowie das holländische Nöhlpeter, Nusselaar Zögerer, weibl. Nöhlsuse, Nusselaarster, ferner nusselarij Getrödel, nusselen trödeln, zögern. Das holländisch-deutsche Wörterbuch von J. Cramer (3. Aufl. Bielef. 1844) giebt bei nusselarij als Grundbedeutung an „kleine Arbeit, kleine Spielsachen“, bei nusselen „kleine Spielsachen verfertigen.“

München. **A. Englert.**

19.

Der Wolf als günstiges Vorzeichen.

Der Glaube an die gute Vorbedeutung des Wolfes (vergl. Ztschr. 5,55, 58, 286, 697) kommt auch im deutschen Sprichworte vor.

Digitized by Google

Frid. Petri führt in seiner Sprichwörtersammlung „Der Teutschen Weißheit, Hamburg 1605," an: „Wenn einem ein Wolff vber den Weg leufft, das ist ein glück, denn es ist besser, als wen er jhm zulieff, vnd würget jhn." Der Zusatz, welcher dem eigentlichen Spruche eine humoristische Wendung giebt, ist zweifellos ein späteres Anhängsel, ebenso wie in dem a. a. O. unmittelbar vorhergehenden Sprichworte: „Wenn einem ein Hase vber den Weg leufft, das ist unglück, es were besser, er lieff jhm in die Küche an den Spiess."

Scheible teilt im Schaltjahr 4,177 unter anderen Sprichwörtern mit: „Wenn einem ein Wolf, Hirsch und Eber begegnet, das ist ein glückliches Zeichen." — Vergl. Wander, Sprichwörterlexikon, 5,370.

München. **A. Englert.**

20.

In der Fauststelle:

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.

ist wohl nicht „die" das weggelassene und zu ergänzende Wort, sondern „und". Es ist ein als Nebensatz schlechthin fortgesetzter Relativsatz, wie sie Goethe mehrfach hat; z. B. Wahrheit und Dichtung 11. Buch „die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausübten." Auch hier würde man einen Relativsatz oder einen erklärenden Nebensatz mit „indem" als das Richtige erwarten, wofür dann die einfache Anknüpfung mit „und" eintritt. Als solche freie Fortsetzung eines Relativsatzes möchte ich auch die besprochene Fauststelle ansehen; die Auslassung des „und" dabei ist allerdings nicht ohne Härte, aber doch nicht so hart, wie die Weglassung eines „die" sein würde.

Freiberg. **M. Rachel.**

21.

Zu Ztschr. VI, 495.

Die mehrfach besprochene Redensart: „in die Pilze gehen" hat Paul Hoffmann neulich siegreich gegen alle Anfechtungen geschützt. Sie ist auch kaum befremdlicher als die in Niederdeutschland übliche gleichbedeutende: in die Wicken gehen, die doch wohl eher auf ein geflügeltes Wort als auf etymologische Umdeutung oder Verstümmelung eines anderen Ausdrucks zurückzuführen ist. Zu erwägen wäre auch, ob das bekannte:

Digitized by Google

in die Brüche gehen hierher gehört, worüber sich in Gr. Wb. II, 409 nichts Bestimmtes findet, obwohl ich eher glauben möchte, daß diese Redensart in ähnlicher Weise entstanden ist, wie in zwei (entzwei) gehen, so daß es eigentlich bedeuten würde: zerbrechen.

Karlsruhe. **F. Kunze.**

Dr. Schoepke, Oberlehrer: „Der französische und englische Unterricht im Dienste des Deutschen." Programm der städtischen Realschule zu Dresden-Johannstadt. Ostern 1893.

Obwohl in dieser Arbeit viele Dinge berührt werden, die ganz selbstverständlich sind und von keinem neusprachlichen Lehrer außer Acht gelassen werden dürften, so ist die Zusammenstellung doch nützlich, und gar manche Punkte werden für jeden anregend sein. Mich hat namentlich das Kapitel „Wortbedeutung und Wortbildung" interessiert, und hierzu möchte ich ein paar Bemerkungen machen: Bei Hildebrand — Kampfschwert mit Hinweis auf engl. brand hätte ich von den flammenförmigen Schwertern gesprochen und vielleicht auf „Oriflamme" (vgl. Schillers Jungfrau von Orleans Prolog 4) hingewiesen, die ihren Namen von der roten, flammenartig gezackten Fahne hat. Bei knight — Knecht lag ein Hinweis auf knave nahe mit Heranziehung von Knabe, Knappe, Page (παιδίον), sodaß der Bedeutungswandel klar wird, also ein kleiner Exkurs im Hildebrandschen Sinne! Daran schlösse sich vielleicht unter like — gleich nicht unpassend die Anführung des allitterierenden engl. Sprichwortes: like master like man (Gleich und Gleich gesellt sich gern). Unter mobile konnte an engl. mob (= bewegliche Volksmenge) erinnert werden; bei cent — Zentner an hundredweight; bei garder : wahren an engl. to guard: to warn. Unter der Tarnkappe hat man einen Mantel zu verstehen, was Gelegenheit giebt, auf das dialektische Käppchen — Röckchen hinzuweisen. Hinsichtlich der Etymologien muß der Verfasser vorsichtiger sein: Ob in Holunder wirklich hohler Baum steckt, ist nicht ausgemacht (vgl. Grimms Wörterb.). Bear, tragen, hat mit Bart nichts zu thun. Ache mit ach zusammenzustellen ist nicht unbedenklich, da die Ableitung des engl. Wortes von ἄχος abzuweisen ist. Zu Coil kann das deutsche Verb keilen, in studentischem Sinne, nicht gehören. Bei Grimm wird es unter 7 — kaufen erwähnt; ich glaube, es gehört zu 2 (den Pflug keilen) c, — einem zusetzen, ihm auf den Leib rücken. Vgl. engl. to press. Ich benutze die Gelegenheit, um eine falsche Etymologie in meinem Artikel „Ein Seitenblick aufs Englische beim deutschen Unterricht" zu berichtigen: Schafott gehört nicht zu capere, sondern zu Katafalk, von katar — schauen und palk (— Schaugerüst).

Digitized by Google

Gut ist das unter der Überschrift „Tempora“ Bemerkte; ich vermisse nur die Hinweisung auf das franz. Futur = sollen (z. B. tu lui diras) und das engl. I forget (= Ich habe vergessen); diese Punkte sind in meinen „Eisernen Beständen“ hervorgehoben.

Beim Übersetzen aus dem Französischen (S. 18) ist der Umstand vergessen, daß der Franzose das Substantiv erst im nachfolgenden Hauptsatz bringt, im voraufgehenden Nebensatz bloß das Pronomen setzt, während wir es im Deutschen umgekehrt machen. — An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 15, Z. 12 v. o.: no doubt; S. 19, Z. 14 v. u.: drive (st. thrive), S. 21, Z. 18 v. o.: Colporteur. — Zum Schluß bemerke ich, daß mir immer solche Stellen unserer Klassiker interessant erscheinen, die auf französischen und englischen Einfluß zurückzuführen sind, wie z. B. wenn in Goethes Hermann und Dorothea II, 1 wohlgebildet = bien fait steht. Hinsichtlich des Englischen weist Lessings „Komm an, komm an!“ (Emilia Galotti V, 4) deutlich auf „Come on!“ hin; ebenso Goethes „Wie ein Vogel, der den Faden bricht“ („An ein goldenes Herz, das er am Halse trug“) auf „to break a thread“. Die Zigeuner nennt Goethe in „Ilmenau“ 51 Ägyptier (= Gipsies), während Schiller in der „Jungfrau“ von einem Bohemerweib (= bohémienne) spricht. Solche Stellen beweisen, daß unsere großen Klassiker oft unbewußt im Banne des fremden Idioms stehen.

In anderen Fällen muß man vorsichtiger sein: z. B. ist „türmend“ = sich auftürmend bei den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts öfters belegt, sollte das nicht durch das engl. „towering“ beeinflußt sein? Vgl. „türmende Ferne“ Goethe, Auf dem See, „auftürmende Paläste“ Schiller, Melancholie an Laura. — Die Negation bei verhindern liebt namentlich Lessing (vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit [IV] 143), z. B. Emilia Galotti III, 5; Einwirkung von empêcher liegt hier sehr nahe. Auf ähnliche Einwirkung französischen Sprachgefühls hat Keck hingewiesen in seiner Ausgabe von Hermann und Dorothea zu V, 235 und IX, 83.

Halle a. S. **Ernst Regel.**

H. Seeger, Direktor des Realgymnasiums zu Güstrow. Deutsche Schulgrammatik. Für die Klassen Sexta bis Tertia. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1891. 116 S.

Vorliegendes Buch ist mit viel pädagogischem Geschick und in klarer, leicht faßlicher Sprache geschrieben. Der Verfasser geht vom einfachen Satz aus und reiht daran die 10 Wortklassen (S. 5—55), die Partizipialien und den Interrogativsatz (S. 55—60), den mehrfachen Satz (S. 60—70), die Lautlehre (S. 70—79), die Wortbildung (S. 79—98),

Digitized by Google

die Rechtschreibung (S. 98—110) und die Zeichensetzung. — In der Satzlehre macht er von den neueren Ansichten Kerns sehr besonnen und gemäßigt Gebrauch; so läßt er das Geschlechtswort als besondere Wortklasse gelten und „sein" bei nominalem Prädikate als Satzband; auch gliedert er die Nebensätze nach logischen Gesichtspunkten. Recht sehr mutet mich seine Lehre von „Sätzen mit mehrfachen Satzgliedern" an, die ich daher als Beispiel seiner Behandlungsweise herausschreibe: „Sehr häufig läßt sich ein Satz mit einem mehrfachen Satzgliede in zwei vollständige Sätze zerlegen, und man kann dann jenen ersten Satz als einen aus diesen beiden letzteren zusammengezogenen Satz ansehen. Adolf und Wilhelm arbeiten = Adolf arbeitet und Wilhelm arbeitet. — — In vielen Fällen aber hat man es mit ursprünglich mehrfachen Satzgliedern zu thun, und eine Zerlegung des Satzes in zwei Sätze ist vollständig unmöglich; Sind wir nicht Vater und Sohn? — — und in demselben Sinn, wie man von der Zusammenziehung beigeordneter Sätze spricht, kann man auch von der Zusammenziehung beigeordneter Satzglieder sprechen".

Für sehr praktisch halte ich es, daß bei der Lautverschiebung der Verfasser hauptsächlich das Niederdeutsche und Englische dem Hochdeutschen entgegenstellt; ebenso läßt sich aus praktischen Gründen rechtfertigen, daß er an Stelle des Indogermanischen das Lateinische dem Germanischen gegenüberstellt, wiewohl jenes durchaus nicht auf der indogermanischen Stufe stehen blieb, sondern die indogermanischen Medialaspiraten bh, dh und gh zu f und h umwandelte. — Hinsichtlich der ablautenden Verben nimmt er leider noch den veralteten Standpunkt ein, daß er das e in Verben wie neman, helfan, kepan infolge der Brechung aus i entstanden sein läßt, während doch umgekehrt in Formen wie nimu, nimis, nimit und nim altes gemeingermanisches e zu i geworden ist. Nach Beseitigung dieser veralteten Ansicht ist die Einführung des besprochenen Buches in den vom Verfasser selbst bezeichneten Klassen entschieden zu empfehlen.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Zur Logik des Sprachgeistes.[1])

Von **Rudolf Hildebrand.**

7. Gegensätze in Einem Wort bezeichnet.

Unter den Erscheinungen, die uns in der Denk- und Redeweise des Sprachgeistes, der seine eignen Wege neben der gewöhnlichen oder Schullogik geht, am meisten überraschen, ist wohl keine überraschender, als wenn sie Dinge, die sich in der Wirklichkeit als zwei verschiedene, ja entgegengesetzte darstellen, unter einem Worte und Begriffe zusammenfaßt. Das sieht zuerst fast aus wie ein übermüthiges Spielen mit dem Möglichen und Unmöglichen, um dem gesetzmäßigen, nothwendigen Begriffe beider ein Schnippchen zu schlagen. Und doch ist die Erscheinung nicht eine seltene, sondern eine alltägliche. Ich stelle einige Beispiele zusammen.

1) Pathe z. B. zeigt diese zwei entgegengesetzten Seiten des Begriffes, mit denen es wechselnd doch jedermann arglos braucht. „Mein Pathe" heißt sowohl der stellvertretende Vater beim Pathenkinde, als auch dieses bei jenem. Allerdings stellt sich eine Unterscheidung ein, indem das Kind meistens sagt „mein Herr Pathe", „meine Frau Pathe", diese aber von jenem „mein Pathchen". Aber diese äußeren Zuthaten ändern nichts an der ursprünglichen Einheit des Wortes, und wenn das Pathchen aus der Kinderzeit heraus ist und das Verhältniß wird doch fortgeführt, dann heißt es eben „mein Pathe, meine Pathe" in beiderlei Sinne. Niemand nimmt daran den mindesten Anstoß und man denke sich doch Vater und Sohn, Mutter und Tochter, deren Verhältniß ja in Pathe sich wiederspiegelt, mit nur einem Worte versehen im Sprachvorrathe — wie unmöglich! warum ist es aber dort möglich? Es ist nicht anders mit der im Süden und Westen dafür gebrauchten Bezeichnung, z. B. bair. der Gött Pathe, die Gott Pathin, vom Kinde im 18. Jahrh. Gothl, im 14. Jahrh. göte, s. Schmeller 2, 85 (1, 962), auch das ist doch nur ein Wort in ganz wenig abweichender Zurichtung.[2]) Ebenso ist es bei bair. Tot, Pathe, Pathin, nebst Töthel u. ä., s. Schmeller 1, 465, der aus Berthold im 13. Jh. tote beibringt, in einem Satze zugleich von dem Pathen, wie vom Kinde gebraucht.

---

1) S. Nr. 1—3 Bd. 6 S. 198 flg., Nr. 4—6 S. 309 flg.

2) Der Name Göthe, der nicht so selten ist (auch Gödel), mag hier seinen Ursprung haben.

Digitized by Google

2) lehren und lernen.

In meiner Vaterstadt Leipzig und dem Sprachgebiet, dem sie angehört, ist lehren eigentlich gar nicht heimisch, es tritt dafür ohne Ausnahme lernen mit ein neben der Bedeutung, die es für sich hat. „Wo hast du das gelernt?" und „wer hat dir das gelernt?" gehen und stehen gemüthlich neben einander im Gebrauch und im Sprachbewußtsein. Ebenso „ich habe von dir schon manches gelernt, nun lerne mir auch das" — wir hatten von Haus aus durchaus nichts Anderes zur Verfügung und empfanden auch nicht das mindeste Bedenken oder Vermissen dabei, der Vater und die Schule aber hatten ihre liebe Noth, uns lehren wenigstens für die Schrift gleichsam auf- oder einzuzwingen, obwohl es durch Lehrer, Lehre, Lehrling, Lehrgeld usw. hätte gestützt sein können. Wenn aber lehren endlich folgsam angenommen war, wollte uns doch der Acc. gar nicht ein statt des Dativs.

Dieses lernen für lehren ist aber nicht etwa eine neuere zuchtlose Entartung der Mundart, sondern um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück als geltend erkennbar besonders im mitteldeutschen Sprachgebiete (s. in Grimms Wörterbuch). Bei Luther z. B.: „Damals lernete mich die Noth erst recht beten" Schriften 7, 20ª Jena. Im 14. Jahrhundert z. B.: ouch sal nîman einen jungen lernen under zweien jâren. Freiberger Messerschmiedinnung bei Schott 3, 294. und der schulmaister sol sie ümbsust lernen. Anz. des Germ. Mus. 1879 Sp. 9. Weiteres und noch Älteres in den mhd. Wbb.

Wenn das aber von der gebildeten Sprache wieder ausgestoßen und mit dem Bann der Niedrigkeit belegt ist, hat es doch auch da an einer Stelle sich behauptet in „einen anlernen" (für oder zu etwas) das unentbehrlich ist.

Merkwürdig aber ist in andern Sprachgebieten der Stand der Dinge umgekehrt. Im Niederdeutschen hat lêren den Platz, vertritt aber unter allen Umständen zugleich lernen. In Braunschweig z. B. heißt es „Herr Kantor, willt sei (wollen Sie) den Jungen wat lehren?" „Dei Junge is klauk, hei mot in der Schaule de anderen Kinder lehren." Aber auch: „Dat Mäken lehrt gut (lernt gut), dei Junge kan gut lehren, hei is gut lehrig". Ebenso ist lernen mit vertreten im niederl. leeren, dän. lære, schwed. lära.

Auch oberdeutsch, z. B. bairisch gilt lernen mit für lehren, dazu selbst der Lerner für Lehrer (neben Lehrling), s. Schmellers bayr. Wörterb. 2, 190 (1, 1502). Und auch umgekehrt lehren einzeln für lernen, daher z. B. an der Pegnitz der Lehrer für Lehrling, s. das. 2, 488 (1, 1499).

Überhaupt greift dieß lêren für lernen auch über das nd. Gebiet herunter. Ganz gemäß ist es der limburgischen Mundart Heinrichs von Veldeke:

Digitized by Google

Dô man der rehten minne pflac,
dô pflac man ouch der êren.
nu mac man naht unde tac
die bœsen site lêren.

Minn. Frühl. 61, 21.

Aber auch mitteldeutsch im 15. Jahrh. z. B. in einer Leipz. Hs. lârte lernte, gelârt gelernt: also larte dy jungfrowe so wol unde studierte in den fryen kunsten also redelich, das sy dornoch larte zu mal flyszig dy natürlichen künste, philosophiam usw. Altd. Bl. 1, 144; die das hantwerk gelart haben, wonende in dem wichbilde (Fleischer nämlich). Urkundenb. der Stadt Leipzig 1, 301, v. J. 1464. Auch im 16. Jahrh. noch bei niemand anders als Luther, in einem Briefe an seine Gattin vom 10. Febr. 1546, wo er sie zurecht weist wegen banger Ahnungen, die sie hatte: „ich sorge, wo du nicht aufhöreſt zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen . . . lehreſt du also den Katechismum und den Glauben?" Daß aber so das Gebiet, wo lernen mit für lehren galt und das, wo lehren mit für lernen steht, wie da bei Luther (der ja auch lernen für lehren hat), daß also beide wie schillernd durch einander gingen, das ist überaus merkwürdig und müßte genauer geprüft werden. Und auch damit entstand doch keine Verwirrung.

Im Ahd. sind beide genau unterschieden, lêrian, lêran und lirnên, lernên, wie heute wieder im Hd. Aber das lernen für lehren und umgekehrt ist mehr als eine gedankenlose Verwechselung, wie es denn in den ersten Spuren weit zurückreicht (s. in Grimms Wb.), es ist vielmehr das Ergebniß eines Dranges, mit dem der Sprachgeist von nicht nothwendiger Manigfaltigkeit zu bequemer Einfachheit und Einheit fortzuschreiten bestrebt war; dies ist besonders deutlich an der Behandlung der ursprünglichen Fülle der Casusformen, die immer mehr zu bequemer Einheit zusammengedrängt wird; hier aber offenbart sich jener Drang auf dem Gebiete des Sinnes, der Bedeutung, des Innern und wirkt von da zurück auf die Form, was doch auch bei jener Vereinfachung der Casusformen keineswegs fehlt.

Der immerhin merkwürdige Vorgang wird hübsch in diesem Sinne beleuchtet und gegen den Vorwurf der Gedankenlosigkeit im Gebrauch ähnlich klingender Formen geschützt durch das franz. apprendre, das außer lernen zugleich lehren bezeichnet, und zwar ist hier deutlich, daß die Vereinigung vom lernen ausgegangen ist, lat. apprehendere erfassen. Wie springt aber da der Sprachgeist mit der gewöhnlichen Logik um, die doch den Anspruch macht, die einzige zu sein und das Sicherste und Festeste was es giebt.

Digitized by Google

3) Schuldner und Gläubiger.

Auch dabei werden, und zwar im vollsten Ernst des Lebens, die beiden Begriffe, die die denkbar schärfsten Gegensätze darstellen, in einem Wort zusammengeworfen. Lange nämlich bezeichnete, besonders oberdeutsch, gelt eine Schuld (zu gelten, eigentlich bezahlen), dazu aber gelter, mhd. geltære so gut den Schuldner wie den Gläubiger. Ist das nicht, als ob man schwarz und weiß unbegreiflich sorglos in eins zusammenwerfen wollte? Als würde mit der nöthigsten begrifflichen Unterscheidung kindisch gespielt, und zwar wie gesagt so mitten im Ernst des Lebens?

4) Huld und hold.

Auch da liegt eine Doppelheit vor, die eigentlich den schärfsten Gegensatz darstellt, und doch wird sich gerade hier der Knoten des Räthsels leicht lösen. Noch in unserm Jahrhundert mußte einem neuen Fürsten und Herrn von seinen angeerbten Unterthanen gehuldigt, die Erbhuldigung geleistet werden, altdeutsch zu reden, sie mußten ihm hulden, hulde tuon, d. h. ihm ihre Huld geloben und beschwören. Dagegen gönnte und versicherte der Herr seinen Unterthanen seine hulde, womit eigentlich das ganze Verhältniß zwischen beiden am einfachsten ausgesprochen war, und es war eigentlich die gefürchtetste Form der Strafe, wenn er ihnen seine hulde entzog.

5) Zur Erklärung der Erscheinung.

a) Gerade für hold ist wie gesagt der Anlaß und das Recht der zuerst so auffallenden Erscheinung am leichtesten zu erkennen. Auffallend ist sie aber nur äußerlich, nicht innerlich gesehen. Das holt und hulde bezeichnet das Verhältniß zwischen Herrn und Mannen, das gleichsam zwischen beiden wie innerlich schwebt als ein und derselbe Begriff, daß nämlich jeder der beiden Theile dem anderen in Gesinnung und That seine Zuneigung und Angehörigkeit zeigt, ihm gleichsam mit seinem Wollen und Können zur Verfügung steht, oder kräftiger zu reden sich ihm hingiebt, was für die älteste Zeit gar nicht zu viel gesagt ist. Und dieß Verhältniß, das eigentlich für jeden der beiden Theile dasselbe ist, stellte sich auch äußerlich sichtbar ebenso dar. Denn der Mann neigte sich vor dem Herrn, um diesen damit als höher anzuerkennen, der Herr aber, der höher stand, oder wie im Lehnrecht, saß, während der Mann vor ihm kniete, neigte sich „huldvoll" herab zu jenem und versicherte ihn damit seiner gewogenen und hülfreichen Gesinnung, wie auch Gunst und Beistand im bestimmten Falle so gewährt wurden. Also ein Thun auf beiden Seiten, äußerlich und doch auch innerlich eins. Zu holt aber liegt eben der Begriff der Herabbewegung als stammhaft vor, wie noch deutlich erkennbar ist in Halde, Abhang. Also der Sprachgeist hat mit

Digitized by Google

seiner Logik recht, sie faßt in größter Schärfe den Gegenstand zugleich äußerlich und innerlich.

b) Auch bei gelter als Schuldner und Gläubiger zeigt sich, näher zugesehen, derselbe Grund der Erscheinung. Es handelt sich dabei um das gelt, seien es 2000 Gulden, die in Frage sind. Diese stehn wie zwischen beiden Theilen als Punkt, der ihr Verhältniß bestimmt, und dieß Verhältniß ist in dem zweiseitigen gelter ausgesprochen. Das gelt, die 2000 Gulden, ist ja ein Ding, nur mit zwei Seiten, für die sich das in den Gedanken dahinter klingende gelten doppelt darbietet: gelter einmal, der das gelt gezahlt hat, das andre Mal, der es zahlen soll. Ich denke, damit sind wir genau auf dem Pfade, den dabei der Sprachgeist gieng. Auch da ist das Verhältniß innerlich gefaßt, das sich nur äußerlich verschieden darstellt.

Im Grunde gleich, nur noch deutlicher erscheint das bei Kaufmann, das außer dem Verkäufer eigentlich auch den Käufer bezeichnet (also die Gegensätze), dieß z. B. in dem Sprichworte, das man auf Jahrmärkten hört, wenn die Verkäufer über schlechte Geschäfte klagen: „ja viel Laufleute, aber wenig Kaufleute". Kauf als Kaufgeschäft bildet da die Vermittelung, das einmal besonders zu behandeln ist.

c) Und mit lehren und lernen ist es nicht anders. Auch dieß beides läuft genau besehen in einem Punkte zusammen und ist von dem aus betrachtet. In der Schule, wo man doch den Ursprung suchen muß, ist es ein Wort, ein Satz, ein Lesestück, das Lehrer und Schüler beschäftigt und ihr Thun in sich vereinigt; der Lehrer sagt es vor, der Schüler sagt es nach. Oder in der Rechenstunde, da ist eine Aufgabe das eine Bestimmende, der Lehrer legt sie vor, der Schüler sucht sie zu lösen, der Lehrer hilft dazu; alles dreht sich um den einen Punkt, in dem das Thun des Lehrers und Schülers wie eins erscheint oder eins zu werden strebt: das muß auch hier der Weg sein, den der unbewußte und doch so ins Innere und Tiefe greifende Sprachgeist gieng.

Aber beim Pathen? Ich gestehe, daß ich damit nicht aufs Reine kommen kann. Nur das läßt sich wohl einstweilen behaupten, daß es auch hier das tiefere innere Verhältniß sein muß, das den Sprachgeist so allgemein bestimmt hat, Pathe und Pathchen mit einem Worte oder Stamme zu bezeichnen. Die Übereinstimmung bei Pathe, Gott und Tot, zum Theil in alter Zeit bezeugt, verbürgt allein, daß das Verfahren der Sprache auf gutem, festem Grunde ruht, den es zu finden gilt. Es giebt überhaupt noch sehr viel Arbeit für die Aufgabe, die labyrinthischen Gänge aufzufinden, die der Geist der Sprache bei seinem Schaffen geht.

d) Ähnlich ist es auch, und doch auch wieder anders, wenn feig früher auch in der zur heutigen gerade entgegengesetzten Bedeutung er-

Digitized by Google

ſcheint, z. B. im Liede vom Hörnen Seifried; der Held geht in den Kampf mit dem feuerſpeienden Drachen, den gefährlichſten Kampf, den er je beſtanden, er braucht dazu das Zuſammenraffen des höchſten Muthes:

Do ward der Held Sewfride
So grimmig und ſo feig,
Sein ſchwert das gund er faſſen
Und zu dem Steine (Drachenſtein) ſteig uſw.
Hörn. Seifr. 143, 2.

Die ſo auffallende Doppelheit der Bedeutung im grellſten Gegenſatz erklärt ſich aus der Bedeutung, die im mhd. Gebrauche noch voran ſtand: veige waren die, welche im beginnenden Kampfe durchs Schickſal zu ſterben beſtimmt waren, daher der vielgebrauchte Spruch: ez sterbent wan die veigen. Wer ſich nun, wenns in den Kampf gieng, zu den veigen rechnete, der war dann je nach Gemüthsart entweder feig, wie mans heute nimmt, oder gerade recht tapfer, todesmuthig, waghalſig.

7) Ähnlich iſt es auch mit einer merkwürdigen Doppelheit des Sinnes beim mhd. muoz, muß, das neben der heutigen Bedeutung auch die des Dürfens hatte, auch z. B. in der Rechtsſprache, wobei man meinen möchte, daß es eben damit zu genauem, ſcharfem Ausdruck, wie ihn das Recht verlangt, geradezu unbrauchbar werden und ſchädliche Verwirrung ſchaffen mußte. Und doch iſt dem nicht ſo, ſo wenig wie bei lehren und lernen.

So im Sachſenſpiegel, z. B.: ein vervestet man (eine Art Bann) mûz sich wol ûz ziehen in allen steten binnen deme gerichte (Gerichtsbezirk), da her vervestet ist: zu glicher wîs, als man die klage erheben mûz in allen steten, alsô mûz sich ein man wol ûz ziehen in allen steten. Ssp. III, 17, alle drei mûz meinen darf, kann, von Rechts wegen, es iſt die in dem Rechtsbuch gewöhnliche Bedeutung. Dagegen wie jetzt, z. B. von einer Tochter, die noch im Hauſe und einer, die verheirathet iſt: waz si erbes an erstirbet (ihr als Erbe zufällt), daz mûz si mit der (verheiratheten) swester teilen. I, 5, 2; wem man icht gelten sal (eine Zahlung leiſten), der mûz es (darauf) warten, wen (bis) die sunne undergêt. III, 40, 1. Häufig ſteht aber sol (sal), wo wir muß ſagen.

Die Erklärung der Doppelheit liegt in der Vorzeit, wo muoz vom Willen der Götter galt, den der Prieſter, der Hausvater ermittelte: muoz galt ſowol von dem, was die Götter verlangten, als von dem, was ſie erlaubten. In den Rechtsſtellen vorhin iſt an die Stelle des göttlichen Willens der des Rechtes getreten, das ja unſern Vorfahren etwas Göttliches hatte. Ähnlich oder entſprechend war in Rom fas est ſowol von dem, was die Götter geboten, als was ſie zuließen.

Digitized by Google

Wie ist die preußische Bestimmung über die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda zu verstehen und auszuführen?

Von **Gotthold Böttticher** in Berlin.

Unter den vielen Bestimmungen der neuesten preußischen Lehrpläne, welche zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, ist die über die Lektüre des Nibelungenliedes in Obersekunda vielleicht die unklarste. Viele Bitten um Aufklärung sind bis jetzt vergeblich an die Behörde gerichtet worden; ebensowenig geben Fachzeitschriften Auskunft, weil man offenbar gar nichts damit anzufangen weiß. Aber einmal muß doch diesem unerträglichen Zustande ein Ende gemacht werden, und das ist nur möglich, wenn sich die Fachgenossen öffentlich darüber aussprechen, wie sie diese Bestimmung ausführen. Dazu möchte ich hier den Anfang machen, indem ich die Ansicht einer Anzahl von Berliner Kollegen, die sich in der Gesellschaft für deutsche Philologie zusammenfinden, darüber mitteile. Wir haben dem wichtigen Gegenstande zwei Sitzungen gewidmet und auf Grund eines Vortrages Rudolf Lehmanns einige Thesen vereinbart, die ich mir erlaube hier mit der nötigen Begründung bekannt zu machen. Wir halten uns nicht nur für berechtigt, nach diesen Grundsätzen zu verfahren, sondern glauben auch wirklich den eigentlichen Sinn des Gesetzgebers getroffen zu haben, wenn wir nicht amtlich eines Besseren belehrt werden. Um so einen festen Boden zu gewinnen und auch andern dadurch einen Anhalt zu geben, wählen wir diesen Weg der öffentlichen Erklärung, die zugleich für die Herren Fachgenossen Veranlassung werden soll, sich ebenfalls zur Sache zu äußern.

Die Bestimmung der neuen Lehrpläne, auf die es hier ankommt, heißt: „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben, welche vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind."

Diese Worte werden vielfach so verstanden, daß die Schüler eine Übersetzung des Nibelungenliedes in der Hand haben sollen, nach welcher das ganze Gedicht behandelt wird, und daß der Lehrer nur verpflichtet ist, irgend einmal ein paar Strophen des mittelhochdeutschen Originals als „Proben" vorzulesen und zu erklären. Wir leugnen nicht, daß der Wortlaut diese Auffassung zuläßt, aber wir können zur Ehre des Gesetzgebers nicht glauben, daß eine solche Oberflächlichkeit wirklich in seinem Sinne gelegen habe. Der Lehrer soll Teile eines Gedichts in fremdartiger Sprache erklären, die er nur vorliest, ohne daß die Schüler dieses Gedicht selbst vor Augen haben! Es ist ja klar, daß kein Schüler, auch der begabteste nicht, davon mehr gewinnt, als auf

Digitized by Google

dem Wege vom einen zum andern Ohr, vom hinein zum hinaus hängen bleiben kann, d. h. eben absolut nichts. Ist das aber das Ergebnis, so ist die Zeit, die darauf verwandt wird, verschwendet, und ein härterer, vernichtenderer Vorwurf könnte diese Bestimmung nicht treffen, als der, daß sie nötigt, die ohnehin so knappe, so kostbare Zeit, die dem deutschen Unterrichte zugemessen ist, für völlig unnütze Dinge zu vergeuden. Wäre das der Sinn, so wäre es wahrlich besser beim Alten geblieben, wo die Beschäftigung mit dem Originaltexte mit klaren Worten verboten war. Wenn nun aber im Gegensatz dazu die neuen Lehrpläne bestimmen, daß die Schüler mittelhochdeutsche Texte kennen lernen sollen, so muß auch gemeint sein, daß sie wirklich etwas davon haben, nämlich einen Eindruck von der Eigenart des Originals, den eine Übersetzung nicht geben kann. Das ist aber nur möglich, wenn die Schüler den mittelhochdeutschen Text der Stücke, die der Lehrer vorliest und erklärt, vor Augen haben.

Wir hoffen mit dieser Andeutung des Zieles, das diesem Zweige des deutschen Unterrichts in der Obersekunda offenbar vorschweben muß, keinen Widerspruch zu finden, und es fragt sich nun weiter, wieviel dann zu dessen Erreichung auf diese Weise mittelhochdeutsch gelesen werden soll. Hierüber ist gar nichts bestimmt, es ist in das Ermessen des Lehrers gelegt, er kann wählen, soviel er für nötig hält. Keinesfalls kann er — aus praktischen Gründen — das ganze Nibelungenlied, noch weniger alles andere, was er aus der mittelhochdeutschen Litteratur bieten will, im Original lesen, aber es darf auch nicht zu wenig sein; der Text, den die Schüler in der Hand haben, muß mindestens die Möglichkeit bieten, die großen Hauptabschnitte des Nibelungenliedes im Zusammenhange zu lesen. Wer es nur einmal damit versucht hat, der wird wissen, welches Interesse die Schüler dem Original entgegenbringen, und mit welchem Eifer sie dann selbst weiterlesen, so daß nach gar nicht langer Zeit die Übersetzung sich als ganz überflüssig erweist, vorausgesetzt, daß die Schulausgabe die nötigsten Erläuterungen enthält, wie etwa die Ausgabe in unsern „Denkmälern". Da nun auch thatsächlich in jener Bestimmung von einer Lektüre des Nibelungenliedes in der Übersetzung gar nicht die Rede ist, so stellen wir auf Grund aller dieser Erwägungen und Erfahrungen als erste These auf:

1. Mit dem Wortlaut der Lehrpläne und Lehraufgaben vom Jahre 1891 ist es vereinbar und zur Erreichung der Ziele, welche dem deutschen Unterrichte der O. II. vorschweben müssen, ist es erforderlich, daß die Schüler bei der Lektüre des Nibelungenliedes den Originaltext in Händen haben.

Digitized by Google

Eine Übersetzung daneben zu gebrauchen ist natürlich nicht ausgeschlossen. Sie ist unseres Erachtens beim Nibelungenliede unnötig, bei dem viel schwierigeren Walther dagegen sogar erforderlich. (Vgl. dazu unten These 5.) Das folgt aus den weiteren Erwägungen über die Methode, die bei dem gedachten Betriebe zur Anwendung kommen muß.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns bei der mittelhochdeutschen Lektüre des Nibelungenliedes durchaus auf den Boden stellen, den seinerzeit Müllenhoff in der Zeitschrift für Gymnasialwesen[1]) und Hildebrand in seinem Buche vom deutschen Unterricht[2]), auch Münch, Paulsen u. a. bereitet haben. Diese Ansichten sind zu bekannt, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchten. Wir können daher ohne weiteres unsere zweite These anfügen, die diesem Standpunkte genau entspricht. Sie lautet:

2. Das Ziel der mittelhochdeutschen Lektüre ist nicht eine Aneignung der Sprache auf Grund grammatikalischer Kenntnisse, wie sie der fremdsprachliche Unterricht erstrebt, sondern ein Verständnis der poetischen Eigenart und der sprachlichen Form der gelesenen Werke. Damit zugleich soll ein Verständnis für die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache angebahnt werden.

Wie aber soll nun der Schüler entsprechend dem allgemein anerkannten pädagogischen Grundsatze gemeinsamer Arbeit des Lehrers und Schülers zur Mitarbeit herangezogen werden? Es würde allen pädagogischen Errungenschaften der Neuzeit Hohn sprechen, wenn der Lehrer die ganze Stunde hindurch allein sprechen und eben nur „vorlesen und erklären" wollte. Er muß sich überzeugen, daß seine Mitteilungen auch verstanden werden und muß dadurch die Schüler zur Selbstthätigkeit führen, so daß sie mit Hilfe geeigneter Erläuterungen des Textes endlich auch selbständig lesen können. Die Erfahrung bestätigt, daß das sehr bald erreicht wird, ohne irgend welche Arbeitsüberlastung. Es ist ja eine Lust, sich einmal so frei in einer dem Schüler noch ganz unbekannten Region mit ihnen tummeln zu können, ohne Rücksicht auf den Regel- und Formenkram, ohne die leidige Angst vor der roten Tinte, den Strichen und Kreuzen, den Fehlern und Böcken. Der Stoff ist ihnen zumeist schon bekannt und muß ihnen erst nochmals völlig vertraut gemacht werden, und dann treten sie an die eigenartige, ihnen ganz neue Form des Originals heran und gewinnen an ihm ein ganz neues Interesse und dringen damit erst in die Tiefe.

1) VIII (1854) S. 177—199.

2) 4. Aufl. S. 223—268.

Digitized by Google

Wir bezeichnen also die von dem Schüler zu erwartende Leistung in der dritten These so:

3. Die Leistung des Schülers, welche der Unterricht anstrebt, ist nicht eine präparierte oder extemporierte Übersetzung, sondern ein verständnisvolles Vorlesen in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung. Hierzu hat der Lehrer durch eigenes Vorlesen und durch sprachliche wie sachliche Erklärungen anzuleiten.

Ohne eine gewisse grammatische Unterlage kann natürlich auch von keinem verständnisvollen Vorlesen die Rede sein. Die Schüler müssen also auch mit den wichtigsten grammatischen Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen vertraut gemacht werden. Nach allem aber, was bisher gesagt ist, darf dies nicht in systematischen Vorübungen geschehen, durch Deklinieren und Konjugieren, sondern in ausschließlich heuristischem Verfahren. Gerade hier wird sich die Kunst des Lehrers zu zeigen haben. Es gilt typische Stellen geschickt auszuwählen, zu gruppieren und das Gefundene an geeigneter Stelle klar zusammenzufassen und dabei doch diese grammatischen Beobachtungen stets nur als Mittel zum Zweck erscheinen zu lassen. Unsere vierte These lautet daher:

4. Das Verfahren bei der Erklärung der grammatischen Formen ist durchaus induktiv. Eine systematische Belehrung über mittelhochdeutsche Grammatik ist der Lektüre nicht voranzuschicken (vergl. den Schluß des Artikels).

Und in welchem Umfange sollen mittelhochdeutsche Dichtungen zur Lektüre herangezogen werden? Das Nibelungenlied steht obenan, darüber ist kein Streit. Wie steht es aber mit den anderen? Offenbar ist es für das Verständnis des Mittelalters unbedingt notwendig, daß die Schüler auch mit der höfischen Dichtung in ihren hervorragendsten Erscheinungen vertraut gemacht werden und nicht nur sogenannte „Ausblicke“ erhalten. In Betracht kommen Hartmanns Armer Heinrich, Wolframs Parzival und Walther. Der Arme Heinrich kann, besonders wenn das Nibelungenlied vorausgegangen ist, ohne Schwierigkeit mittelhochdeutsch gelesen werden, bei Wolfram dagegen ist es unmöglich und bei Walther sehr schwierig. Der Arme Heinrich kann nebst manchem andern, sei es in Übersetzung oder im Text (vgl. unsere „Denkmäler“ II, 2) völlig der Privatlektüre überlassen werden, der Parzival aber gehört seinem Inhalte nach in die Prima und sollte dort, wo es irgend möglich ist, in der Übersetzung gelesen werden. Es giebt keine wirksamere und vertiefendere Ergänzung zum Geschichts- und Religionsunterrichte dieser Klasse als den Parzival, und nach den Erfahrungen, die man bei Auf-

Digitized by Google

stellung der Lehrpläne in den einzelnen Anstalten macht, hat die Genehmigung der Verlegung des Parzival nach Prima gar keine Schwierigkeit.[1]) Aber auch in der Obersekunda würde sich Zeit dafür erübrigen lassen, wenn man streng bei den Lehrplänen bleiben zu müssen glaubt. Da nun aber hier von der Heranziehung des Originals in keinem Falle die Rede sein kann, so bleibt für die Lektüre höfischer Dichtungen im Urtext nur noch Walther übrig. Auch Walthers Gedichte bieten erheblich mehr Schwierigkeiten als das Nibelungenlied, aber hier macht es der geringe Umfang der Gedichte möglich, daß man eine völlig ausreichende Auswahl in kleiner und billiger Ausgabe zugleich mit neuhochdeutscher Übersetzung den Schülern in die Hand geben kann. Eine solche Ausgabe liegt in unsern „Denkmälern" II, 1. (3. Aufl.) vor. Die Schüler lernen dann zuerst in der Übersetzung den Inhalt genau kennen und werden vom Lehrer in der oben bezeichneten Weise auch mit der poetischen Eigenart des Urtextes vertraut gemacht, so daß sie ihr Verständnis in derselben Weise durch richtiges Vorlesen bezeugen können, wie beim Nibelungenliede. Diese Lektüre gewährt insofern noch mehr Genuß, als man hier bei den kleinen Gedichten in jeder Stunde etwas Abgeschlossenes und Abgerundetes gewinnen kann. Wir stellen daher als letzte These für die Lektüre mittelhochdeutscher Dichtungen im Original auf:

5. Neben dem Nibelungenlied (erstes Vierteljahr) ist als Vertreter der höfischen Dichtung Walther (zweites Vierteljahr) in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen.

Wir stellen diese Thesen hiermit zur Diskussion und bitten die verehrten Fachgenossen, die derselben Meinung sind, ev. einfach ihre Zustimmung in dieser Zeitschrift erklären zu wollen. Auf andere Weise kann dem Zustande fortwährenden unsicheren Tappens kein Ende gemacht werden. Ich darf endlich hinzufügen, daß unsere Auffassung auch an leitender Stelle, insbesondere vom Herrn Geh. Rat Höpfner, geteilt wird, und ferner, daß vorstehende Thesen auf der Philologenversammlung in Wien die einstimmige Zustimmung der sehr stark besuchten germanistischen Sektion gefunden haben.

Da es vielleicht auch interessiert, wie wir uns die hier in großen Strichen gezeichnete Methode im einzelnen ausgeführt denken, so äußert sich Herr Professor Dr. Kinzel darüber folgendermaßen:

1) Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß mit der zweiten Auflage meiner Parzivalausgabe noch eine besondere gekürzte Schulausgabe (Friedberg & Mode 1,25 M.) erschienen ist.

Digitized by Google

„Da uns durch die neuen Lehrpläne für die Behandlung des deutschen Mittelalters nur ein halbes Jahr gewährt ist, so ist es wünschenswert, das längere Winterhalbjahr dafür zu verwenden.

Die Verteilung des Stoffes ist so vorzunehmen, daß im ersten Vierteljahr das Nibelungenlied, im zweiten Walther von der Vogelweide im Mittelpunkt des Unterrichtes steht.

Zur Vorbereitung auf jenes belehrt man die Schüler über die Entwickelung der Volksdichtung und zeigt ihnen einmal, worin der Wert und die Bedeutung dieser nationalen Poesie liegt, dann wie diese Entwickelung im 9. Jahrhundert durch die Einführung des Christentums durchbrochen wird. Man gewährt ihnen zu dem Zwecke gründliche Einblicke in das Hildebrands- und Waltharilied und oberflächliche Ausblicke (hierzu mag das schöne Wort Verwendung finden) auf die christliche Dichtung. Nachdem man dann von der Entstehung des Nibelungenliedes kurz erzählt und den schon bekannten Stoff in großen Zügen ins Gedächtnis zurückgerufen hat, beginnt man frisch und ohne Umschweife das Lesen, und zwar mit dem Traum der Kriemhild; auf die Einleitung wird erst später einmal gelegentlich Rücksicht genommen. Der Lehrer liest vor, erklärt das Nötigste, fragt, was noch Schwierigkeiten macht, und überzeugt sich, daß der Sinn verstanden ist. Nach den ersten vier Strophen folgt eine Zusammenfassung; dann werden mehrere Schüler veranlaßt, das Durchgenommene noch einmal mit Verständnis vorzulesen. In vier bis fünf Stunden treuer Arbeit sind die Schwierigkeiten überwunden, die Begeisterung ist geweckt, und das Vergnügen fördert den Genuß. Jetzt müssen die Schüler allein vorlesen, durch Inhaltsangabe beweisen, daß sie verstanden haben, und durch Fragen zeigen, daß sie mit Aufmerksamkeit gelesen haben.

Am Schluß einer jeden Stunde oder als Abschluß mehrerer Lesestunden faßt der Lehrer einige sprachliche Erscheinungen, welche beobachtet worden sind, kurz zusammen. Am Schlusse des Vierteljahrs fügt er die vorgeschriebene Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache an. In den Weihnachtsferien ist ein Auszug aus der Gudrun in Übersetzung zu lesen und durch einen Aufsatz oder Vorträge die Erledigung dieser Aufgabe zu prüfen.

Im zweiten Vierteljahr ist nun ganz entsprechend zu zeigen, wie die natürliche Entwickelung unserer vaterländischen Dichtung zum anderen Mal durch die höfische Poesie durchbrochen worden, welche ihre Anregungen und Stoffe wesentlich aus der Fremde bezog, wie trotzdem durch die Entfaltung des Rittertums in einer bewegten Zeit die Kunst zu hoher Blüte gekommen, so lange der deutsche Geist und das deutsche Gemüt der fremden Einflüsse Herr wurde, wie diese sich aber eigentlich nur in

Digitized by Google

der Lyrik rein und groß entfalten konnten. Darum müssen die Schüler gründlich in Walther von der Vogelweide eingeführt werden, nachdem ihnen an einer kleinen Zahl vorwaltherscher Lieder die Entfaltung der deutschen Lyrik gezeigt ist, was von unschätzbarem Wert und nirgend sonstwie möglich ist.

Aber Walther kann nicht ohne Übersetzung gelesen werden. Ein lyrisches Gedicht zum Verständnis zu bringen, ist auf dieser Stufe überhaupt schon schwer; Walther hat aber seine ganz absonderlichen Schwierigkeiten, wie jeder Kenner weiß. Also nehme man zuvörderst ein jedes Gedicht in der Übersetzung vor und mache die Schüler mit dem Inhalt ganz vertraut. Dann erst lese man ihnen dasselbe im Urtext vor. Von den Nibelungen her haben sie nun soviel Mittelhochdeutsch gelernt, daß sie nicht bloß folgen, sondern auch (die Besseren wenigstens) genießen können.

Alle andere höfische Dichtung, Hartmanns Armen Heinrich und Parzival, kann man dann im „Ausblick" erledigen, der Privatlektüre überlassen, für Vorträge verwenden oder auf gelegene Zeit verschieben.

Zu Schillers Ring des Polykrates.

Von **Th. Becker** in Neustrelitz.

Draheim stellt VII, 7 flg. die wichtige Frage: Was sind Schillers antike Dichtungen *uns*? Wirken sie weiter nichts, als daß sie uns rein gegenständlich den längst verlassenen Standpunkt einer alten Zeit schildern, so sind sie vielleicht noch als Veranschaulichungen eben jener Auffassungsweise zu gebrauchen; uns aber, unserm Herzen sind sie nichts. Ich will in Bezug auf Schillers Ring des Polykrates zeigen, wie er auch uns in gewissem Sinne noch etwas sein kann.

Dazu sind zunächst einige Worte über den sogenannten Grundgedanken des Gedichtes nötig. J. Brock, II, 247 flg. bringt dasselbe in Verbindung mit Schillers philosophischen Gedanken über das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Wirklichkeit, zur Realität: der Mensch kann keine sichere Herrschaft über die Außenwelt ausüben, er kann sie sich nicht bis zu dem Grade dienstbar machen, daß sie sich seiner Macht zu entziehen nicht im stande wäre. Nun mag ja Schiller als Philosoph durch einen solchen allgemeinen Gedanken in ein Verhältnis zu dem überlieferten Sagenstoffe getreten sein; als Dichter muß er seine Freude auch an der lebensvollen Anschaulichkeit gehabt haben, in der die Sage erscheint. Jedenfalls können wir, können unsere Schüler nicht bei

Digitized by Google

jener blassen Abstraktion stehen bleiben. — Bestimmen wir den Gedanken genauer, so ist die Frage nach dem Glück des Menschen gestellt. „Gestehe, daß ich glücklich bin," sagt Polykrates. Aber nach dem Glück nicht in dem Sinne, daß erwogen würde, ob das Glück in äußeren Dingen, in Sieg und Reichtum bestehe oder im Herzen seinen Sitz habe (Draheim, Seite 9, bringt das nicht ganz richtig mit hinein), sondern ob ein irgendwie erworbenes äußeres Glück *beständig* sei. Wenn wir nun aber sagen, daß seine Unbeständigkeit gelehrt wird, ist auch das noch zu unbestimmt, als daß dadurch die eigentümliche Lebensanschauung des Gedichtes bezeichnet würde. Daß den Menschen oft Unglück trifft, das wissen wir freilich! Daß einen Menschen von großem Besitze leichter Unglück trifft, als einen andern, können wir uns wohl natürlich daraus erklären, daß er dem Unglück gleichsam mehr Angriffspunkte bietet. In Schillers Gedicht aber kommt es darauf an: wie ist der *Grund* dieses Unglückes aufgefaßt? Und da als solcher der Neid der Götter gilt, so *ist dieser der Grundgedanke des Gedichtes*! Was soll es uns helfen das, worauf es eigentlich ankommt, zu verflüchtigen? Mit demselben Rechte, wie hier, könnte jemand sagen, daß auch im Hiob die Unbeständigkeit alles äußeren Glückes der Grundgedanke sei, während doch gerade, wie hier, der Grundgedanke des Hiob erst hervortritt, wenn wir nach Grund oder Zweck des Unglücks fragen: leidet er es als Strafe oder als Prüfung? Es ist also auch beim Ring des Polykrates nicht der Fall, daß der allgemeine Gedanke von der Unbeständigkeit des äußeren Besitzes das Wesentliche wäre und die mythologische Form, in der er erscheint, etwas Gleichgiltiges. Vielmehr kommt gerade auf diese Erscheinungsform alles an.

Soll also der Ring des Polykrates *uns* noch etwas sein, soll er *dem Schüler* vertraut werden, so muß dieser griechische, heidnische, fremdartige Gedanke als noch jetzt im Deutschen, im Schüler, in uns allen lebendig aufgezeigt werden. Viel weniger wichtig ist die Geschichte mit dem Ringe, sie kann eher als bloß äußerliche Einkleidung gelten. Doch mögen auch für sie Anknüpfungspunkte in unserm deutschen Gedankenvorrat dankenswert sein. Ich beginne damit.

Die Ringsage ist offenbar eine von denjenigen, welche zu vielen Völkern gewandert ist. Sie liegt, dem Schüler sehr zugänglich, zunächst vor in Adolf Böttgers Gedicht Stavoren (Paulsieks Lesebuch für Quinta). Sie spielt dort am Zuidersee in christlicher Zeit. Auch dort wird der Ring ins Meer geworfen in der Überzeugung, daß er nie wieder herauskommen könne; aber er findet sich, wie in der griechischen Sage, im Magen eines Fisches. Jedoch zu ganz verschiedenen Zwecken wirft man den Ring in die Tiefe: Polykrates betrachtet ihn als ein Opfer, durch welches er feindliche Mächte versöhnen will; das Fräulein pocht auf ihr

Digitized by Google

Glück, das sie für unzerstörbar hält, sie will anschaulich machen, daß auch Gott ihr nicht schaden kann, sie trotzt wie Niobe und könnte mit ihr ausrufen: maior sum, quam cui possit fortuna nocere. So ist denn auch der Grund, welcher das Fräulein ins Verderben stürzt, nicht der Neid mißgünstiger göttlicher Mächte, sondern der Zorn des Christengottes über ihren frevelhaften Sinn.

In anderer Form tritt die Geschichte von dem ins Meer geschleuderten und in einem Fische unvermutet wiedergefundenen Gegenstande, der nun aber kein Ring, sondern ein Schlüssel ist, uns entgegen in dem Gregorius Hartmanns von Aue (früher abgedruckt in Paulsieks Lesebuch für Sekunda und Prima, 1. Auflage, Seite 211). Gregorius wird auf eine Insel am Strande Aquitaniens ausgesetzt, weil man ihn für einen Betrüger hält. Der Fischer wirft den Schlüssel, mit dem er seine Eisenbande geschlossen, ins Wasser mit den Worten: daz weiz ich âne wân, swenn ich den slüzzel funden hân ûz dirre tiefen ünde, so bist dû âne sünde unde bist ein heilic man. Als Gregorius später in Rom zum Papst gewählt ist und Abgesandte ihn suchen, hat der Fischer gerade einen schönen Fisch gefangen, mit dem er die Boten bewirten will, aus seinem Magen kommt der Schlüssel zu Tage. So ist das Wunder hier ein Beweis, durch den Gott seine Unschuld klarlegt.

Es giebt noch andere entsprechende Sagen, die alle das gemeinschaftlich haben, daß scheinbar unmögliche Dinge unerwartet wirklich werden. So Macbeth und der wandernde Wald von Dunsinam, so Gustav Adolf, der nur von einer silbernen Kugel getötet werden kann und fällt, weil sein Mörder in Ermangelung einer Kugel einen abgeschnittenen silbernen Jackenknopf geladen hat. Eine Vergleichung solcher aus den verschiedensten Zeiten und Völkern stammenden Sagen ist sehr anregend für die Schüler. Sie erweckt zunächst Staunen, daß überall dieselbe Grundform in wechselnder Gestaltung wiederkehrt; sie lockt auch wohl die Frage hervor, woher diese Ähnlichkeit stamme, und wenn man darauf auch keine rechte Antwort zu geben weiß, so ist es doch für den Schüler wichtig genug zu sehen, daß eine solche Frage überhaupt besteht.

Nun aber zum Neide der Götter! Da wird es sich zunächst empfehlen das Gedicht des Grafen A. F. von Schack, der Triumphator, heranzuziehen. Wir bleiben damit zwar im Altertum, aber wir erreichen doch das eine, daß wenigstens dort der Neid der Götter für die Schüler nicht so isoliert ist, als er zu sein pflegt. Ämilius Paullus triumphiert über König Perseus von Macedonien, mitten in der Festesfreude trifft ihn die Nachricht, daß seine Söhne gestorben seien. Er aber, statt traurig zu sein, dankt den Göttern: schon immer habe ihn die Angst gequält, daß Rom wegen seines unerhörten Glückes von den Göttern

Digitized by Google

verfolgt werden könnte; nun hoffe er, der neidische Zorn habe sich entladen in dem zerschmetternden Strahl, der ihn getroffen habe, und willig wolle er zum Besten des Vaterlandes das persönliche Unglück auf sich nehmen. Da ist also der Götterneid in reinster Form, aber in Verbindung gebracht mit der opferfreudigen Vaterlandsliebe des echten alten Römers.

Wenden wir uns jetzt nach Deutschland, so können wir den Götterneid natürlich nicht im Christentum finden, wohl aber in dem noch immer verborgen weiter wuchernden Heidentum. In G. Klees sieben Büchern deutscher Volkssagen findet sich I, 284 (Nr. 213) abgedruckt eine Sage von der Ahnfrau des großen Freiherrn von Stein aus der Gegend von Nassau. Die alte Burgfrau hat zwei Söhne und vier Schwiegersöhne, sie sieht diese einst alle zu Tisch um sich und fühlt sich beunruhigt durch ihr überreiches Glück. Voll von diesen Gedanken spricht sie mehrmals vor sich hin: O Gott, dieser Ehren ist zu viel! In der Nacht verschwindet sie, und alles Suchen der Ihrigen ist umsonst. Sie hat freiwillig alle Ehren und Freuden aufgeopfert, um sich „vor sündigem Stolz zu bewahren", aber auch um „dem Schicksal Sühne für ihr all zu großes Glück zu bieten, damit nicht eins ihrer Kinder oder Enkel dafür büßen müßte." Das Geschick hat sich versöhnen lassen, Jahrhunderte lang hat das Geschlecht in Glück und großen Ehren geblüht. — An die Stelle der neidischen Götter ist hier das neidische Schicksal getreten. Der Unterschied vom Ringe des Polykrates ist nur, daß in der deutschen Sage das Opfer angenommen wird, in der griechischen nicht.

Aber nicht nur in alten Sagen aus der Urväter Zeiten, nein, auch in lebendigen Sprichwörtern und Gebräuchen haben wir noch heute den Neid der Götter oder, wie es nun richtiger heißen muß, böser Mächte. Als im 1. Akte von Goethes Götz Weislingen den kleinen Karl begrüßt hat, sagt er zu dem Vater: „Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!" worauf Götz antwortet: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten, — doch mir wär's willkommen." Was meint er damit? Schwerlich, daß innerhalb der Persönlichkeit seines Sohnes Karl neben glänzenden Vorzügen dunkle Flecken sich finden! Vielmehr, daß er, Götz, sonst vom Glücke in den meisten Beziehungen begünstigt, in dieser einen Unglück habe, da der Sohn ihm unähnlich sei und aus der Art schlage. Gehen wir nun auf die sinnliche Anschauung und Erfahrung zurück, welche dem von Götz gebrauchten Sprichwort zu Grunde liegt, so ist das Licht die Ursache des Schattens; erst wenn in einem Raume helles Licht entzündet ist, entsteht infolge des Lichtes starker Schatten. So ist auch in Götzens Gedanken ein ursäch-

Digitized by Google

licher Zusammenhang zwischen dem Glück auf der einen Seite, dem Unglück auf der andern. Wie kann nun aber Glück die Ursache von Unglück anders sein, als durch das Eingreifen neidischer Mächte? Und in diesem Sinne wird auch im Leben das Sprichwort wirklich angewendet. Damit soll, wie ich nebenbei bemerken muß, natürlich nicht gesagt sein, daß es immer diesen Sinn hat. Oft kann auch ein natürlicher Zusammenhang zwischen Licht- und Schattenseiten da sein, wie wenn z. B. große Begabung eines Schülers die Ursache ist, sei es von Hochmut und Einbildung, sei es von bequemer Trägheit, oder wenn hohe Stellung den Menschen zur Eitelkeit und Anmaßung verführt, u. s. f. Aber ursprünglich, möchte ich glauben, sind immer die neidischen Mächte im Spiel.

Ein verwandtes Wort ist: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe. Die Vorstellung, welche jenes Glück als die Quelle dieses Unglücks erscheinen läßt, ist doch auch hier offenbar, daß der Mensch nicht hoffen dürfe, auf beiden Gebieten Erfolge zu erringen; begünstigt das Geschick seine Liebe, so giebt es ihm zum Ausgleich, d. i. aus Neid Verluste im Spiel.

Und noch ein Sprichwort! „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben". Warum nicht? Man wird zunächst antworten: weil man nicht sicher ist, ob nicht doch noch ein Unglück komme, also wie Ovid sagt, dicique beatus ante obitum nemo supremaque funera debet. Aber es ist vielleicht noch tiefer zu fassen, das Loben selbst ist gefährlich. Schweigt man still, so bemerken jene tückischen Mächte es vielleicht nicht, daß es uns gut geht, und so entschlüpfen wir ihrer Bosheit; loben wir aber den Tag, so hören sie's, werden aufmerksam und können nun ihr hämisches Werk beginnen. — Darauf gründet sich dann ja auch ein weit verbreiteter Gebrauch: wer von seinem Glücke spricht, den warnen wir wohl: Verrufe es nicht! Oder wenn ich den Leichtsinn begangen habe, mein eigenes Wohlbehagen befriedigt zu äußern, so setze ich wohl ängstlich hinzu: Unverrufen! und klopfe zu höherer Sicherheit dabei dreimal auf den Tisch.

Und dieser heidnische Aberglaube, den wir uns so fern glaubten, und der nun zu unserer Überraschung unsere nächste Umgebung, ja uns selbst beherrscht, er muß wohl allgemein menschlich sein, ich finde ihn auch in Italien. Salvatore Farina, in seinem trefflichen Werk „Mein Sohn" I, 135 (Engelhorns allgemeine Romanbibliothek), sagt: „Ein Feind war in unser Haus gedrungen: die Furcht. Unser eigenes Glück eben war es, das einen schweren Schatten um sich her warf; all unsre Ruhe ging unter in dem abergläubischen Gedanken: Wir sind bisher allzu glücklich gewesen". S. 137: „Unsere Stürme haben wir auch gehabt, sagte ich, wir haben auch unser Teil durchgemacht. Und ich stöberte in

Digitized by Google

der Vergangenheit herum und suchte mühsam all die vergessenen Leiden unseres Lebens zusammen, um damit den Neid der Götter zu beschwören". Hier ist freilich der Ausdruck „Neid der Götter" verdächtig, er sieht gelehrt aus und angelernt. Aber wer Farina gelesen hat (und er ist es wert), der wird ohne weiteres der Überzeugung sein, daß es selbst empfunden ist.

Ich bin am Ziel: wir haben die heidnische Vorstellung wieder gefunden auf deutschem Boden, im Volksaberglauben einer christlichen Zeit. Und weil dieser Aberglaube über fast alle noch mehr oder weniger Macht hat, so knüpft Schillers Ring des Polykrates an lebendige Vorstellungen der Gegenwart an, er ist etwas für uns. Die Schüler aber erhalten dadurch gleichzeitig an einem anschaulichen Beispiel den Beweis für die wichtige Thatsache der Geistesgeschichte, daß das Heidentum als versteckte Grundströmung noch fortgeht unter dem Hauptstrom des Christentums, sie lernen sich selbst erkennen.

Bedeutungswandel einiger Worte seit dem vorigen Jahrhundert, insbesondere des Wortes Schrecken.

Von **Eugen Lammer** in Horn (Niederösterreich).

In dieser Zeitschrift (II. 118) wurde schon einmal (von A. Mühlhausen) darauf hingewiesen, welche schwierige Aufgaben das Übersetzen aus fremden Sprachen stellt. Hält man sich nur einmal all die Dinge vor Augen, die bei einem solchen Umgießen eines gegebenen Materials in eine ganz andere und doch wesensgleiche Form mit Recht gefordert werden, so erkennt man bald die Unmöglichkeit einer wirklich vollkommenen Übersetzung: Aus dem grob Logischen läßt sich freilich bald eine Stelle hauen, und damit begnügt sich zumeist die rein verstandesmäßige Arbeit der Schulübersetzung. Aber wie leicht auch hier schon arg gesündigt werden kann, zeigte Lothar Bucher an der berühmten Hamletstelle:

> Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
> Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio,

heißt es bei Schlegel; philosophy bedeutet aber in der älteren Sprache Naturforschung oder allgemeiner: alle Wissenschaft, die der Offenbarung nicht bedarf.

Noch schlimmer wird es, wenn man tiefer bohrt: Auch in den besten Übersetzungen giebt es kaum einen Ausdruck, der sich völlig mit dem übersetzten deckt, so daß sein Umfang nicht weiter oder enger, sein Sinn

Digitized by Google

nicht unbestimmter oder schärfer zugeschnitten wäre. Wenn wir nun erst die charakteristische Satzfügung und Wortstellung, den Gefühlswert der Worte und Redewendungen oder gar die eigenartige Musik einer Sprache, ihren ganz ursprünglichen Rhythmus, den Geist ihres Versmaßes auf uns wirken lassen, — welcher Genius wäre gewaltig genug, all dies in einer fremden Sprache so wiederzugeben, wie sich der Schöpfer des Urtextes in dieser Sprache gefaßt hätte?

Wer hat z. B. den Geist, Gefühlswert, Sprachrhythmus der folgenden Iliasstelle getreu abgespiegelt, der fast mustergiltig gewordene Voß oder Hermann Grimms keck geistvoller Wurf?

„Unmuthsvoll begann der Herrscher im Donnergewölk Zeus:
Heillos traun ist solches, daß du mit Here zu hadern
Mich empörst, wann sie künftig mich reizt durch schmähende Worte.
Zanket sie doch schon so im Kreis der unsterblichen Götter
Stets mit mir und saget, ich helf' im Streite den Troern.
Eile denn du jetzt wieder hinweg, daß nicht dich bemerke
Here . . . . . ."

„Schwer bedrängt begann der Wolkenversammler:
Böse Geschichten: Wie du mich da mit meiner Frau
Wieder verfeindest, daß sie zu zanken anhebt: sie behauptet,
Daß ich den Troern hülfe. Mach dich davon!
Daß sie nichts merkt."

Von beiden kann doch höchstens einer Recht haben, da hier sogar ein grundverschiedener Gottesbegriff des Dichters herausklingt.

Daß eine wahre Übersetzung aus dem älteren Deutsch vielleicht noch weniger geleistet werden kann, ist auch eine oft gesagte Wahrheit: Wie plump archaistisch oder wie geschmacklos modern klingen gewöhnlich die Versuche, das Nibelungenlied zu übertragen. Seit in Österreich das Mittelhochdeutsche wieder dem Lehrplan des Deutschen eingefügt wurde, haben wir Lehrer der Muttersprache von neuem den alten Kampf mit dieser Schwierigkeit aufgenommen; die Feinfühlendsten helfen sich so, daß sie gar nicht übertragen, sondern nur über die Stelle sprechen, sich ihr von verschiedenen Seiten plaudernd nähern. Aber man hat stets alle Hände voll von dem Unkraut von Mißverständnissen, das durch die Lautverwandtschaft alter und neuer Worte in dem Schülerhirn aufschießt und nun wieder mühsam zu jäten ist.

Noch schlimmer wird dies bei der Sprache des 18. Jahrhunderts. Die Sprache der Deutschen von Klopstock bis Goethe ist die gleiche wie unsere heutige; und doch klingt schon vieles unserem Ohr fremd. Daher glauben wir ihre Reden ohne weiteres verstehen zu können, während sich der Sinn oft ganz verschoben hat. Manches Hierhergehörige ist den

Digitized by Google

Fachgenossen bekannt, aber dem großen Publikum nicht, anderes harrt noch der Entdeckung, zusammenfassende Werke mangeln völlig.[1])

Welcher Theaterbesucher, der nicht Germanist ist, versteht Fausts Worte „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", anders als: „Das Leid aller Menschen"? Und doch heißt es: „Das tiefste Leid, das die menschliche Natur empfinden kann"; ebenso Ideal und Leben 12: „Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen", also Menschheit ist nicht ein Umfang (omnes homines), sondern eine Eigenschaft (natura humana) im Gegensatz zur Tierheit. Erst jetzt versteht man „die Grenzen der Menschheit", es sind die Grenzen des menschlichen Vermögens. Max Piccolomini (W. T. II, 2) meint ebenfalls damit die menschliche Schwäche: „Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das glückliche Gefühl". Ähnlich Ideal und Leben 10: „Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße steht vor des Gesetzes Größe". Oft wird das Wort im Jahrhundert der Humanität mit dem gleichen Pathos ausgesprochen wie „Mensch": „Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Atemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, ... wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen." (Egmont V.) Man muß also dieses Wort in jeder Schrift des 18. Jahrhunderts zuerst in dem hier umschriebenen Sinne fassen, was so oft vergessen wird.

Hildebrand, der auf den Bedeutungsunterschied dieses Wortes aufmerksam gemacht hat[2]), verweist noch auf den Wandel der Bedeutung von „rühren" und „gemein". Besonders überzeugend schien es mir, als ich bei Goethe im zehnten Buche von Dichtung und Wahrheit las (Seite 170, Loeper): „Der Erlöser sollte der Held (von Klopstocks Messias) sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den größten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte". Gemeinheit steht also hier statt Erniedrigung. Ebenda findet sich der alte Gebrauch von rühren (Seite 181, L.): Goethe hatte für Herder eine Geldsumme geborgt, sie jedoch nicht zurückerhalten und war so in Verlegenheit gekommen. Endlich sandte Herder das Geld, statt des Dankes aber „lauter spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen anderen irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Wert einen so großen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können."

1) Einiges hat Erich Schmidt in dem kürzlich erschienenen Schlußbande seiner trefflichen Lessingbiographie zusammengestellt, Seite 696 flg.

2) Vom deutschen Sprachunterricht, Seite 229.

Digitized by Google

Sich zieren muß viel beleidigender für Mann und Frau geklungen haben als heute; sonst könnte es in Lessings Minna von Barnhelm nicht so ungemein schwer empfunden werden: Das Fräulein. (IV, 6.) Sie haben sich doch wohl nicht bloß geziert? V. Tellheim. Gott, so kann Minna sprechen! (Und dies Wort veranlaßt ihn, gegen seinen Willen den Ring zurückzunehmen.) V. Tellheim. (V, 5.) Sie zieren sich, mein Fräulein. Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieses Wort nachbrauche. Das Fräulein (in ihrem wahren Ton). Hat Sie dieses Wort beleidigt, Herr Major? V. Tellheim. Es hat mir weh gethan. Das Fräulein (gerührt). Das sollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim. Das Wort wird also etwa gleichwertig geklungen haben mit unserem Fremdworte affektiert thun.

Mancher hat sich wohl schon verwundert, daß das vorige Jahrhundert seit Rob. Woods Essay on the original genius and writings of Homer, seit Lowth und Herder dem Klima einen so mächtigen Einfluß auf die Kultur, auf die Kunst der Völker zuschrieb, und hat vielleicht eine solche naive Schrulle belächelt. Er wird aber sein Unrecht einsehen, wenn er in Herders Ideen liest: „Endlich nährte auch das Klima der Griechen die Künste des Schönen, nicht hauptsächlich durch die Gestalt des Menschen, die mehr vom Stamme als vom Himmelsstrich abhängt, sondern durch seine bequeme Lage für die Materialien der Kunst und die Aufstellung ihrer Kunstwerke". Das Klima hat eine Lage! Weiter: „Der schöne parische und andere Gattungen Marmors standen in ihrem Lande ihnen zu Gebot; das Elfenbein, das Erz, und was sie sonst zur Kunst bedurften, gab ihnen ein Handel, dem sie wie in der Mitte lagen ..... Der Keim ihrer Kunstgaben ward also frühe hervorgelockt, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Kleinasien, ihre Kolonien in Großgriechenland u. s. f. einen Geschmack an Üppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunst nicht anders als aufhelfen konnte". Klima bedeutete demnach die natürliche Beschaffenheit eines Landes überhaupt, die Gesamtheit seiner Naturprodukte, seine Entfernung von anderen Ländern, die leichte Zugänglichkeit, z. B. die Eignung seiner Küsten für den Handel und mehr dergl.!

Das Wort Nachahmung wurde ebenfalls viel weiter gefaßt als heute. Nach Gottsched ist das Heldengedicht die Nachahmung einer berühmten Handlung, d. h. die Abbildung, Darstellung, Wiedergabe im Bilde. Klopstock betet im Prooemium des Messias: „Weihe sie (meine Dichtkunst), Geist Schöpfer, ... führe sie mir als deine Nachahmerin voller Entzückung, voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!" Der Sinn ist nicht etwa: Die Dichtkunst solle Gottes Schöpferthätigkeit nachahmen, sondern sie solle Gott abbilden, im poetischen Ge-

Digitized by Google

mälde darstellen. Vor Klopstocks Geiste schwebt offenbar der damalige Gemeinplatz, die Dichtkunst müsse die Natur „nachahmen", und im bewußten Gegensatz zu dieser von Gottsched und Breitinger übernommenen aristotelischen Formel setzt er hier seiner heiligen Poesie ein höheres Ziel, nicht die Dinge der Natur, sondern Gott selbst soll sie darstellen; daher das Gebet um Weihe seiner Dichtkunst.

Der Bedeutungswandel vollzieht sich, wie man sieht, gerne in der Weise, daß der Umfang des Begriffes kleiner, der Inhalt reicher und schärfer wird, also der Ausdruck wird differenziert und verfeinert. Einen interessanten Fund dieser Art glaube ich gemacht zu haben, der uns vielleicht manche dunkle Stelle klären mag. Nachdem Goethe den vollendeten Wallenstein gelesen hat, schreibt er an Schiller (17. März 1799): „... Der Schluß des Ganzen durch die Adresse des Briefes erschreckt eigentlich, besonders in der weichen Stimmung, in der man sich befindet. Der Fall ist auch wohl einzig, daß man, nachdem alles, was Furcht und Mitleiden zu erregen fähig ist, erschöpft war, mit Schrecken schließen konnte." Ist es wahr, daß wir erschrecken, weil Oktavio zum Fürsten ernannt wird? Sehen wir den Schluß des Dramas genauer an: Gordon übergiebt Oktavio den kaiserlichen Brief, wobei er mit einem Blicke des Vorwurfs die Aufschrift liest: „Dem Fürsten Piccolomini. Oktavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel." Worüber erschrickt Oktavio, worüber soll der Leser (Zuschauer) erschrecken? Alles wirklich Erschreckende, den Tod seines Sohnes, dessen Ursache, Wallensteins Ermordung kennt Oktavio bereits; die Ehrung durch den Kaiser sollte ihn eher erfreuen. Seine Freude vernichtet wohl der Gedanke: Diese kleinliche Ehre habe ich mir erkauft mit dem Tode meines herrlichen, einzigen Sohnes! Aber kann ihn und uns dieser Gedanke erschrecken? Die richtige Bezeichnung der gleichen Empfindung spricht der Chor am Schlusse der Braut von Messina aus: Erschüttert steh' ich.

Also Schrecken kann im vorigen Jahrhundert auch bedeuten Erschütterung, d. h. eine Bewegung, welche ebenso mächtig unser Innerstes ergreift wie der Schrecken, die auch meist plötzlich eintritt, jedoch ohne daß dies zu ihrem Wesen gehörte, bei der aber das persönliche Angstgefühl ganz in den Hintergrund tritt, das einen notwendigen Bestandteil des heutigen Schreckbegriffes ausmacht.

In unserem Adjektiv schrecklich hat sich teilweise die alte Bedeutung des Wortes Schrecken noch erhalten, wenn es auch nicht völlig gleichwertig mit ergreifend ist. Man darf sagen: Ich habe die Berichte über die Grubenkatastrophe von Pribram gelesen; das ist ein schreckliches Unglück; aber nicht mehr: Ich empfinde Schrecken über dieses Unglück, sondern nur: Ich bin erschüttert, tief ergriffen. Wenn Lessing im 17. Litteratur-

Digitized by Google

brief dem Zärtlichen, Artigen, Verliebten der französischen Tragödie das Schreckliche (Große, Melancholische) als das Wesen der germanischen gegenüberstellt, so versteht er darunter wohl nur das Erschütternde, nicht den krassen Schauder; in dem beigefügten Beispiele sollen wir nicht über das Erscheinen der sieben Geister in Entsetzen geraten, sondern durch die Seelenqualen Fausts erschüttert werden.

Noch einige andere Stellen seien zum Beweise der behaupteten Bedeutungsänderung angeführt. Chr. E. Schenk sagt in der Vorrede zu seinem „Komischen Theater" (1759), S. 35: „Das Schrecken entspringt ohnstreitig aus dem Gefühl der Menschlichkeit[1]), denn jeder Mensch ist ihm unterworfen und jeder Mensch erschüttert sich vermöge dieses Gefühls bei dem widrigen Zufalle eines anderen Menschen.[2])... Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermutet ein widriger Zufall zustößt, so verlieren wir den Lasterhaften aus dem Gesichte und sehen bloß den Menschen. Der Anblick des menschlichen Elends macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir sodann haben, ist das Schrecken." Dies nennen wir heute nicht mehr Schrecken. Lessing aber bemerkt dazu in der Hamburger Dramaturgie 74: „Ganz recht!" Nur sucht er nachzuweisen, daß Aristoteles an eine andere Empfindung dachte bei dem Ausdrucke φόβος: „Dieses Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem anderen bevorstehet, ist ein mitleidiges Schrecken und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modifikation des Mitleids verstünde." Also Schrecken konnte auch eine Empfindung heißen, die nichts als eine Unterart des Mitleids war; dies nennen wir aber heute nicht mehr Schrecken, sondern Erschütterung.

Noch einmal giebt Lessing ausdrücklich diese doppelte Bedeutung des Wortes zu (Stück 79): „Richard erweckt ebensowenig Schrecken als Mitleid, weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande für die plötzliche Überraschung des Mitleids noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles für die heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne." Also auch diese letztere Empfindung konnte das Wort ausdrücken; wenn Lessing doch lieber das aristotelische φόβος mit Furcht übersetzt, so will er eben die Nebenbedeutung der mitleidigen Trauer, der Erschütterung beseitigt wissen.

---

1) d. h. aus einem in unserer menschlichen Natur gelegenen Gefühl.

2) d. h. wird von diesem Gefühle bei dem Unfalle eines anderen Menschen erfaßt.

Digitized by Google

Unter φόβος versteht Aristoteles nach Lessing nur die Furcht des Zuschauers, ihn selbst könnte ein ähnliches Schicksal treffen wie den Helden.

Noch mehr Schattierungen lagen in dem Worte Schrecken: „Wohl erweckt er (Richard III.) Schrecken, wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsätzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, erfüllt. Von diesem Schrecken hat mich Richard III. mein gutes Teil empfinden lassen." (Lessing ebenda.)

Der Ausdruck umfaßte also eine ganze Familie verwandter Begriffe. Vielleicht war mancher Leser der Dramaturgie darüber erstaunt, daß es erst eines Lessing bedurfte, um einen so groben Schulschnitzer zu verbessern wie die Wiedergabe von Aristoteles' φόβος durch Schrecken. Aber Curtius und die andern Übersetzer der Poetik hatten, wie man jetzt erkennt, nur einen weiteren Ausdruck, der φόβος auch in sich faßte, gebraucht, während Lessing seiner Theorie vom Drama zuliebe den viel engeren terminus Furcht wählte; ob nicht das Wort terreur seit dem 18. Jahrhundert einen ähnlichen Bedeutungswandel erlitten hat wie unser Schrecken, vermag ich nicht zu entscheiden.

Es ist fraglich, ob Lessings Deutung des φόβος als Furcht des Zuschauers, ihn könne ein ähnliches Unglück treffen, den Gedanken Aristoteles' genau wiedergiebt.[1]) Sicher ist aber, daß die Vieldeutigkeit des Wortes Schrecken (terreur) in der landläufigen Definition des Dramas vor Lessing großes Unheil anrichtete: Nun war sowohl dem Blutrünstigen wie der rohen Effekthascherei Thür und Thor geöffnet. Denn Schrecken konnte auch schon die heutige Bedeutung der plötzlichen Furcht haben.

Weil das Wort so vielerlei umfaßt, müssen wir jede Stelle genau prüfen, um zu entscheiden, welche Bedeutung jedesmal das Übergewicht hat; denn sicher haben die anderen gleichzeitig im Sprachgefühl unserer Vorfahren mitgeklungen. Nur eine wichtige Frage sei hier angeregt. Wenn Franz Moor seinen Vater nicht durch Zorn, Sorge, Gram, Furcht, sondern durch Schreck umbringen will — sollte er nicht auch hier neben dem plötzlichen Erschrecken über den Tod Karls zugleich an die gewaltige Erschütterung des Vaterherzens denken? Nicht die Schreckensbotschaft selbst wirft den alten Moor später nieder, sondern die erschütternde Kunde, daß sein Fluch den Sohn gejagt hätte in Kampf und Tod. Doch spreche ich dies nur als Vermutung aus, ein mathematischer Beweis läßt sich in solchen Dingen nicht führen.

1) G. Günther hat in seinem Buch „Grundzüge der tragischen Kunst", Berlin 1885, das Wort vielleicht am treffendsten übersetzt mit „Erschütterung". Er ist damit wieder zurückgekehrt zur vorlessingischen Auffassung.

Digitized by Google

Kleine Irrungen in der Litteratur zum Nibelungenliede, bis zu ihren Quellen verfolgt.

Von **H. Kamp** in Linden-Hannover.

Bei der Bearbeitung der 4. Auflage meiner Nibelungenübersetzung, die demnächst in völlig umgearbeiteter Gestalt erscheinen wird [hinfort in zwei Hefte geteilt; Heft I: Metrische Übersetzung mit Proben aus dem Urtext[1]); Heft II: Erläuternde Mitteilungen] reizte es mich, der Quelle einiger Irrungen nachzuspüren, die ihren Weg in die Litteratur zum Nibelungenliede gefunden haben.

I.

583 oder 538 (534)?

Henke schreibt in der Einleitung zu seiner Übersetzung von „Der Nibelungen Not" (1884) S. 21—22: „In Deutschland dagegen wird der Schluß der Sage noch bedeutsam umgewandelt... dadurch, daß der Untergang des zweiten Burgundenreiches durch Chrodhild 583 das Motiv der Rache ändert, Krimhild die Brüder, nicht mehr den Atli, dem Verderben preisgiebt, um ihren ersten Gemahl, Sigfried, nicht mehr ihre Brüder, zu rächen."

In meiner Übersetzung der Nibelungennot habe ich nach Jahn, Geschichte der Burgunden und Burgundionen (1874), den Untergang des Burgundenreiches vorgetragen und 534 als Jahr desselben gesetzt.

Professor A. Rusch in Speyer hat in einer dankenswerten Besprechung meiner Übersetzung (Blätter für d. bayer. Gymn.-Wesen 1890) die beiläufige Bemerkung gemacht, Henke habe die Zahl 583 kritiklos von v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied (1877), abgeschrieben, bei v. Muth sei 583 „sicher" nur Druckfehler statt 533.

Die letztere Behauptung ist falsch. Die falsche Zahl 583 ist bei v. Muth nicht Druckfehler, sondern sogar die Stütze eines rechnerischen

1) Heft I ist nunmehr erschienen (Berlin, Mayer & Müller): 156 Seiten; broschiert 1,50 M. Die Übersetzung ist nochmals von Grund aus verbessert. Die Lachmannschen Strophen sind jetzt behandelt wie die Müllenhoffschen Strophen der Gudrun in meiner Übersetzung derselben (Berlin, Mayer & Müller, 1890. 47 Seiten; 0,65 M.) d. h. aus den Lachmannschen Strophen ist jetzt hier und da Verschiedenes, was sich auch in ihnen bei genauer Prüfung noch als Ballast erwies, ausgeschieden, aber so, daß die Fugen nicht zu merken sind. Dieses konzentrierende Verfahren hat bei der Textgestaltung der Gudrun von fachmännischer Seite nur Billigung gefunden; es dürfte demnach auch bei dem Nibelungenliede auf allgemeine Anerkennung rechnen können. Aber auch abgesehen von dieser Textkonzentration an Stellen von zu großer Breite und Mattigkeit ist die Übersetzung in der vorliegenden Auflage durchgehends verbessert.

Digitized by Google

Ansatzes für die geschichtliche Entwickelung der Sage. v. Muth sagt S. 52—54: „Dieser zweite Untergang des burgundischen Reiches und zwar jetzt durch die Franken im Jahre 583 (!) rief die alte Sage von dem Falle Gundahars durch Attila wieder in das Gedächtnis, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, richtiger wäre es zu sagen, lenkte das allgemeine Interesse wieder auf diesen Stoff; aber unter dem Eindrucke der eben erlebten Begebenheiten drang die neue Auffassung durch, wonach das Weib nicht gegen den Gatten, sondern gegen das eigene Geschlecht ihre Rache wendet..... Wir haben aber damit zugleich die Epoche gewonnen für die Wanderung der Sage nach dem Norden: sie muß den Nordländern vermittelt sein nach den Niederlagen der Ostgoten im 6. und vor der Umgestaltung der Motive im 9. (!) Dezennium des VI. Jahrhunderts, denn bereits beklagt Dietrich den Verlust seiner Mannen, aber noch ist Atli der Motor der Begebenheiten.

Fassen wir kurz zusammen, was sich uns als Resultat ergiebt: vorausgesetzt ward ein alter Mythus von einem gütigen göttlichen Wesen, das dämonische Mächte besiegt, aber von diesen getötet wird; mit diesem Mythus ward die Vernichtung des burgundischen Reiches, die man dem Attila zuschrieb zwischen 437 und 453, dann später die Sage von der Ermordung Attilas durch sein Weib verknüpft; in dieser Gestalt gelangte, nachdem bereits Attila und Theodorich nebeneinander gestellt waren, die Sage zwischen 555 und 583 nach dem Norden, wo der zweite Teil derselben nach der Analogie älterer Sagen im einzelnen ausgebildet wurde, während in Deutschland eine völlige Veränderung der alten Motive durchgriff."

Wie ist v. Muth zu der falschen Zahl gekommen?

Der erste, welcher aus dem Untergange des burgundischen Reiches und seines Königshauses eine Änderung der Motive in der Nibelungensage hergeleitet hat, ist A. Giesebrecht. Er hat den Hergang besprochen in der „Germania" von Friedrich Heinrich v. d. Hagen Bd. II (1837), S. 210. Giesebrecht giebt das Jahr des Ereignisses nicht an.

Dies thut W. Müller, der ihm folgt, auf S. 30 seines „Versuches einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage" (1841). Er verlegt den Untergang des burgundischen Königshauses ins Jahr 538.

Mit Verweisung auf diese beiden Vorgänger sagt Müllenhoff in seinem Aufsatze „Zur Geschichte der Nibelungensage" in Haupts „Zeitschrift für deutsches Altertum" Band X (1856), S. 179: „Schon L. (!) Giesebrecht und Wh. Müller (Versuch einer mythologischen Erklärung u. s. w. S. 30 flg.) haben auf die Zerstörung des burgundischen Reiches durch die Franken im Jahre 583 (!) hingewiesen, und gewiß mit Recht."

Digitized by Google

Daß hier 583 ein Druckfehler ist statt 538 (nach W. Müller), entstanden durch Umspringung von 8 und 3, liegt auf der Hand, um so klarer, als ein zweiter Druckfehler in demselben Satze, nämlich L. Giesebrecht statt A. Giesebrecht, beweist, daß Müllenhoff die Korrektur von dieser Partie, nämlich von dem Schlusse seines Aufsatzes, flüchtig gelesen hat.

Das ist für v. Muth verhängnisvoll geworden.

II.

Kirchberg oder Kirchheim?

L. Freytag, Das Nibelungenlied übersetzt (1879), giebt zu Str. 806 die Anmerkung: „Tronje (Tronia) ist der alte Name des elsäßischen Dorfs Kirchberg, wo sich eine königliche Pfalz befand."

Lübben, Wörterbuch zu der Nibelungen Not, sagt zu Troneje: „Burg Hagens im elsässischen Nordgau (Tronia oder Kirchberg), südwestlich oberhalb Straßburg."

G. Stier, Material für den mittelhochdeutschen Unterricht u. s. w., S. 78 (4. Aufl., 1876) nennt zwar nicht den Ort, sagt nur, daß Tron(e)je vermutlich im pagus Troningorum gelegen habe, fügt aber hinzu „südwestlich oberhalb Straßburgs."

Nun aber heißt der Ort, wohin der mittelhochdeutsche Dichter vielleicht Troneje verlegt hat, gar nicht Kirchberg, sondern Kirchheim. Vergl. Mone, Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage (1836) S. 42: „Ein anderes Tronie lag im Unterelsaß. Hier war ein Gau, der pagus Troningorum hieß und schon 728 vorkomt (Schöpfl. Als. dipl. I, p. 9). Es war der Untergau Kirchheim, der den größten Teil des Nordgaues begriff und von dem Orte genannt wurde, wie folgende Stelle beweist: actum Thronie seu Kilikheim. von 817. (Schöpfl. ib. I, 68. 106 und Als. ill. I, 641). ... Jenes Kirchheim war ein königlicher Hof." Diese letzte Bemerkung Mones ist offenbar geschöpft aus Schöpfl. Als. ill. I, caput IX (pg. 689 sqq), das von Palatia Regia et villae Fiscales handelt und auch Kirchheimum als regalis habitatio aufführt.

Dieses Kirchheim liegt westlich, sogar etwas westnordwestlich von Straßburg, Kirchberg aber „südwestlich" von Straßburg, und zwar weit „oberhalb" desselben, nämlich im Dollerthale oberhalb Masmünsters, westnordwestlich von Mühlhausen. Kirchheim liegt im elsässischen Nordgau, Kirchberg aber im elsässischen Südgau; in Kirchberg war nie eine villa regalis.

Woher stammt die Verwechselung beider Orte?

Zweifellos aus Lachmann, Anmerkungen zu den Nibelungen (1836) S. 8: „Die ältere und echtere Sage meinte wohl Troja, der Franken fabelhaftes

Digitized by Google

Stammland: Unsere Dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im elsässischen Nordgau." Lachmann bestimmt die geographische Lage nicht genauer; da er es aber in den elsässischen Nordgau verlegt, so scheint er die geographische Vorstellung von Kirchheim gehabt zu haben und sein Kirchberg statt Kirchheim nur ein Versehen im Namen, keine Irrung in der geographischen Vorstellung zu sein.

Diejenigen, welche von ihm Kirchberg entlehnten und ihrerseits hinzusetzten „südwestlich oberhalb Straßburgs", haben sein Versehen zu einem Irrtum gesteigert.

III.

Wo hat Lochheim gelegen?

Zarncke, Das Nibelungenlied, 6. Aufl. (1887) S. 417: „Lôche wohl Lochheim im Rheingau."

Bartsch, Das Nibelungenlied (Deutsche Klassiker des M.-A. Bd. III) 4. Aufl. (1875) S. 418: „Lôche, Lochheim im Rheingau".

Lübben, Wörterbuch zu der Nibelungen Not: „Lôche, n. pr. Lochheim im Rheingau."

In unserem Rheingau jedoch, d. h. auf dem rechten Rheinufer von Niederwalluf bis Aßmannshausen hat niemals ein Ort Lochheim gelegen. Es wäre zudem auch eine recht auffällige Vorstellung des mittelhochdeutschen Sängers, daß Hagen eine so weite Reise mit dem Horte gemacht haben sollte, um ihn zu versenken. Das hätte er in größerer Nähe ebenso erfolgreich thun können. So schwer es mir auch wird, anzunehmen, daß Zarncke, Bartsch, Lübben irrigerweise Lochheim auf das rechte Rheinufer zwischen Niederwalluf und Aßmannshausen verlegen, so zwingt mich doch zu dieser Annahme der nackte Wortlaut ihrer Aussage, denn in unserer Geographie führt ausschließlich die genannte Gegend die Bezeichnung „Rheingau"; vergl. Büschings Erdbeschreibung, 6. Teil (7. Ausgabe 1790) S. 527—528: „Den Namen Rheingau führt ein Strich Landes, der sich von Nieder-Walf an der Nassau-Usingschen Gränze bis an die Krümme des Rheins bei Aßmannshausen, ungefähr 4 Stunden, in die Länge erstrecket und nicht viel über zwei starke Stunden breit ist." Bei Bartsch insbesondere scheint mir die Sache um so zweifelloser, als er in seiner für weitere Kreise berechneten Ausgabe nimmermehr schlechtweg Rheingau hätte sagen können, wenn er darunter nicht unsern, sondern den mittelalterlichen Rheingau hätte verstanden wissen wollen.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser meiner Behauptung finde ich an G. Stier, der in dem Wörterbuch, das er 1876 seinem „Material für den mittelhochdeutschen Unterricht" beigefügt hat, zu Lôch(e) bemerkt: „vermutlich das heutige (!) Lochheim, oder Lorch am Eingang des Wisper-

Digitized by Google

thales", eine Bemerkung, zu der er nur geführt sein kann durch die traditionelle Erklärung „Lochheim im Rheingau". Freilich reicht unser Rheingau nicht bis Lorch, aber der mittelalterliche Rinahgowe reichte nach v. Spruner-Menke, Histor. Handatlas, noch etwas über Lorch hinaus; und diese Vorstellung hat G. Stier wohl vorgeschwebt, wie es denn auch in Pierers Universal-Lexikon heißt: „Rheingau . . . . erstreckt sich von Walluf bis Lorch."

Die Quelle nun dieser falschen Ortsbestimmung „Lochheim im Rheingau" sprudelt in Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen S. 142: „Einzig richtig hat J. Grimm (Altd. Wälder 3,13), als noch das große L und der Zirkumflex in B verschwiegen ward, die Stelle auf Lochheim im Rheingau gedeutet." Lachmann aber hat mit diesen Worten nicht die unrichtige Vorstellung verbunden, daß Lochheim unterhalb Niederwalluf gelegen habe. J. Grimm bespricht nämlich an der von Lachmann angezogenen Stelle an der Hand einer Karte auf S. 109 in Dahl, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstentums Lorsch oder Kirchengeschichte des Oberrheingaues u. s. w., die Lage von Odenheim (Otenhein), indem er sich gegen die Annahme erklärt, daß dieses dasselbe sei wie das auf Dahls Karte am alten Rheinbette etwa 3 Stunden oberhalb von Worms verzeichnete Ottincheim (das heutige Dorf Edigheim). Dann fährt er fort: „Dafür wird sich die Stelle, wo Hagen den Hort in den Rhein senkte, geographisch ergeben, es war Lochheim, unterhalb Gernsheim.

Zeile 4563

„er sancht in da ce Loche allen in den rin"

ist bisher falsch ce loche gelesen worden, als wenn das ein Adverbium (hinunter, wie ce tale) wäre." J. Grimm fand dieses Lochheim auf Dahls Karte etwas unterhalb Gernsheims, als eine Doppelortschaft: Lochheim sup. und Lochheim inf., also nicht in unserm Rheingau. Die Ortschaft ist im Laufe der Zeit eingegangen.

Lachmann hat zur weiteren Ortsangabe seinerseits zu Lochheim hinzugesetzt „im Rheingau" statt des Grimmschen „unterhalb Gernsheim". Diesen Zusatz „im Rheingau" hat Lachmann ebenfalls von der Karte Dahls entlehnt. Auf Dahls „Pagi Rhenensis ex medio aevo Tabula e Chartis antiquis desumta" finden sich nämlich die mittelalterlichen, aus der Zeit der Karolingischen Verwaltung stammenden Benennungen:

1. LOBODEN GOWE, auf der rechten Rheinseite, südlich von Worms-Weinheim.

2. WORMAZ GOWE, auf der linken Rheinseite, von Worms bis Mainz. Diesem Gau gegenüber

Digitized by Google

3. RINE GOWE, auf der rechten Rheinseite, von Worms-Weinheim im Süden bis an den Main (von Mainz bis Frankfurt) im Norden.

Nach dieser Karte reichte also der Rheingau im Norden nicht über den Main hinaus, berührte also gar nicht das Gebiet unseres heutigen Rheingaues, wie denn auch H. Österley, Historisch-geographisches Wörterbuch, im Unterschiede von v. Spruner-Menke, sagt: „Rheingau (am Rhein, südlich von der Mainmündung), ...“ Diesen, also den mittelalterlichen, und zwar nach der ihm vorliegenden Karte nördlich nur bis an den Main reichenden Rheingau hat Lachmann gemeint.

Wenn diejenigen, die aus ihm schöpften, sich durch seinen Ausdruck haben in ihrer Vorstellung irreleiten lassen, so ist er insofern daran Schuld, als er den Namen „Rheingau“ für eine andere Gegend gebrauchte als die, welche heute diesen Namen führt.

Tautologien.

Von **Ernst Wasserzieher** in Flensburg.

Die folgende kleine Sammlung habe ich mir während jahrelanger Beschäftigung mit dem Deutschen angelegt. Sie ist vermutlich nicht vollständig; Ergänzungen und Berichtigungen nehme ich gerne entgegen. Immerhin mag es sich lohnen, auch einmal im deutschen Unterricht der obersten Klassen auf dergleichen Dinge hinzuweisen; nicht alle Schüler dürften über dergleichen bereits nachgedacht haben; vielen wird das meiste neu sein. Manches kann man von den Schülern selber finden lassen (Goldgülden, Tragbahre), während anderes, auf das sie nicht kommen können, ihnen gesagt werden muß. Die Anordnung ist alphabetisch.

Bibelbuch. Griech. *βιβλίον* Buch, Brief, von *βίβλος*; deutsch Bibel = Buch *κατ' ἐξοχήν*, Buch der Bücher.

Chinarinde. Hat mit dem Laute China nichts zu thun. China heißt in der Inkasprache Rinde; von welchem Baume?

Dachziegel. Ziegel ist entlehnt aus lat. tegula; das Zeitwort tegere ist mit dem gleichbedeutenden decken urverwandt, gerade wie auch toga = Bedeckung (des Körpers, also Kleid) mit Dach, Decke, Verdeck u. s. w. Im Französischen wurde tegula zu tuile, wovon Tuileries Ziegelei.

Damhirsch. Ahd. damo. Vgl. Elentier, Maultier.

Diebstahl. In der Zusammensetzung Wilddeube = kleiner Wilddiebstahl erscheint der zweite Teil noch allein.

Elentier. Lit. elnis = Hirsch.

Digitized by Google

Goldgulden. Das Geldstück wurde ursprünglich aus Gold hergestellt, daher die Bezeichnung Gulden, schwäbisch Gülden — der Güldene, der Goldene. Später nahm man auch Silber und unterschied zwischen Goldgulden und Silbergulden, die ursprüngliche Bedeutung ganz vergessend.

Grenzmark. Grenze ist entlehnt aus slavisch granica; die deutschen Ordensritter brachten das Wort im 13. Jahrhundert mit, Luther verlieh ihm jedoch erst Bürgerrecht. Das alte, echt-deutsche Mark wurde dadurch verdrängt; got. marka Grenze, altnord. mork Wald; Wälder bildeten häufig die Grenzen zwischen den Ländern. Mark ist urverwandt mit lat. margo Rand. Die Grenzländer erhielten den Namen Mark, wie Nordmark, Mark Brandenburg.

Kneifzange, Beißzange. Zange stammt aus einer Wurzel, die beißen, kneifen bedeutet.

Lebkuchen. Erster Teil wahrscheinlich aus lat. libum Kuchen.

Lindwurm. Der erste Bestandteil hat mit dem Lindenbaum nichts zu thun, sondern heißt Wurm, Schlange; ahd. lint, altnord. linur. Auch der Name Siegelint zeigt das Wort in der zweiten Hälfte.

Maulbeere, mhd. mûlber, ahd. mûr-beri, aus lat. morum Maulbeere entlehnt.

Maultier, Maulesel, mhd. mûltier, doch gewöhnlich bloß mûl aus lat. mulus. Wie Maulbeere und Maulesel mit dem deutschen Maul (Mund) nichts zu thun hat, so sind sie auch fernzuhalten von Maulwurf, in dem der erste Teil = Staub, Erde, Mull (engl. mould) ist.

Nietnagel. Niet (jetzt nicht mehr üblich) = Nagel.

Oberarzt. Griech. ἀρχιατρός, von dem Arzt entlehnt ist, heißt schon Oberheilkünstler, besonders Leibarzt des Königs. Der erste Bestandteil des griechischen Wortes erscheint im Deutschen als Erz, z. B. Erzengel, Erzbischof, Erzschelm u. s. w., im engl. als arch.

Pachtkontrakt, Pachtvertrag. Der erste Teil der Zusammensetzung ist aus lat. pactus = Vertrag, Pakt entlehnt.

Pontonbrücke, Schiffsbrücke. Der erste Teil enthält lat. pons Brücke.

Salweide. Ahd. salaha (urverwandt mit lat. salix) = Weide. Dann franz. saule. Seligenstadt verdorben aus Salalastadt.

Tragbahre. Der zweite Teil hängt mit got. bairen tragen, engl. to bear tragen, plattdeutsch bören zusammen.

Windhund. Der erste Teil bedeutet an sich schon eine Hundeart, mhd. wint, ist aber von Wind fernzuhalten.

Nicht schriftgemäße Tautologien sind:

Waschlavór, in dem lavoir = Waschbecken den zweiten Teil der Zusammensetzung bildet; ferner vis-à-vis-gegenüber, was man bisweilen

Digitized by Google

hört, und neu=renoviert, was man ſogar, namentlich bei Ankündigungen von Gaſthöfen u. dergl., auch lieſt.

Aus fremden Sprachen ſei erwähnt (ital.) Lagomaggioreſee (lago heißt See), (arab.) Straße von Babelmandeb (der erſte Teil bedeutet Straße, Thor), der Alkoven, Almanach u. a., das Eldorado (der erſte Teil iſt der arabiſche bezw. der ſpaniſche Artikel, während in dem norwegiſchen der Glommen der Artikel die zweite Hälfte des Wortes bildet).

Vom Engliſchen ſei erwähnt saltcellar, wobei cellar (aus franz. salière) ſchon Salzfaß heißt; cellar = Keller iſt natürlich fernzuhalten.

Wir haben ſonach, wenn wir von den zuletzt angeführten (Waſchlavór bis zum Schluß) abſehen, 7 Wörter, bei denen beide Beſtandteile deutſch ſind, von denen aber der eine verdunkelt iſt: Goldgulden, Kneifzange, Lindwurm, Nietnagel, Salweide, Tragbahre, Windhund; 1 Wort, in dem beide Beſtandteile deutſch und beide noch heute jedem verſtändlich ſind: Diebſtahl; 10 Wörter, in denen der erſte Beſtandteil undeutſch iſt: Bibelbuch, Chinarinde, Damhirſch, Elentier, Grenzmark, Lebkuchen, Maulbeere, Maultier, Pachtvertrag, Pontonbrücke; 2 Wörter, in denen der zweite Beſtandteil undeutſch iſt: Dachziegel, Oberarzt; 2 Wörter, in denen beide Beſtandteile undeutſch ſind: Mauleſel, Pachtkontrakt; 1 Wort endlich, in welchem beide Beſtandteile urverwandt ſind, in ihren Wurzeln ſich alſo völlig decken: Dachziegel.

Dies ſind Tautologien, bei denen wir das Tautologiſche noch erkennen können; wie viele aber mag es geben, bei denen es ſelbſt mit den Hilfsmitteln der Linguiſtik nicht mehr möglich iſt, dasſelbe nachzuweiſen?

Zur neueſten elſäſſiſchen Dialektforſchung.

Von **Bruno Stehle** in Colmar i. Elſ.

Im erſten Bande der Erwinia, herausgegeben von Auguſt Stöber, Straßburg 1838, findet ſich ein Aufſatz mit dem Titel: Wir reden deutſch, und dem Motto: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, in dem Stöber mit aller Kraft für die Erhaltung der deutſchen Sprache im Elſaß eintritt. Dabei hatte der Verfaſſer, um es gleich zu ſagen, vor ungefähr 50 Jahren nicht im mindeſten den Wunſch, das Elſaß mit dem Mutterlande wieder vereinigt zu ſehen. „Politiſch geſprochen", führt er aus, „ſind wir Franzoſen und wollen es bleiben. Wir wiſſen nirgends Formen außerhalb, die uns mehr anſtehen könnten, als die wir zu Hauſe haben; das deutſche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zuſagen: dahin

Digitized by Google

können also unsere Wünsche, unsere Rückblicke nicht gehen, wenn wir diese Zeilen schreiben, um darzuthun, daß man im Elsaß noch deutsche Lieder dichten dürfe".

In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts begann im Elsaß jenes gewaltige Ringen zwischen Germanentum und Romanismus, und bald neigte sich der Sieg auf Seite des letzteren. Der Kreis von Männern, die einen engen Anschluß an deutsches Geistesleben suchten, wurde immer kleiner; der Strom französischer Bildung floß immer mächtiger in das Elsaß und schien in kurzem die letzten Reste deutscher Kultur hinwegzuspülen. „Pariser Mode in Rede, Kleid und Geschmack sei der einzige Laufpaß für jeden, der etwas werden wolle; die französische Sprache schreite unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung in unserer Mitte; die Bauernkinder lernen sie in Dorfschulen, ihre Brüder und Väter in den Kasernen und vor dem Gerichte. George Sand und Paul de Kock haben Schiller und Goethe vom Throne gestoßen". Solche Klagen ertönten schon im Jahre 1838.

Trotz alledem hat Stöber nur ein Wort: „Vom deutschen Sinn und deutscher Art lassen wir nicht. Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend".

Wie verhielt sich aber vor ungefähr 20 Jahren die rauhe Wirklichkeit zu diesen heißen Wünschen unseres elsässischen Dichters, als die deutschen Heere siegreich über den Rhein zogen? Es war höchste Zeit, daß sie kamen. Die Gebildeten, auch der Mittelstand, waren nahe daran, ganz französisch zu werden, Stöbers eindringliche Worte waren erfolglos verhallt. Nur die niederen Schichten der Bevölkerung, vor allem der Bauernstand, der von jeher am Alten gehangen, hatten sich die biedere deutsche Art und die deutsche Sprache in Gestalt des alemannisch-elsässischen Dialektes erhalten.

Ihn machten in jüngster Zeit zwei junge elsässische Schulmänner zum Gegenstand eingehender Studien und legten ihre Ergebnisse in besonderen Schriften nieder. Sie scheinen mir von solcher Bedeutung zu sein, daß sie auch die Beachtung der Sprachfreunde jenseits des Rheines verdienen; und diese darauf aufmerksam zu machen, ist der Zweck meiner Zeilen. Die Titel lauten:

Mundart und Schriftsprache im Elsaß. Von Dr. Wilhelm Kahl, komm. Kreisschulinspektor. Zabern, Druck und Verlag von A. Fuchs 1893. 62 S. 1 M. 50 Pf.

Volksmundart und Volksschule im Elsaß. Von Heinrich Menges, Lehrer an der Landwirtschaftsschule zu Rufach. Gebweiler, Verlag der J. Boltzeschen Buchhandlung 1893. 120 S. 2 M.

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich, daß zwei Arbeiten, die so ähnlich klingende Titel führen, auch verwandten Inhaltes sind. Nach einer Einleitung, in der uns die Entstehung der Schriftsprache, der Kampf der Schriftsprache mit den Mundarten, deren Verachtung im 17. und 18. Jahrhundert geschildert wird, wenden sich beide Verfasser einer Darstellung der elsässischen Lautlehre zu und führen ihre Gedanken über Vokale und Konsonanten vor. Menges ist in diesem Kapitel umsichtig und zurückhaltend, Kahl hat dagegen die Lautlehre auf breiterer Grundlage angelegt; mit Unrecht, wie mir scheint, da Fehler zu leicht unterlaufen, ehe wir durch unser im Werden begriffenes Idiotikon aus den verschiedensten Teilen unseres Landes genauen Aufschluß erhalten. Wenn ich im folgenden eine Reihe von Ausstellungen mache und Irrtümer ihm nachweise, so geschieht es nur — dies möchte ich ausdrücklich betonen — aus Interesse, das ich der Arbeit entgegenbringe. Ich glaube nicht, daß sie ein Leser ohne Befriedigung weglegen wird und ohne Anregung, auf dem Gebiete des eigenen Dialektes selbstforschend weiterzugehen.

Von dem Diphthong ei, der schon im Mittelhochdeutschen ei lautete, behauptet Kahl S. 8, daß man ihn auch im Ober- und Unterelsaß durchweg ai sprechen höre: haim — heim, klain — klein. Dieser Satz ist meines Wissens sehr zu beschränken. Für das mittlere Zornthal und den Westen des Kreises Zabern giebt Kahl selbst die Ausnahmen. Das vom Zornthal Gesagte gilt im allgemeinen auch von manchen Gebieten des Kreises Weißenburg und vom sogenannten Ried des Kreises Hagenau. Auch in der Umgegend von Barr spricht man äi für neuhochdeutsch ei. Zwischen Sulz und Weißenburg und Lauterburg lautet mittelhochdeutsches ei vielfach a: ham — heim, Stan — Stein, na — nein. Aber auch im Oberelsaß sagt man für das mittelhochdeutsche ei nicht durchweg ai. Bei Münster klingt es wie äi, geradeso bei Kayersberg, Ammerschweier, Katzenthal, Sigolsheim. In Reichenweier, wo man ai sagt, verspottet man die Bewohner der eben genannten Ortschaften durch folgenden Satz: ty mäinäitike Käip, ge häim und fier t' Gäis uf t' Wäit, tr Schlissel lejt im Näitsäinel (Du meineidiger Kaib, geh heim und führ die Geiß auf die Weide, der Schlüssel liegt im Nähzeinel oder Nähkörbchen).

Auch was Kahl über die Quantität der Vokale vorbringt, trifft nicht immer zu; er hat nach eigener Angabe das Verzeichnis aus den Schriften von Lienhart[1]) und Sütterlin[2]) zusammengestellt, woraus von selbst hervorgeht, daß das Gesagte auf ein Gutteil der Wörter fürs

1) Lienhart, Die Mundart des mittleren Zornthales, und: Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zornthales, 1891.

2) Sütterlin, Laut- und Flexionslehre der Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag, 1891.

Digitized by Google

Oberelsaß nicht paßt. Wir sagen im Oberelsaß nicht Bodde, sondern Bödə (Boden); nicht Fridde, sondern Friedə; nicht Keffi, sondern Käfi (Käfig); nicht Gawwel, sondern Gäwel (Gabel).

Auch die Angabe, daß im Elsässischen auslautendes e durchweg abgestoßen werde — es heiße Stub = Stube, Sunn = Sonne — ist falsch, weil zu allgemein. Südlich von Colmar sagt man beispielsweise: T' Arte is fol Wassr, si kat nimm schlucke. (Die Erde ist voll Wasser, sie kann nicht mehr schlucken; wenn es nämlich eine lange Zeit geregnet hat.)

Es ist eine bekannte Sache, daß wir Schwaben-Alemannen ganz selten den Accusativ, dafür den Nominativ setzen. Aber so ausschließlich ist es doch nicht der Fall, wie Kahl S. 16 darthut: „Zunächst ist der Accusativ überall dem Nominativ gleich." Im Kreis Weißenburg hört man z. B. rik te Tisch riwer (nicht tr), ist also Accusativ. Menges giebt eine Anzahl erstarrter Formen S. 39, in denen sich der Accusativ erhalten hat, wie in: de Narre mache, de Narre an ebbs gfrasse han, eim de Büwe butze = einem tüchtig die Meinung sagen, de Büwe aus eim mache = einen hänseln; de Grosse mache = prahlen; de Herre spiele = den Herrn spielen. So im Elsaß. In meiner Heimat (Hohenzollern) sagt man dagegen: dr Narre mache, dr Herre spiele.

Auch was Kahl über die Pluralbildung sagt, ist teilweise zu allgemein; er meint, in ganz Süddeutschland, von Mainz bis Basel habe die Woche 7 Täg. Ist nicht richtig. In Kindweiler und Zinsweiler, Kreis Hagenau, hat sie 7 „Tä".

Bei Besprechung des Fürwortes ist darauf aufmerksam gemacht, daß die Anrede mit „Sie" der Mundart fremd sei. Verwandte, Freunde, Dorfgenossen reden einander noch mit dem traulichen Du an, während ältere und unbekannte Personen, besonders höheren Standes — so auch der Lehrer — mit Ihr angeredet werden. Es hätte hinzugefügt werden müssen, daß die Anrede mit Sie wohl in der Mundart bekannt ist. Im Unter- wie im Oberelsaß redet man die Frauen so an: nimm Sie e pissel Platz! Aber dieses Sie ist nicht, wie in der Schriftsprache der Plural, sondern der Singular, das Femininum des in diesem Fall auch jetzt noch im Elsaß gebrauchten „Er".

Ob der Lehrer auf die der Mundart fehlenden schwerfälligen Demonstrativpronomina derjenige und derselbe sein Augenmerk richten muß, um sie in den Sprachschatz der Schüler einzuführen und ihre Anwendung einzuüben, möchte ich bezweifeln. Für das Pronomen „derjenige" reicht doch meist das andere „der" aus, das auch die Mundart besitzt; ebenso für derselbe das Demonstrativum dieser. Das hat wohl Wustmann treffend nachgewiesen. Für der nämliche — derselbe ist nach meiner

Digitized by Google

Meinung auch keine besondere Einübung nötig; lasse man doch die Schüler „der nämliche" sagen, wie Menges S. 60 recht schön gezeigt hat.

Zum Kapitel Bindewort möchte ich zu der Anmerkung 2 S. 37 hinzufügen, daß die temporale Bedeutung von weil im Oberelsaß noch gang und gäbe ist: Ar isch spaziera ganga, wil mr z' Mittä gasse ha = Er ging spazieren, während wir zu Mittag aßen.

Nicht überall im Elsaß ist für die Vorsilbe ent- er eingetreten: erzway = entzwei, ergeje = entgegen (Kahl S. 40); im Kreise Weißenburg sagt man engeje, enzwei; allerdings wird entzweigehen selten gebraucht, dafür sagt man verbroche.

Wenn S. 41 gesagt ist, daß Abstrakta die Mundart nur in beschränktem Maße kenne und Bildungen auf nis, heit, keit und tum ziemlich selten seien, so scheint mir das doch nicht ganz richtig zu sein. Die lebendige Volksrede macht von Wörtern wie: Frechheit, Dummheit, Gescheitheit, Freiheit, Faulheit, Falschheit, Grobheit ausgiebigen Gebrauch.

S. 44 ist von Wörtern gesprochen, welche das Elsaß nicht kennt, und dabei das Wort Ziege angeführt, das durch Geiß ersetzt werde. Ich erinnere daran, daß in einzelnen Teilen des Unterelsaß Zick, besonders als Scheltwort für eine Frau gebraucht wird, das doch sicherlich unserem „Ziege" entspricht. Auch ist das Wort Herbst in der Bedeutung der 3. Jahreszeit unserem Volke nicht ganz verloren gegangen, wie man nach Kahl S. 45 annehmen könnte; wir haben noch einen Herbstmonat = September.

Daß das Wort Zein = größerer Korb mit zwei Handhaben (Kahl S. 54 Anm. 1) fast nur noch im Sundgau bekannt sei, ist ein Irrtum Stöbers wie unseres Verfassers. Vom Weilerthal aufwärts am Gebirge entlang ist das Wort ganz gebräuchlich. Auch im Unterelsaß ist Zein noch vorhanden, z. B. bei Sulz und Weißenburg; nur bedeutet es hier keinen Korb, sondern eine aus dicken Weiden geflochtene Vorrichtung, welche auf den hinteren Teil eines Wagens gesetzt wird, um kleine Feldfrüchte oder Obst heimzufahren.

Daß die elsässische Mundart Klamm noch als Bezeichnung für einen engen Hohlweg kenne, ist zu allgemein gesagt; ich habe es nie gehört. Von meinen 70 elsässischen Seminaristen kennen nur zwei das Wort; es sind Unterelsässer.

Kahls Arbeit leidet vielfach daran, daß sie das einzelnen Gegenden Eigentümliche verallgemeinert, auf das Ganze überträgt und auf diese Weise ein falsches Bild entwirft. Ehe das von Martin und Lienhart in Angriff genommene Idiotikon nicht erschienen ist, kann über die elsässische Gesamtmundart noch nicht im ganzen geschrieben werden, weil bei der

Digitized by Google

Schwierigkeit des Gegenstandes und dem Umfang des Stoffes einer Reihe von Fehlern gar nicht zu entgehen ist.

Leichter hatte Menges zu arbeiten. Er ist im Unterelsaß geboren und seit Jahren im Oberelsaß als Lehrer thätig und hat als solcher auch Schüler aus allen Teilen unseres Heimatlandes, bei denen er sich leicht Rat erholen kann. Dabei hat er nicht in erster Linie eine Vergleichung von Mundart und Schriftsprache im Auge, sondern er wollte vor allem die Frage lösen, wie kann die Mundart in der Schule herangezogen werden, um mit ihrer Hilfe das Verständnis für das Hochdeutsche zu erschließen. Ein glücklicher Gedanke in elsässischen Schulen! Denn das Hochdeutsche kennt das Volk wenig; wenn der Lehrer an Bekanntes anknüpfen will, steht ihm nur der Dialekt zur Verfügung. Wenden wir uns seiner Arbeit zu!

Anläßlich der Besprechung der Lautlehre giebt uns Menges eine Anzahl von Beispielen aus der Mundart, die der Unterricht verwerten kann. Dazu zählt er dröie oder droie für drohen. Hat der Lehrer z. B. aus Geibels Hoffnung zu erklären: Und bräut der Winter noch so sehr, wird ein einfacher Hinweis auf die Mundart diese Form den Schülern näher bringen, als die bloße Bemerkung: bräuen ist ein altes Wort für drohen. Ähnlich ist es mit der Form jetzo z. B. in Schillers Alpenjäger. Die Schüler mancher Gegenden des Oberelsaß brauchen nur auf das mundartliche jetze und auf die Abschwächung des o in e aufmerksam gemacht zu werden, um die Form jetzo als alten Bekannten zu begrüßen. Daß Heu zu hauen gehört und das abgehauene Gras bedeutet, ersehen z. B. in Reichenweier die Kinder besser aus den mundartlichen Formen Hoi, hoie. Bei dem Worte Getreide kann eine Volksform den Kindern zum Verständnis verhelfen: Er treit = trägt (er seit = sagt); wenn treit von traje oder tragen herkommt, so kann auch Ge-treide von tragen kommen.

Das hochdeutsche f ist in manchen Wörtern der Bücherſprache durch niederdeutschen Einfluß in ch übergegangen, besonders vor t: rufen — Gerücht, Neffe — Nichte, sanft — sacht, lüften — lichten. Auch in Ausdrücken der Mundart finden wir diesen Wechsel. Wenn man einen, der herausfordernd auftritt, abweisen will, so sagt man zu ihm im Unterelsaß: Du kommst mir geschlichen, im Oberelsaß: Du kommst mir geschliffen. Im mittleren Zornthal heißt der Laich der Frösche und Fische Laichlet oder Laiflet. Das Schnarchen im Schlafe wird im Münsterthale mit den Ausdrücken schnarchle oder schnarfle bezeichnet.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie Menges den Dialekt verwendet, um mit dessen Hilfe das Kind in das Wesen unserer Sprache einzuführen, die sprachlichen Erscheinungen und Veränderungen

Digitized by Google

dem Schüler in der That klar zu machen. Und darin gerade sehe ich die Bedeutung der Arbeit.

Ähnlich geht er in dem Abschnitt „Formenlehre" vor. Die Mundart besitzt z. B. noch veraltete Deklinationsendungen aus früherer Zeit in den Redensarten: e Larme machen — einen Lärm machen, de Luste biesse — die Lust büßen. Zum Hirschen, zum Schwanen, zum Storchen, zum weißen Hahnen, zum Sternen: solche Gasthausbenennungen hört und sieht man noch allenthalben. Sie können den Schülern den Beweis dafür bringen, daß diese Wörter früher schwach gebeugt wurden.

Am Schluß des Abschnittes über Formenlehre spricht Verfasser auch über die Ablautsreihen der starken Konjugation, wobei die Schüler nicht nur Gesetzmäßiges erkennen, sondern auch das musikalische Element der Sprache fühlen sollen. Die Schüler sollen eine Ahnung davon erhalten, daß die Sprache die Vokale i a u nicht zufällig, sondern vorsätzlich so häufig zusammenstellt. Sie hat eine Vorliebe für das Klingende und Singende dieser Reihe. Beweise bietet außer der Schriftsprache die Mundart in vielen Beispielen. Die Schüler werden sie mit Lust und Liebe aufsuchen. Neben den schallnachahmenden Verbindungen bim, bam, bum, piff, paff, puff steht die oberelsässische Formel schnibb, schnabb, schnurr, die bei einem gewissen Kartenspiele gebraucht wird. Außerdem findet sich die Ablautsreihe in einer Menge Kose-, Wiegen- und Scherzlieder, z. B. Ri, ra, rütsch, wir fahre in der Gütsch.

Durch Heranziehen der Mundart sollen eben auch die Dinge wie Geschlecht, Fall-, Grad- und Zeitbildung, die den Schülern sonst so trocken und tot erscheinen, Leben und Anziehungskraft erhalten.

Der nächste Abschnitt trägt die Überschrift: Stilistisches. Hier handelt Menges von der Reinheit und Einfachheit der Mundart (Wortbildung, Wortwahl, Satzbau und Satzfügung), von ihrer Anschaulichkeit und ihrem Bilderreichtum, von Wohlklang und Angemessenheit derselben.

Aus dem letzten Abschnitte: vom Sprachinhalt, wo über folgende Punkte gehandelt ist: Übersetzen und Umschreiben mundartlicher Ausdrücke, Betrachtung des sinnlichen Hintergrundes abstrakter Wörter durch die Mundart, Erschließung altertümlicher Ausdrücke, Erschließung ungewöhnlicher Ausdrücke durch dieselbe, Verwendung der Mundart im Geschichts-, Geographie- und naturkundlichen Unterricht — möchte ich nur ein Beispiel anführen.

In dem Gedichte Frühlingsglaube verdient außer dem Worte lind auch das Wort weben die Beachtung des Lehrers. Es kommt auch sonstwo in diesem Sinne vor, z. B. in dem Bibelspruch Apostelgeschichte 17, 38 (Denn in ihm leben, weben und sind wir) oder in dem Gedichte von Enslin: Es regnet (Gott segnet, was lebt und webt

Digitized by Google

in der weiten Welt.) Hierbei denkt niemand an die Thätigkeit am Webstuhle, auch die Kinder nicht. Sie erfassen wohl ohne Hilfe den richtigen Sinn: sich bewegen, thätig sein, sich regen. Und doch thut der Lehrer gut, nach der Behandlung auf das Wort zurückzukommen und dabei von unserem gewöhnlichen Begriff weben auszugehen. Die Kinder, welche schon einen Weber bei der Arbeit gesehen haben, wie er mit Händen und Füßen thätig ist, wie das Weberschiffchen hin- und hersliegt, wie die Fäden sich auf und ab bewegen, werden wohl verstehen, warum weben einen übertragenen Begriff angenommen hat. Hier ist nicht nur an den Feldwebel zu erinnern, der wie eine Mutter für die Compagnie sorgt und fortwährend für sie thätig ist, sondern auch an einige mundartliche Ausdrücke. Im Oberelsaß sagt man von einem unruhigen, zappelnden Menschen: Schau, wie er webt! Damit verwandt ist der Ausdruck Weibel = Gemeindediener, dessen Thätigkeit (Botengänge, Verkündigungen, Umgänge zur Überwachung der Ruhe u. s. w.) ja ganz ein Weben, sich Bewegen ist. Im Münsterthale giebt es noch die Zusammensetzungen uffweiwle = aufreizen und furt- oder mitweiwle = zu etwas verlocken, gewöhnlich zur Teilnahme an einem Gelage bewegen.

Damit soll es der Beispiele genug sein. Die Arbeit von Menges zeigt nicht nur, daß Verfasser seinen heimatlichen Dialekt in Laut- wie Formenlehre gründlich versteht, sondern daß er auch ein praktischer Schulmann ist, für den seine Lieblingsstudien kein totes Kapital sind, der sie vielmehr zum Nutzen und Frommen der Schule auszubeuten versteht. Direkten Nutzen ziehen aus dem Buche die Lehrer des alemannisch-schwäbischen Sprachgebietes, während die übrigen allseitige Anregung erhalten, vergleichend über ihren Dialekt nachzudenken. Die Schüler aber werden, um die Worte von Menges selbst zu gebrauchen, angehalten, selbst zu finden, Schlüsse zu ziehen und den Unterschied nach Inhalt und Form zu erkennen. Dadurch bildet sich ihr Verstand und kräftigt sich ihr Urteil. Eine Förderung des Geschmacks erzeugt die Besprechung sprachlicher Schönheiten und Eigenheiten. Die Schüler werden gewöhnt, die Wörter und Formen mehr zu beachten und ihren Sinn besser zu ergründen; dadurch setzt die Schule der verderblichen Hast des Lesens unserer Tage einen festen Damm entgegen. Die Ehrung der verachteten Mundart weckt Achtung vor Sprache und Sitte, namentlich vor der volkstümlichen, und pflegt den Sinn und die Liebe für das Kleine, Unscheinbare, Geringe. Die Mundart greift hinein in das innere Leben des Kindes und ruft dadurch Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein hervor. Das alles hat Hildebrand in seinem herrlichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ schön und treffend ausgeführt — und Menges auf unsere elsässischen Verhältnisse mit viel Geschick übertragen.

Digitized by Google

Nur eines gefällt mir an dem Buche nicht; das ist der Titel: Volksmundart und Volksschule. Letzterer Begriff ist nach dem allseitigen Inhalt zu eng; er sollte heißen: Volksmundart und Schule. Auch die Lehrer der höheren Schulen werden das Buch mit Nutzen einem eingehenden Studium unterziehen.

Vornamenstudien.

Von **Georg Steinhausen** in Jena.

Auf die Bedeutung der Geschichte der Vornamen für die allgemeine Kulturgeschichte eines Volkes ist neuerdings häufiger die Aufmerksamkeit gelenkt worden. So hat Thudichum in der „Allgemeinen Zeitung" 1886, Beilage 10, eine Erforschung der Entstehung und Verbreitung der neutestamentlichen und Heiligennamen angeregt. Dieselbe Zeitung brachte dann für Schlesien eine solche Arbeit von Wernicke (Beilage 41). Sehr hübsch ist die Arbeit von v. Zahn: „Über steiermärkische Taufnamen" (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. 29. Heft.), die auch für die allgemeine Entwickelung vielfach interessant ist. Ich selbst habe kürzlich auf Grund von Urkundenregistern Steuerbüchern, Matrikeln diese allgemeine Entwickelung nach dem Gesichtspunkt, wie sich Zeitgeist und Mode in der Namengebung verfolgen lassen, in einer Beilage der Täglichen Rundschau gegeben, doch unter Fortlassung des Apparates und wesentlich abgekürzt. Es kann ja kein Zweifel sein, daß sich in der Namengebung der verschiedenen Zeiten ihre Anschauungen und die Strömungen, die sie beherrschen, deutlich spiegeln müssen. Andererseits wirft die Geschichte der Namengebung wieder ihrerseits beachtenswerte Streiflichter auf die betreffende Zeit. Die örtliche Verschiedenheit, die konfessionellen Unterschiede ferner sind nicht minder interessant. In allen diesen und auch noch anderen Beziehungen muß jeder Beitrag zur Geschichte der Taufnamen willkommen sein. Auch die bescheidenen Notizen, die ich im folgenden biete, mögen vielleicht hie und da Beachtung finden.

1. Die Namenarmut im ausgehenden Mittelalter.

Den germanischen Personennamen hat sich die Forschung von jeher mit besonderer Vorliebe zugewandt; größere und kleinere Arbeiten über diesen Gegenstand sind sehr zahlreich. Ein Moment nun, daß in diesen Betrachtungen mit Recht häufig hervorgehoben wird, ist der Reichtum, die Mannigfaltigkeit dieser germanischen Namen. „Vor tausend und mehr Jahren war," meint v. Zahn[1]), „jeder Name — und man kannte

1) a. a. O. S. 5.

Digitized by Google

damals nur Personennamen — war das Namenwesen eine Art von Dichtung, und jeder neue ein neuer Vers derselben." Die poetische Fülle und die wechselnde Färbung dieser Namen ist unbestritten. Sie dauerte die Hauptzeit des Mittelalters hindurch an. Allmählich macht sich aber ein Schwinden dieses Reichtums bemerkbar.

Ich greife das Beispiel von Kiel heraus. Nach Reuter[1]) finden sich im ältesten Stadtbuch bei 950 Nummern 272 verschiedene Namen. Nach dem Rentebuch weisen dann von 1300—1350 837 Nummern 187 Namen, von 1351—1404 732 Nummern 101 Namen, und von 1411—1487 756 Nummern nur 93 verschiedene Namen. Also ein stetiger rapider Rückgang. In Prozenten ausgedrückt, kommt 1264—1289 1 Name auf 3,7 Eintragungen, 1300—1350 auf 4,5, 1351—1404 auf 7,3 und 1411—1487 auf 8,1 Eintragungen.

Diese Schwächung des Namenreichtums beginnt stärker im dreizehnten Jahrhundert, d. h. sie tritt auffällig hervor. Die Kraft der Namenproduktion ist schon vorher gesunken, und vom alten Bestand ist manches abgebröckelt. Häufiger werden einzelne bestimmte Namen. In Köln waren schon 1141—1159 unter den Ministerialen nicht weniger als 12 verschiedene Leute, die alle Hermann hießen.[2]) Bei den Normannen waren nach Robertus de Monte so viele Wilhelme, daß bei einem Fest 1171 mindestens 117 Ritter da waren, die diesen Namen führten.[3]) Ich will noch einige Beispiele herausgreifen, um den Gegensatz des früheren Reichtums zu der späteren Dürftigkeit zu illustrieren. 29 Bürger Goslars von 1144—1200, die in einem Urkundenregister zusammen aufgeführt werden, führen fast sämtlich verschiedene (und zwar rein deutsche) Namen, nämlich 25. 14 Bürger derselben Stadt hingegen aus der Zeit von 1290—1380 tragen nur 6 verschiedene Namen. Es sind unter ihnen allein 7 Johannes (Hans).[4]) Dasselbe Urkundenregister[5]) — ich benutze gerade dieses wegen seiner außerordentlich übersichtlichen und genauen Anordnung — verzeichnet 20 canonici von St. Peter und Nikolaus zu Magdeburg aus den Jahren 1144—1200. Diese 20 tragen 17 verschiedene (und zwar wieder rein deutsche) Namen. 24 canonici aber aus den Jahren 1208—1329 tragen nur 10 verschiedene Namen. Sechs heißen Johannes. Es ist dies übrigens, ebenso wie bei dem Goslarer Beispiel, der einzige fremde, kirchliche Name, der vorkommt. Ich komme auf die Geschichte dieses Namens in der zweiten Studie zurück.

1) Das älteste Kieler Rentebuch, herausgegeben von Reuter, S. LXXXII flg.
2) Heintze, Die deutschen Familiennamen, S. 27.
3) Abel, Die deutschen Personennamen, Seite 44.
4) Codex diplomaticus Anhaltinus. Register, Seite 102.
5) Seite 158.

Digitized by Google

So wird die Abwechselung, der Reichtum, die Färbung immer geringer.[1]) Man bleibt bei wenigen bestimmten Namen stehen. Immer mehr Leute tragen denselben Namen. Wieder mögen Beispiele aus ganz verschiedenen Gegenden angeführt werden. In dem oben erwähnten Register des Codex diplomaticus Anhaltinus sind auf Seite 199 73 Bürger von Quedlinburg nach 1200 verzeichnet. Darunter sind 16 Heinrich (mit allen Variationen), 15 Johannes (ebenso), 10 Konrad. Für Görlitz hat Jecht sehr interessante Zusammenstellungen im Neuen Lausitzischen Magazin, Band 68, gegeben und zwar nach den Görlitzer Steuerbüchern. Darnach hießen 1415 von 101 Bürgern: 33 Nikolaus, 13 Johannes, 10 Peter, 7 Heinrich; 1430 von 93 Bürgern: 15 Nikolaus, 15 Johannes, 10 Peter, 5 Heinrich, 5 Georg, 5 Matthias, 4 Jakob; 1450 von 311 Bürgern: 61 Nikolaus, 42 Johannes, 24 Peter, 17 Martin, 15 Michel, 14 Matthias, 11 Franz, 11 Lorenz, 10 Paul, 10 Georg; 1472 von 600: 103 Johannes, 69 Nikolaus, 31 Peter, 28 Martin, 26 Matthias, 25 Georg, 23 Paul, 22 Michel, 20 Lorenz; 1500 von 598 Personen: 115 Johannes, 54 Nikolaus, 49 Matthias, 45 Georg, 30 Peter, 30 Andreas, 27 Martin, 25 Paul, 23 Michel u. s. f. Also hieß jeder fünfte Johannes oder Hans. Denn ich habe die von Jecht getrennten Namen Johannes und Hans u. s. w. hier zusammengenommen. Ein drittes Beispiel biete Frankfurt a. M.[2]) Unter 50 Hauptleuten von 1335 bis 1500 sind 10 Heinrich, 8 Johann; unter 46 Stadtadvokaten von 1361 bis 1500 sind 13 Johann, 3 Heinrich; unter 20 Oberstrichtern von 1314 bis 1496 4 Johann, 2 Heinrich; also auch hier der fünfte ein Johann. Endlich sei Lüneburg herangezogen.[3])

1) Wie sich diese Schwächung des Namenreichtums auch im vierzehnten Jahrhundert im Gegensatz wieder zum dreizehnten vollzog, kann das Verzeichnis aller in Wismar vorkommenden Namen lehren. (Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte. Oktober 1891. Seite 8.) Im dreizehnten Jahrhundert kommen 145, im 14. nur 80 verschiedene Vornamen vor.

2) Vgl. Euler, Verzeichnis u. s. w. in Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. IV. Seite 218 flg.

3) 7.—9. Jahresbericht des Museumsvereins für Lüneburg. Seite 96 flg. Einige andere Beispiele füge ich noch hinzu. Das Register des „Urkundenbuches zur Geschichte der Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg" zeigt für den Namen Johannes fast 28 Spalten, für Heinrich 16 1/2, für Hermann 8 3/4, für Dietrich 6 1/2, für Konrad 6, für Nikolaus 3 1/2 Spalten. Unter 115 Bürgern von Aschersleben mit Vornamen (1275—1378) sind 20 Johannes, 20 Heinrich, 13 Konrad, 11 Dietrich, 4 Hermann, 2 Nikolaus; unter 55 Bernburgern mit Vornamen aus dem vierzehnten Jahrhundert 15 Johannes, 9 Konrad, 8 Heinrich, 3 Hermann, 2 Nikolaus, 2 Dietrich; unter 205 Zerbstern (1285 bis 1400): 48 Johann, 36 Nikolaus, 27 Heinrich, 12 Dietrich, 11 Peter, 1 Hermann, 1 Conrad. (Register zum Cod. dipl. Anhalt.) Die Variationen der Namen sind immer von mir einbegriffen. Vgl. auch die Register der Hanserecesse u. s. w.

Digitized by Google

Um 1470 heißen von 10 Mitgliedern der Theodori-Gilde: 4 Dietrich, 3 Heinrich, 1 Hans, 1 Kord; 1475 von dreien 1 Dietrich; 1477 von zweien 1 Johann; 1481 von 5: 2 Johann, 1 Heinrich; 1483 von 5: 2 Heinrich, 1 Johann, 1 Nikolaus; 1485 von 6: 1 Dietrich, 1 Hans; 1436 von zweien 1 Nikolaus, 1 Johann; 1488 von dreien 2 Johann. Ein längeres Verzeichnis enthielt 39 Namen; davon 9 Heinrich, 7 Johann, 6 Dietrich. Also immer dieselben Namen: vorzüglich Johann, Heinrich, Hermann, Peter, Nikolaus, Dietrich, Konrad.

Es fragt sich nun, welches sind die Ursachen dieser Abschwächung früheren Namenreichtums, dieser sich immer stärker herausbildenden Namenmonotonie. Die mit dem 13. Jahrhundert deutlicher anwachsende Verdrängung des alten Namenbestandes durch die neuen kirchlichen Namen ist darauf anfangs von gar keinem oder doch nur sehr geringem Einfluß. Zunächst ist es überhaupt nur der Name Johannes, der stärker an Terrain gewinnt. Die angeführten Beispiele zeigen aber, daß nicht nur dieser Name, sondern auch alte deutsche Namen allgemeiner angewendet wurden. Seit 1200 immer stärker wahrnehmbar vollzieht sich diese Wandlung zu Gunsten weniger Hauptnamen. Zweifellos trugen später, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, die neuen Namen, die Peter, Nikolaus, Georg, Matthias u. s. w. wesentlich zum Verschwinden des alten Bestandes bei; aber schon vorher ist eine Abbröckelung, wie nachgewiesen, Thatsache. Man muß also nach anderen Gründen suchen. v. Zahn, der die ganze Erscheinung richtig hervorgehoben hat, bringt zunächst „das Abkühlen des Namenlebens" mit „jener Veränderung, die an der Sprache im ganzen sich vollzieht, an ihrem Geiste und ihren Formen", in Zusammenhang[1]) und betont völlig richtig, daß an dieser Veränderung naturgemäß auch die Jahrhunderte vor dem dreizehnten gearbeitet haben. Daß sich im Laufe der Zeit sowohl die Formen der Namen abschwächen, als auch einzelne Namen überhaupt verschwinden werden, ist ja auch an sich völlig klar. Daß aber um die erwähnte Zeit diese Abbröckelung schärfer hervortritt und immer auffälliger wird, das liegt meines Erachtens vor allem doch in dem Wandel des Zeitgeistes, in den Kultureigentümlichkeiten des ausgehenden Mittelalters begründet. Macht sich denn nicht im dreizehnten Jahrhundert überhaupt ein Verfall bemerkbar? Ein Verfall wenigstens alles dessen, was vorher den Menschen schön und wert gegolten hatte? Denn von einem absoluten Verfall in dieser Zeit, wo sich in den Städten die Anfänge neuer zukunftsreicher Kultur bildeten, zu reden, wäre thöricht. Die Poesie aber der Vergangenheit schwindet. Die Kreise, die bisher

1) A. a. O. S. 39 flg. Ich mache auf diese Abhandlung, die gründlich gearbeitet ist und mannigfache richtige Gesichtspunkte aufstellt, wiederholt aufmerksam.

Digitized by Google

die Träger der Kultur gewesen waren, versumpfen. Auf litterarischem Gebiet tritt bedeutungsvoll die Prosa hervor. Wesentlich praktischen Zwecken diente sie, und wesentlich praktisch wurde überhaupt der Grundzug der Zeit. Der Handel, der Gründer der Städte, wird mehr und mehr zum Mittelpunkt deutschen Lebens. Ich zitiere gern Gustav Freytag — von allen, die sich mit dem deutschen Leben der Vergangenheit beschäftigt haben, gilt er mir immer als der erste Kenner; jeder Satz, wenn er auch scheinbar leicht hingeworfen ist, beruht auf wirklich wissenschaftlicher Forschung, trotzdem er mit einem großen Apparat und unverständlicher, angeblicher Tiefe nicht renommiert —, und so möchte ich auch hier sein Urteil über diese Zeit anführen. Es lautet: „Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüt, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vorteil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit".

Für diese Zeit paßten die alten Namen nicht, weder ihrer Fülle noch ihrer Bedeutung nach, weder ihrer Poesie noch ihrem Inhalt nach. Und neue erfand diese Zeit nicht; denn ihr mangelt die Fähigkeit poetischer Produktion. Nur in Spottnamen vermag sie etwas zu leisten. So beschränkte sie sich auf wenige Namen, die bald traditionell wurden. Sie setzte auch den neuen kirchlichen Namen keinen Widerstand entgegen; denn sie verstand sie ebensowenig, wie die schon abgeschliffenen, einst bedeutungsreichen alten germanischen Namen. Übrigens ist gerade dies Festklammern an wenigen Namen auch noch in anderer Beziehung charakteristisch. Es bestätigt diese Erscheinung wieder den konventionellen Zug, der in dieser Zeit besonders ausgeprägt ist. Alles denkt konventionell, alles spricht konventionell, alles schreibt konventionell, alles verkehrt konventionell. In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich das vielfach betonen können. Das Individuum, die Originalität, die Eigenart tritt völlig zurück. Diese Zeit, die das Genossenschaftswesen so stark entwickelt hat, uniformiert überall, ist vielfach monoton. Sie uniformiert auch die Namen: auch ihre Namen sind monoton.

Mit Recht setzt man in die Mitte des zwölften Jahrhunderts einen Wendepunkt deutschen Lebens — kürzlich hat das noch Lamprecht[1]) ausgeführt. Dieser Wendepunkt zeigt sich, wie wir gesehen haben, auch in der Namengebung.

Betonen möchte ich schließlich noch, daß die vielfache Anwendung derselben Namen zum Gebrauch von Beinamen besonderen Anlaß gab und so mit der Entstehung der Familiennamen eng verknüpft ist.

1) Deutsche Geschichte Band III.

Digitized by Google

Mit den vorstehenden, wesentlich statistischen Angaben, ist die Untersuchung über den Namenschwund naturgemäß nicht erschöpft. Es käme noch darauf an, auch in früherer Zeit das allmähliche Absterben der alten germanischen Namen nachzuweisen. Aber das oben angeführte Beispiel von Goslar zeigt, daß bis 1200 ein verhältnismäßiger Reichtum noch bestand, daß erst nachher derselbe schwand, daß also Gründe für den Namenschwund wesentlich aus dieser Zeit genommen werden müssen, wie ich es versucht habe. Für die frühere Zeit wird der Grund, den ich nur nebenher angeführt habe, nämlich das Schwinden des Verständnisses für Bedeutung und Sinn der Namen, ziemlich der einzige sein.

Ein zweites Moment, das untersucht werden müßte, wäre dies, wie sich der Namenschwund in den verschiedenen Landschaften vollzieht. Ich glaube freilich, daß ein erhebliches Resultat dabei nicht herauskommen wird. Die angeführten Beispiele zeigen jedenfalls, daß sich der Namenschwund in der späteren Zeit in den verschiedensten Gegenden gleichmäßig vollzieht. Mehr Wert könnte eine Untersuchung haben, die die einzelnen Stände berücksichtigt. Hier würde, glaube ich, der Adel als der Stand erscheinen, der die alten Namen besser konserviert, als der Bürgerstand. Die Namen der Geistlichen und der Bauern, soweit für die letzteren Quellen fließen, könnten ebenfalls zu interessanten Ergebnissen führen. Bei allen solchen Untersuchungen liegt aber die Gefahr unberechtigter Verallgemeinerung sehr nahe.

2. Der Vorname Johannes.

In dem „Onomasticon ecclesiae Die Tauffnamen der Christen deudsch vnd Christlich ausgelegt durch Georgium Wicelium“ heißt es beim Namen Johannes: „Es ist von Christi geburt an kein Mansname so gemein gewesen, als dieser, vnd das noch heutigs tags“. Von Christi Geburt an freilich nicht, wenigstens nicht in Deutschland, aber doch etwa seit dem 13. Jahrhundert, hat der Name allerdings eine ganz außerordentliche Verbreitung besessen, und zwar weit über Witzels Zeit, das sechzehnte Jahrhundert, hinaus bis in unsere Zeit. Für das ausgehende Mittelalter hat man diese Verbreitung schon aus den Beispielen der ersten Studie ersehen können. Und die im folgenden versuchte Geschichte dieses Vornamens in Deutschland wird die außerordentliche Verbreitung und Bedeutung desselben auch sonst beweisen.

Über die frühere Geschichte dieses Namens, der aus Italien herübergenommen wurde, in Deutschland findet man einiges im Grimmschen Wörterbuch bemerkt. Frühe Träger dieses Namens sind nur Geistliche, so im 6. Jahrhundert ein Abt von Remagen, im 10. ein Benediktiner von Gorze. Häufiger wird der Name dann im 13. Jahrhundert auch

Digitized by Google

hier zunächst bei Geistlichen. Doch finde ich schon für das 12. Jahrhundert diesen Namen nicht selten auch bei Nichtgeistlichen. Aus dem Register des Codex diplomaticus Anhaltinus führe ich dafür folgende Beispiele an: Unter den Ministerialen von Straßburg ein Johannes 1129 (S. 15), unter denen von Gandersheim ein solcher 1148 (S. 91), unter denen von Magdeburg ein solcher 1182 (S. 99), ein solcher von 1170 (S. 190), und ein solcher 1194 (S. 40). Im 13. Jahrhundert steigt dann die Beliebtheit des Namens. Unter den „magistri civium et scabini" von Aken finden sich 1288 unter 11 bereits 4 Johannes.[1])

Für das 13., 14. und 15. Jahrhundert möchte ich nun in Kürze einige Beispiele aus den verschiedensten Gegenden anführen. Wie oben erwähnt befinden sich unter 24 Magdeburger Kanonikern von 1208 bis 1329 6 Johannes, also ¼; unter 205 Zerbster Bürgern von 1285 bis 1400: 48, also fast ¼; unter 14 Bürgern Goslars von 1290 bis 1380: 7, also ½. Für Holstein bestätigt uns Weinhold die Verbreitung des Namens: „Er war im 13. und 14. Jahrhundert in Holstein und anderen sächsischen Ländern der beliebteste Name"[2]); für Lübeck Mantels[3]). Unter 242 Greifswalder Immatrikulierten hießen 1456 56 Johannes[4]). Ich wende mich zum Südwesten Deutschlands. Unter 24 Mitgliedern des Rates zu Straßburg im Elsaß (1313 bis 1314) sind 7 Johannes, also über ¼, unter 24 von 1315: 10 Johannes, also über ⅛;[5]) unter 81 Fratres des Straßburger Klosters St. Arbogast von 1269 bis 1331 sind 20 Johannes, also über ¼.[6]) Den Südosten mag Görlitz repräsentieren. Nach den oben angeführten Zusammenstellungen für das 15. Jahrhundert überwiegt anfangs freilich Nikolaus, tritt aber dann vor Johannes zurück. 1415 waren unter 101 Bürgern 13 Johannes, 1430 unter 93 : 15, 1450 unter 311 : 42, 1472 unter 600 : 103, 1500 unter 598 : 115. Für Steiermark endlich bestätigt v. Zahn die Beliebtheit des Namens im 14. und 15. Jahrhundert.[7]) Endlich möchte ich noch das Urteil des erfahrenen Archivars G. L. Kriegk anführen[8]): „Der im

1) Cod. dipl. Anh. VI, S. 3.

2) Jahrbücher für die Landeskunde des Herzogtums Schleswig u. s. w. IX. S. 41. Vgl. auch das älteste Kieler Rentebuch, herausgegeben von Reuter, S. LXXXIII.

3) Über die beiden ältesten Lübecker Bürgermatrikeln S. 19: „bei weitem am häufigsten Johannes".

4) Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven Bd. 52, S. 1 flg.

5) Urkundenbuch der Stadt Straßburg III, S. 427 flg.

6) Ebenda S. 445 flg.

7) Für Zittau und Zwickau vergl. noch Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung 1891, Nr. 72 (Steedon). Auch hier überwog allerdings Nikolaus.

8) A. a. O. S. 43.

Digitized by Google

deutschen Mittelalter bei Leuten aller Stände am häufigsten vorkommende Vornamen war Johann".[1])

Auf das Mittelalter ist die Verbreitung nun keineswegs beschränkt. Im sechzehnten Jahrhundert nimmt dieselbe hin und wieder noch zu. In Görlitz z. B. heißen 1533 von 720 Personen 107 Johannes und Hans; 1570 von 683: 105; 1585 von 699: 120. Nach v. Zahn führten in Steiermark in dieser Zeit 30—40 Prozent der männlichen Bewohner denselben Namen. Unter 121 Bürgern Bochums vom Jahre 1533, deren Vorname bekannt ist, heißen 32 Johannes, unter 47 von 1534 bis 1560 neuaufgenommenen Bürgern derselben Stadt heißen 13 so; unter 40 von 1560 bis 1563 aufgenommenen heißen 11 so; unter 80 von 1588 bis 1609 aufgenommenen heißen 24 so.[2]) In dem mecklenburgischen Amt Grevesmühlen hießen 1581 nach dem Amtsbuch unter 396 Personen 106 Johannes.[3]) Nach der Greifswalder Matrikel hießen 1547 von 80 Studenten 13 so.[4]) — Unter den Studenten der Universität Frankfurt a. O. hießen 1558 unter 126 Studenten 26 Johannes[5]), an derselben Universität 1592 unter 264: 48.[6]) Auch hier zeigen also ganz verschiedene Gegenden dieselbe Erscheinung. Selbstverständlich tragen diesen Namen nicht zu allen Zeiten ein Viertel oder ein Drittel oder gar die Hälfte der Bewohner; aber überall steht er doch in erster Linie.

Auch im siebzehnten Jahrhundert dauert die Beliebtheit an. In Gießen[7]) führten ihn entweder allein oder mit einem zweiten zusammengesetzt — denn damals herrschte die Mode der Doppelnamen, der Johann Georg u. s. w. — 1650 von 152 Studenten: 55, also über ein Drittel; 1651 von 128 Studenten: 38, also nahezu ein Drittel; 1652 von 55: 24, also weit über ein Drittel; 1656 von 88: 35; 1659 von 109: 48; 1661 von 87: 41. In Greifswald[8]) hießen so von 64 Studenten 1640: 11. Hier macht übrigens, wie schon im 16. Jahrhundert der Name Joachim — man denke an den vulgären beliebten Namen Jochen — große Konkurrenz. In Frankfurt a. O.[9]) heißen 1623 unter 172 Studenten 30 Johannes, 1665 unter 131: 33,

1) Deutsches Bürgertum N. F. S. 202.

2) Darpe, Geschichte der Stadt Bochum II, A. S. 198 flg.

3) Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte vom Oktober 1890, S. 13.

4) a. a. O. S. 217 flg.

5) Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 32 S. 150 flg.

6) Ebenda S. 366 flg.

7) Nach der Matrikel in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins II, S. 1 flg.

8) a. a. O. S. 585 flg.

9) a. a. O. S. 667 flg., Bd. 36 S. 106 flg., 232 flg.

Digitized by Google

1695 unter 73: 17. Auch hier berücksichtige ich allerdings die Doppelnamen. In Görlitz[1]) hießen 1615 von 581: 80 Hans, resp. Johann, 1642 von 506: 63; 1675 von 434: 54.

Von weiteren statistischen Angaben sehe ich zunächst ab. Für diese und namentlich die Folgezeit liegen auch Namenregister, Matrikeln u. s. w. nicht mehr in der Menge vor, wie für die früheren Jahrhunderte. Doch läßt sich immerhin behaupten, daß der Name auch im achtzehnten Jahrhundert seine Beliebtheit behält; freilich vorwiegend in Verbindung mit einem anderen Namen. 1765 führen z. B. unter 93 Frankfurter Studenten 30 den Namen Johannes, 1766 unter 62: 20, aber jedesmal nur einer den Namen allein: die übrigen heißen Johann Samuel, Johann Wilhelm, Johann Heinrich u. s. f.[2])

Unzweifelhaft aber ist, daß der Name Johannes vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert der beliebteste Name in Deutschland war. Das haben die angeführten Zahlen ohne weiteres dargethan.

Das mag schließlich auch noch eine Zusammenstellung zeigen, die Crull über die Vornamen in Wismar[3]) während des 13., 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderts gemacht hat. Durch diese 5 Jahrhunderte hindurch steht der Name Johannes weit obenan.[4])

Erst in unserer Zeit hat der Name an Verbreitung eingebüßt oder wenigstens an Beliebtheit bei den sogenannten besseren Ständen. Freilich giebt es auch da noch genug Johannes und namentlich Hans: aber der Name prävaliert nicht mehr. Schon 1810 führen unter 102 Frankfurter Studenten zwar noch 18 (1 Hans darunter) diesen Namen,[5]) aber immer mit einem oder mehreren anderen zusammen. Und unter denselben Studenten heißen bereits 29 Karl, darunter 5 allein so; und 31 Friedrich, darunter 4 allein so. Mehr und mehr flüchtet sich der Name, namentlich in seiner vollen Form Johann, zu dem konservativen Landvolk, das auch sonst so vielfach noch die Vergangenheit pflegt. Dort ist er immer noch der beliebteste Name.

Kurz will ich noch darauf hinweisen, daß in der dargelegten Vorliebe für ihn Deutschland keineswegs allein steht. Das ganze christliche Europa teilt dieselbe. Der russische Iwan, der spanische Juan, der französische Jean (wienerisch zum Schani geworden), der englische John, der

1) a. a. O. S. 33 flg.

2) a. a. O. Bd. 36 S. 416 flg.

3) S. oben.

4) Hier will ich noch anführen, was Strackerjan, Die jeverländischen Personennamen, S. 33 in Bezug auf diesen Teil Deutschlands bemerkt: „Am verbreitetsten ist der Name des Apostels Johannes".

5) a. a. O. Bd. 36 S. 679 flg.

Digitized by Google

holländische Jan u. s. w.: sie alle sind besonders beliebte Namen, aber sie teilen auch das Geschick des deutschen Johann; sie sind so vulgär geworden, daß man sie mit Vorliebe auf dem Lande pflegt und Knechte, Diener, Kellner u. s. w. also benennt. Iwan ist in Rußland immer der Hausknecht; der Name wird also fast ein Gattungsname.

Das bringt mich wieder auf Deutschland, wo der Name diese Bedeutung eines Gattungsnamens in noch viel ausgedehnterem Maße gewonnen hat, was bei der geschilderten Verbreitung freilich kein Wunder ist. Ich will hier aber nicht wiederholen, was schon sonst darüber gesagt ist. Namentlich im Grimmschen Wörterbuch ist dargelegt, wie namentlich der Name Hans als Bezeichnung für männliche Personen überhaupt gilt, dann auch geradezu für Mensch gebraucht wird. Man braucht nur an die „großen Hansen" zu erinnern, an Zusammensetzungen wie Prahlhans, Schmalhans, Faselhans, Fabelhans, Gafthans oder an solche mit Jan (Johann), wie Dummrian, Grobian u. s. w. Freilich kann in den letzteren auch die scherzhaft angewandte lateinische Endung -ianus stecken. Außer auf Grimm ist noch auf eine Abhandlung von P. J. Münz, Taufnamen als Gattungsnamen in sprichwörtlichen Redensarten Nassaus[1]) zu verweisen.

Jedenfalls ist der Name tief in das Leben des deutschen Volkes gedrungen und eng mit ihm verbunden. Der Name „Hans" klingt uns echt deutsch, auch der Name Johann; selbst der Name Johannes heimelt uns an, als wäre er auf deutschem Boden entsprossen. Hans ist dem Volke ein Name, den es überall anwendet, von Hans im Glück und Hans in allen Gassen bis zu Hans Taps, Hans Aff u. s. w. Der Teufel heißt auch Hans Urian, und der Scharfrichter Meister Hans. Der Narr, die komische Person, heißt ebenfalls oft Hans. Tiere nennt das Volk häufig Hans.[2]) Und so fort.

Aber auch der Name „Johannes" ist dem Volke lieb und vertraut. Namentlich in Zusammensetzungen ist er bekanntlich sehr häufig.

Diese ganze Erscheinung findet eben durch die Häufigkeit des Johannes als männlicher Vorname, wie ich sie durch die Jahrhunderte verfolgt habe, erst ihre volle Erklärung.

Zu erklären bleibt aber noch, warum nun dieser Name überhaupt so beliebt werden konnte. Ich kann da nicht viel anderes anführen, als was andere schon gesagt haben. Abzuweisen ist zunächst, daß der Name

1) Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde X, S. 89 flg. Diese Abhandlung liegt auch dem betreffenden Kapitel von Karl Brauns Skizzen „Etwas über deutsche Vornamen" zu Grunde.

2) Hier erinnere ich an die Benennung der Dohlen „Klas", entsprechend dem häufigen Gebrauch von Nikolaus als Vornamen.

Digitized by Google

wegen eines Anklanges an einen deutschen Stamm (z. B. in Hansa) beliebter als die anderen geworden sei. Das würde für Rußland, Spanien und Frankreich gar nichts beweisen. Es bleibt bei dem, was schon Wiarda (über deutsche Vornamen S. 80) gemeint hat, daß, weil Johannes der Täufer als Vorläufer Jesu besonders in Achtung stand, z. B. in der katholischen Litanei gewöhnlich obenan stehe, und weil denselben Namen auch der Liebling des Heilands, Johannes der Evangelist, führte, dieser Name gerade am meisten wert gehalten wurde. Johannes war der häufigste kirchliche Name, weil er eben innerhalb der Kirche besonders hochgehalten wurde, und er wurde aus demselben Grunde auch der häufigste Vorname der Nichtgeistlichen. Später wirkte vorwiegend Tradition und Herkommen auf die Verbreitung ein.

Sprechzimmer.

1.

Zu den Ausdrücken „in die Binsen gehen", „in die Pilze gehen".

Ztschr. 5, 630 Anm. 1 ist eine Bemerkung von Cosack angeführt, worin die Vermutung ausgesprochen ist, daß die Ausdrücke „in die Wicken gehen" und „in die Rüben gehen" im Sinne von „verloren gehen, verschwinden" zunächst von den Hasen u. s. w. gebraucht sein dürften, welche sich in dem Kraute vor dem Jäger zu verstecken suchen und ihm „verloren gehen". Ganz entsprechend dürfte die a. a. O. besprochene Redensart „in die Binsen gehen" anstatt auf das Sichverlaufen von Bächen, Quellen u. s. w. in binsenbewachsenen Sümpfen auf das Sichverstecken der Wildenten in den Binsen zurückzuführen sein.

Was den Ausdruck „in die Pilze gehen" betrifft, so braucht man wohl nicht mit P. Hoffmann (Ztschr. 6, 496) an eine etymologische Verstümmelung zu denken. Die bei Weigand 2, 351 gegebene Erklärung „In die Pilze gehen — verloren gehen, gleichsam wie Pilze Suchende, die sich verirren" scheint mir, ebenso wie die am gleichen Orte S. 247 und in Übereinstimmung damit im Grimmschen Wörterbuch 7, 1013 gegebene ganz analoge Erklärung des Ausdruckes „in die Nüsse[1]) gehen" (vergl. Ztschr. 5, 630 Anm. 1), durchaus nicht so ferne zu liegen.

München. **A. Englert.**

---

1) = Haselnüsse.

Digitized by Google

2.

Zu Luthers Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" (1525).

Dr. Rudolf Lehmann hat in Reclams Universalbibliothek (Nr. 2373) Luthers Sendbrief vom Dolmetschen und drei andere Schriften weltlichen Inhalts mit Einleitungen und Anmerkungen zum Schulgebrauch[1]) herausgegeben. Ich vermisse hier zu S. 68, Z. 31 flg. eine Erklärung. Die Stelle lautet: „Und hab ich ihren Götzen, den Papst nicht gefürcht, der mir die Seelen und den Himmel dräuet zu nehmen, muß ich mich auch sehen lassen, daß ich seine Schuppen und Wasserblasen nicht fürchte ..." Was bedeutet Schuppen? Der Ausdruck kehrt wieder in der Schrift „Wider Hans Worst" 1541 (vergl. Luthers Werke für das christliche Haus. Braunschweig. 1890. 4. Bd. S. 257): „und ich dieweil unter des Glaubens und Vater-Unsers Schatten sitze und lache des Teufels und seiner Schuppen ..." Hier ist seiner Schuppen wohl nicht ganz richtig durch ‚seiner Scharen' wiedergegeben, im übrigen aber richtig bemerkt, daß hier wohl eine Anspielung auf Hiob 41, 6 flg. vorliegt. Hier heißt es vom Leviathan, mit dem also der Papst verglichen wird: „Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und enge in einander. — Eine rühret an die andere, daß nicht ein Lüftlein dazwischen gehet. — Es hänget eine an der anderen, und halten sich zusammen, daß sie sich nicht von einander trennen." Die Wasserblasen spielen auf V. 22 an: „Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf". Zugleich liegt aber darin auch ein Wortspiel mit lat. Bulla, welches 1) Wasserblase, 2) päpstliche Bulle (nach der angehängten Siegelkapsel) bedeutet.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Zu Uhlands „Einkehr". (Lyon, Die Lektüre I, S. 112.)

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
. . . . . .
Es war der gute Apfelbaum
Bei dem ich eingekehret.

Zu dem Vergleiche des Schatten und Speise gewährenden Baumes mit einem gastlichen Wirte bietet sich eine Parallele aus älterer Zeit. Wie das apokryphe Evangelium Infantiae erzählt, gewährt den Eltern Jesu auf der Flucht nach Ägypten eine Dattelpalme einen Ruheplatz unter ihrem Laubdache und spendet ihnen Früchte zur Labung. Als sie wieder aufbrechen, gebietet der Jesusknabe einem Engel, den Baum zur Be-

1) Vergl. Lehmanns vortreffliches Buch über den deutschen Unterricht.

Digitized by Google

lohnung ins Paradies zu verſetzen. In Konrads von Fußesbrunnen „Kindheit Jeſu“ (herausg. v. Kochendörffer, Straßburg 1881), die auf dem Evangelium Infantiae beruht, V. 1474 flg. heißt es:

des tages, ê daz gesinde
die herberge rûmte,
daz kint si ein wênec sûmte:
ez stuont als ein gewizzen man,
der wol bedenken kan,
wie man dem wirte danken sol,
der gemachlîche unde wol
herbergete sînen gast.
er sprach ‚mîn engel, nemt einn ast
des boumes der hie stât
und uns sô wol berâten hât
gemaches unde spîse u. ſ. w.

Es iſt nicht unmöglich, daß Uhland das Gedicht, welches allerdings zuerſt 1840 gedruckt wurde, ſchon früher in der Handſchrift des ihm befreundeten Freiherrn von Laßberg kennen gelernt hat.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Es ſei mir geſtattet, auf einige nicht allgemein bekannte in meiner Heimat, der Eislebener Gegend, noch gebräuchliche Ausdrücke hinzuweiſen, da ſie wert ſind, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

Beſonders von den Knaben wird häufig das Wort „hubeln“ gebraucht, welches bedeutet jemanden beim Klettern von unten ſtützen. Das Wort, das weder bei Adelung, noch bei Grimm zu finden iſt, hängt offenbar mit heben zuſammen (vgl. Heft, Hebel, hub, κώπη, cupa [Kufe], Kurbel, alle verwandt mit capio, κάπτω, Stamm καπ).

Ein nur noch ſelten gebrauchtes, ebenfalls bei Adelung nicht angegebenes Wort iſt „zannen“. Wie „zahnen“ iſt auch dies Wort wahrſcheinlich von Zahn abzuleiten. Der Hund, welcher drohend ſeine Zähne bleckt, „zannt“. Dieſe Grundbedeutung des Zähneweiſens hat ſich dann erweitert zu der Bedeutung von drohend, wütend anſehen. „Was zannſt Du mich ſo an?“

Ein ſeltenes im Volksmunde gebräuchliches Wort iſt „ſich zauen“. Es bedeutet: ſich bei einer Arbeit beeilen, die Vollendung durch Anſtrengung beſchleunigen. Mit ziehen kann das Wort doch kaum zuſammengeſtellt werden, wie Adelung vorſchlägt. Ich wage, auf die mögliche Verwandtſchaft mit dem Sanskritſtamme tak hinzuweiſen (takus — eilend, ταχύνω); der K-Laut tritt beim Imperativ hervor („zauk dich doch“!). In dieſem Falle würde dem Worte die Bedeutung des Eilens zu Grunde liegen.

Digitized by Google

Andererseits könnte man vielleicht als Grundbedeutung den nahe verwandten Begriff des Anstrengens annehmen und das Wort vom Stamme *τεν*, *ταν* ableiten (*τείνω*, *τανύω*, tendo). — Es sei hier noch darauf hingewiesen, daß bei den Wörtern dieser und verwandter Bedeutung die Bildung der Reflexiva besonders reichlich gewesen ist (vgl. sich [be]eilen, sich sputen, sich ab-bemühen, sich üben, sich rühren, sich anstrengen, sich anspannen, sich daranhalten, sich bestreben, sich befleißigen, sich beeifern, sich abarbeiten, sich plagen, sich schinden, sich abrackern, sich abrazen, sich abeschern, sich abdraschen [vulgär thüringisch]).

Der Maikäfer heißt in der Volkssprache „Kritzekräber"; durch das Streben nach Alliteration ist aus „Käber": „Kräber" geworden. Man braucht hierbei gar nicht an Krebs zu denken, wie bei Grimm, Krebs II, 2.

Glückstadt. **Koch.**

5.

Zu Zeitschrift VI, 841 (52).

Daß die von Rosenburg angeführte Stelle aus Lenaus „Werbung":

Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe.

eine doppelte Deutung zulasse, ist mir unwahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß „Blick der Weihe" hier Raubvogelblick bedeuten kann. Meinem Gefühle nach müßte es dann auch „mit dem Blick der Weihe" heißen. Aber hiervon ganz abgesehen paßt eine solche Deutung gar nicht in den Zusammenhang. Wenn der Jüngling auch dem Werber nachgiebt, ist er denn damit schon dem Verderben verfallen? Muß er im Kriege notwendig sein Leben einsetzen, kann es ihm nicht auch gewonnen werden? Der Blick des Kriegsdämons ist keineswegs zu vergleichen mit dem Blicke des Raubvogels, der auf seine Beute stößt, nein, der Dämon läßt vielmehr mit Wohlgefallen und Begehren seinen weihenden Blick auf der Heldengestalt des Jünglings verweilen. Nur seinetwegen hat er die Musikanten und den Werber zu den stärksten Äußerungen ihrer Verführungskünste veranlaßt. Durch den Blick des Wohlgefallens, den der Dämon auf dem Jünglinge ruhen läßt, weiht er ihn gleichsam zu seinem Gefolgsmann. Weshalb wir notwendig annehmen sollen, daß der Jüngling damit dem Verderben geweiht werde, kann ich durchaus nicht einsehen. Konnte das „edle Streben" in der Brust des Jünglings, „wie der Ahn ein Held zu sein", denn nur im Tode erfüllt werden? Ich sehe keinen zwingenden Grund zu dieser Annahme. Sie würde meines Erachtens in Widerspruch treten zu dem Schluß des Gedichtes:

Digitized by Google

Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Ich kann mich nämlich nicht mit Kochs Annahme befreunden (VI, 52), daß hier „Ehre und Grab identische Begriffe" sind. Wenn Koch sagt, daß der Dichter hier nichts anderes könne sagen wollen, so ist er leider den Beweis für seine Behauptung schuldig geblieben. Ich glaube entschieden, daß Lenau etwas anderes hat sagen wollen, daß er nämlich „Ehre" und „Grab" sich gegenübergestellt hat. Vergegenwärtigen wir uns doch einmal die Situation: Als der Jüngling, auf dessen Heldengestalt die Blicke der Umstehenden mit Wohlgefallen und Stolz ruhen — ist er doch einer der ihrigen, — sich das Schwert umgürtet, um in den Krieg zu ziehen, da rinnen den Männern die Thränen in den Bart. Warum? Sind es Thränen der Freude oder der Trauer? Schauen sie ihn im Geiste als Helden zurückkehren und sehen sich in ihm geehrt, oder — ahnen sie, daß er nimmer wiederkehrt? Der Dichter läßt den Grund ihrer Thränen eben unentschieden, und gerade in dieser Ungewißheit liegt meines Erachtens das Reizvolle des Schlusses. Unser Hoffen begleitet den Jüngling in den Kampf, der Wunsch, er möchte den Seinen zurückgegeben werden, möchte reich an Ehren heimkehren, ist auf unserer Lippe. Warum sollte er denn nicht mit Ehren heimkehren können? Warum sollte es durchaus notwendig sein, daß er nur im Grabe Ehre finden kann, wie Koch behauptet?

Im Gegenteil, wenn wir die Begriffe „Grab" und „Ehre" gleichsetzen, so wird der Schluß lahm und matt. Wozu dieser tautologische Ausdruck, der — das mußte der Dichter sich doch sagen — so große Gefahr laufen mußte, anders verstanden zu werden? Hätte Lenau das im Sinne gehabt, was Koch und Rosenburg wollen, er hätte sicher die Gefahr vermieden, falsch verstanden werden zu können.

Die beiden oben angeführten Besprechungen von Rosenburg und Koch geben mir noch zu einer Bitte Veranlassung, zu der Bitte nämlich, doch ja recht genau zu zitieren.

So schreibt Koch (a. a. O.):

„Ahnen sie des Jünglings Grab?
Ahnen sie des Jünglings Ehre?"

statt:

„Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?"

und Rosenburg schreibt:

Digitized by Google

„Und der Dämon schwebt enteilend",

statt des Richtigen:

„Und der Finstre schwebt enteilend".

Auch in anderen Besprechungen der Zeitschrift habe ich dergleichen Ungenauigkeiten gefunden. So findet sich z. B. V, 56 die erste Strophe von Pfeffels „Tabakspfeife" mit folgender Interpunktion:

„Gott grüß euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen.
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon, mit goldnem Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?"

statt, wie es im Original heißt:

„Gott grüß euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon, mit goldnen Reifchen? —
Was wollt ihr für den Kopf?"
(Poetische Versuche. Tübingen 1802, 4, S. 101.)

und V, 57 heißt es: Döffinger Schlacht, Vers 11:

„Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot voll Blut und Qualm",

statt: Schlacht bei Reutlingen, Vers 43:

„Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm".
(Uhlands Gedichte und Dramen. Stuttgart 1877. II, 198.)

Derartige Ungenauigkeiten ließen sich noch mehr aufzählen. Sie sind jedenfalls ein Zeichen von mangelnder Genauigkeit in der Zitierung unserer Dichter. So etwas dürfte aber uns Lehrern des Deutschen am allerwenigsten nachgesagt werden. Möchten daher alle Fachgenossen bei ihren Besprechungen doch möglichst genau zitieren; der einzelne nehme die Mühe auf sich, das Original zu vergleichen, um seinen Lesern diese Mühe zu ersparen.

Altona. **A. Puls.**

6.

Noch einmal zu Fritz Triddelfitz.

Wie mir von Dr. Hofmeister-Rostock aus Anlaß meines Artikels (Ztschr. VI, 649) mitgeteilt wird, leitet derselbe „Triddelfitz" von dem Dorfe und Rittergut Trittelwitz bei Demmin ab. Von Reuter wäre es vielleicht an ein mundartliches trid(d)eln = trändeln (vergl. Lübben-Walther, Handwörterbuch tridele und trindele) angelehnt mit der patronymischen Endung —witz, ähnlich wie Stinkewitz = Stänker, unsauberer Mensch. Im übrigen ist er mit meinem Artikel einverstanden. Ich glaube immer noch, daß Reuter den Familiennamen Triddelvisse gekannt und ihn gewählt hat, weil „triddelig" und ähnliche Bildungen einen

Digitized by Google

leichtsinnigen Menschen bezeichnen, der sich in seinen Handlungen übereilt und allerlei Dummheiten begeht. Der Name Triddelvisse findet sich nicht bloß in den von mir angeführten Wismarschen Urkunden aus dem 15. Jahrhundert, sondern auch sonst im Lande Mecklenburg, auch in Pommern. Ob er heute noch existiert, weiß ich nicht. Über die Namenbildung bei Reuter stehen noch viele Fragen offen, mir liegt auch schon eine Menge Material vor. Manches hat schon Gustav Raatz in seinen Artikeln „Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten" in der Deutschen Lesehalle (Sonntagsbeilage zum Berliner Tageblatt) behandelt. Andere Züge aus Reuters Leben, Ereignisse, die ihm Stoff zum Dichten gaben, kann ich jetzt noch nicht veröffentlichen, weil die beteiligten Personen zum Teil noch in Mecklenburg, besonders in Wismar, leben. So sind z. B. zwei gute Bekannte von Reuter meine Nachbarn links und rechts, ein intimer Freund des Dichters hat seinen Garten meinem Hause gegenüber. In einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift will ich ein Gespräch zwischen Reuter und einem allerdings auch noch lebenden mecklenburgischen Landgeistlichen veröffentlichen, der ihn in Eisenach besuchte. Diese Unterhaltung scheint mir für die Erkenntnis der Reuterschen Personen außerordentlich wichtig.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

7.

Lébendig, léwendig, léwig.

Rudolf Hildebrand hat in dieser Zeitschrift mit Recht darauf hingewiesen, daß der alten Form lébendig Gewalt geschehen ist, als man den Ton auf die zweite Silbe legte, um das gefährdete e durch Betonung zu retten. Wem die durch die Schrift bezeugte Form lemdig, die bis ins frühe Mittelalter reicht, nicht genügt, der muß die Mundarten heranziehen. Noch gilt bei allen germanischen Stämmen das uralte Sprachgesetz, daß die Stammsilbe den Ton hat. Hildebrand hat schon auf die niederdeutsche Form lévendig hingewiesen. Man hört sie in Meklenburg heute noch. „Ik hew em léwendig vör mi sên." Daneben erscheint die sehr gebräuchliche Form lewig, das Gegenteil heißt dodig. Dor liggt 'n dodigen hund — Da liegt ein toter Hund. Lewig wird oft bei solchen Wesen angewendet, die man gewöhnlich in leblosem Zustande antrifft oder bekommt, z. B.: Hê hett'n lewigen Kattêker ut'n Holln mitbröcht — Er hat ein lebendiges Eichkätzchen aus dem Walde mitgebracht. Hê hett'n lewigen Adebor (Storch), De Adebor frett lewige poggen, quaduxen (Frösche). Hê ritt de eksewers de flüchten af un frett se lewig up — Er reißt den Maikäfern die Flügel ab und frißt sie lebendig auf. Wi braden hier in de sünn bi lewigen liw — Wir braten hier in der Sonne bei lebendigem Leibe.

Digitized by Google

Diese Form lewig, die sicher aus der daneben vorkommenden léwendig zusammengezogen ist, beweist am besten, daß die niederdeutsche Mundart sich das Gefühl für das germanische Betonungsgesetz bewahrt hat.

Hildebrand fügt bei dieser Gelegenheit hinzu, daß lebendig nicht der einzige Fall sei, der von dieser alten Weiterbildung des part. praes. mit Adjektivendung übrig geblieben ist; in den Mundarten leben noch andere, z. B. in Rudolstadt stehnig, sitznig bleiben (mit ausgestoßenem d). Genau so sagt man niederdeutsch: He hett ne slagendige Stunn redt — Er hat eine schlagendige (volle) Stunde geredet. Statt dessen hört man auch „ne klockenige Stun'n" oder „ne klockendige Stun'n".

Wismar i. M. **O. Glöde.**

8.

Mit der Wurst nach dem Schinken werfen.

(Zu Ztschr. VII, 2. S. 143.)

Die Redensart in der Bedeutung „durch eine kleine Gabe eine größere Gegengabe zu bekommen suchen" ist in Meklenburg noch allgemein gebräuchlich: „Hê smitt mit de Wust na'n Schinken". Die Redensart kommt bei Reuter, und wenn ich nicht irre, auch bei John Brinckmann vor.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

9.

Bieten und anbieten.

Ich möchte mir erlauben, zwei Beispiele — die sich wohl noch vermehren ließen — zu bringen, die zeigen, wie sich Ausdrücke im Laufe der Zeit abgeschliffen und an Kraft und Anschaulichkeit verloren haben.

Beim Durchlesen des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (Kollektion Spemann) fiel mir folgende Stelle auf: Goethe schreibt (Nürnberg, den 10. November 1797): „Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an", und auch Schillern ist diese Ausdrucksweise geläufig, denn er schreibt in einem Briefe an Goethe (24. November 1797): „Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten".

Unterlosa bei Plauen i. V. **Th. Hofmann.**

10.

Weiteres über „das Besprechen der Krankheiten."

(cf. Ztschr. VII, 273).

Im badischen Unterlande lautet der Heilspruch:

Heile, heile, Segen,
Kätzchen uf der Stegen (= auf der Stiege)
Mäuschen uf'm Dach
Hat sich schier zu bucklig g'lacht.

Digitized by Google

Der zu Grunde liegende Gedanke ist wohl der, daß das mit dem „Wehfinger" behaftete Kind in die gleiche heitere Stimmung versetzt werden soll wie das Mäuschen, das, der drohenden Gefahr glücklich entronnen, sicher auf dem Dache sitzt und der unten an der Stiege noch lauernden Katze lacht.

Lahr. **Fr. Widder.**

11.

Zu Uhlands Kastellan von Coucy.

Nachdem die Dame von Fayel das Herz ihres Sängers gegessen, befällt sie eine unbezwingliche Wehmut:

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Der Dichter hat diesen Zug wohl seiner französischen Quelle (s. v. d. Hagens Gesamtabenteuer I, CXVII) entlehnt. In dem den gleichen Stoff behandelnden Herzmäre Konrads von Würzburg Vers 432 flg. wird dagegen bemerkt, daß der Dame das Herz überaus köstlich schmeckt:

sus nam diu vrouwe vil geslaht
unde az ir vriundes herze gar,
alsô daz si niht wart gewar,
welher slahte ez möhte sîn,
daz jæmerliche trehtelîn
süeze dûht' ez werdem munt,
daz si dâ vor ze keinre stunt
nie deheiner spîse gaz,
der gesmac ir ie geviele baz.

Damit ist zu vergleichen, wenn im Märchen von dem Machandelbom (Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, große Ausg. Nr. 47) die wehmütige Stimmung des Vaters, indem er vom Fleische des ermordeten Sohnes ißt, in Fröhlichkeit verwandelt wird: „'Ach Fru', säd he do, 'wat smekt my dat Aeten schöön? gif my mehr! Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un säd 'geeft my mehr, gy schöhlt niks door of hebben, dat is as wenn dat all myn wör." Dagegen läßt Goethe in der Iphigenie I, 3,383 flg. den Thyest, nachdem er vom Fleische seiner Kinder gegessen, von Wehmut ergriffen werden:

Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt u. s. w.

In den Ausgaben findet sich keine Andeutung, woher Goethe diesen Zug entlehnt hat.

Northeim. **K. Sprenger.**

Digitized by Google

Franz Linnig. Deutsche Sprachlehre. Zusammenstellung der wichtigsten Lehrstoffe. Paderborn. Ferd. Schöningh 1892. 1,35 M. 113 S.

Vorliegendes Lehrbuch ist leider in der jetzigen Form nicht zu empfehlen. Wohl zeichnet es sich aus durch leicht faßliche und doch knappe Ausdrucksweise sowie durch ziemlich gleichmäßige Berücksichtigung der Laut-, Wort- und Satzlehre, aber es birgt zwei eigentümliche Widersprüche in sich: Während der Verfasser in der Satzlehre Kerns Neuerungen huldigt, um die doch noch der Kampf wogt, trägt er in der Lautlehre Ansichten vor, die schon in der Mitte der siebziger Jahre stark bezweifelt wurden und heute wohl allgemein in germanistischen Kreisen für veraltet gelten. So soll S. 5 got. b, d, g aus indogerm. ph, th und h verschoben worden sein und nicht, wie jetzt doch jeder Fachmann glaubt, aus bh, dh, gh. Das Bemühen des Verfassers, in der hochdeutschen Lautverschiebung auch got. f zu hd. b und got. ch oder h zu g werden zu lassen, führt zu Absonderlichkeiten. So schreibt er: „Die gotische Labial-Spirans f sollte hochdeutsch zu b werden; statt dessen tritt oft v ein, das seinerseits wieder zu f hinüberschwankt". Ja wenn die Schüler von solchen Schwankungen hören, kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie überhaupt nichts von der Lautverschiebung wissen wollen. Nach dem Schema soll indogerm. k zu got. ch oder h und dieses zu ahd. g werden, als Beispiel dafür aber dient δάκρυ, tagr, zachar und speziell für die hochdeutsche Verschiebung got. faihu, mhd. viech, nhd. Vieh. — In den Formen helfames, helfat, helfant soll das e aus früherem i infolge der Brechung entstanden sein, während doch nach der jetzt herrschenden Ansicht diese althochdeutschen Formen mit e älter als die gotischen mit i sind und in letzteren wie auch in althochdeutschen Formen wie hilfu, hilfis, hilfit sich das i erst aus altem gemeingermanischem e entwickelt hat.[1])

Aus der Satzlehre ist hervorzuheben, daß der Verfasser das nominale Prädikat als Prädikatsbestimmung auffaßt, sodaß in dem Satze: Die Sonne ist ein Fixstern — „ist" das Prädikat sein soll. Meine Bedenken gegen diese Auffassung habe ich schon früher ausgesprochen.[2]) Der Verfasser verwirft den sogenannten zusammengezogenen Satz als Mittelglied zwischen dem einfachen und zusammengesetzten gänzlich, also auch unter anderem Namen und erklärt: „Jeder Satz, der nur ein Verbum finitum enthält, ist ein einfacher Satz, — — jeder Satz, der mehr als ein finites Verb enthält", ein zusammengesetzter, „auch wenn die Verben logisch nur

1) Vgl. meine Besprechungen von R. Günthers und von A. Günthners Deutscher Sprachlehre.

2) Vgl. meine Besprechung von A. Günthners Deutscher Sprachlehre.

Digitized by Google

eine Aussage enthalten". Hierdurch räumt er dem Formalismus zu viel Geltung ein. Zweifellos enthalten Sätze wie: „Mann und Weib sind ein Leib" — nur einen Gedanken und sind demnach einfache Sätze. Aber auch bei dem Satze: „Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle" — verhält es sich genau so, was auch der Verfasser zuzugeben scheint, da er schreibt: „= rinnt rauschend". Dagegen sind dem Satze: „Der Mann starb im kräftigsten Alter, die Frau erst als Greisin" — zwei Gedanken mindestens mit demselben Rechte zuzusprechen wie dem: „Cäsar kam und siegte". Bei seiner Scheidung reißt also der Verfasser logisch eng Zusammengehöriges dem finiten Verb zu liebe auseinander. Den zusammengesetzten Satz gruppiert er verständigerweise nach logischen Gesichtspunkten.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. LVIII, 2: Hans Wilmsen Laurembergs Abgangszeugnis von der Universität und ein satirisches Gedicht von Friedrich Schlegel.

Der neue Quartalbericht enthält geschäftliche und wissenschaftliche Mitteilungen. Crull beschreibt die Altartafel im Heiligen Geiste zu Wismar und ihre interessante Geschichte, v. Schultz teilt zwei Projekte zur Stiftung meklenburgischer Orden mit. Von allgemeinerem Interesse ist Hans Wilmsen Laurembergs Abgangszeugnis von der Universität, das A. Hofmeister abdruckt. Es findet sich in einem Kopiebuch des Universitätsarchivs zu Rostock (A. 60, Fol. 120b) und ist vom Prof. Dr. theol. Johannes Quistorp als Rektor ausgestellt. Das lateinische Attest schließt mit den Worten:

> „Haec habuimus quae M. Johanni Laurenbergio pro testimonio dicere voluimus, debuimus. Tu qui haec leges, tenta hominem et cum nos nihil praeter verum dixisse intelliges, juva et promove ejus studia, idque te bono reipublicae literariae facere certissime tibi promitte.
>
> Scriptum et academiae nostrae sigillo insignitum Rostochii a. d. XIV. Calend. Februarii anno MDCXVI."

Eine interessante Mitteilung macht F. v. Meyenn. Es ist ein politisch-satirisches Gedicht von Friedrich Schlegel und führt den Titel:

Teutsche Constitution
in vierzehn Paragraphen.

Als Probe gebe ich § 8 und § 11.

Digitized by Google

§ 8.

Nachdem wir nun auch weit und breit
Die Vaterländer all' befreyt
Und schwimmen in dem Geist der Zeit,
So sollen fortan die Gedanken
Frey sein von allem Zoll und Schranken,
Gedruckt in alle Welt hinfliegen
Und keinem Zwang mehr unterliegen.

§ 11.

Ein jeder soll im Teutschen Bund
Gott preisen, wie ihm steht der Mund;
Wenn uns die Gelder nur verbleiben,
Mag frey die Religion man treiben.

Der meklenburgische Minister Leopold Hartwig v. Plessen, der zum Wiener Kongresse bevollmächtigt war, hat das Gedicht unterm 29. Mai 1815 aus Wien dem Herzog Friedrich Franz I. mit folgender Bemerkung zugeschickt:

„Ew. Durchl. schließe ich hier zur Unterhaltung noch eine sehr witzige Parodie bei, die auf einen Constitutions-Entwurf des Ministers Humboldt, der in 14 Artikeln abgefaßt und von mir schon vor einiger Zeit eingeschickt ist, von dem bekannten Schriftsteller Friedrich Schlegel verfertiget ist, und, bis auf einen etwas obscoenen Ausdruck, sehr viel beißende Satire enthält."

v. Meyenn teilt dann aus einem Kodex des Klosters Dobbertin in der Schrift von etwa 1500 mit: „Eyne kostel arstedie" — „Eine köstliche Arznei", ferner eine Anfrage über den Dorfnamen „Gehren".

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 6. Juni: Adolf Noreen, Utkast till föreläsningar i urgermansk judlära, besprochen von G. Ehrismann. (In Kluges Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte und Noreens Judlära besitzen wir nunmehr zwei Hilfsmittel, die in trefflicher Weise die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Lautlehre zusammenfassen.) — Hermann Wunderlich, Der deutsche Satzbau, besprochen von O. Behaghel. (Mit Wunderlichs allgemeiner Auffassung des sprachlichen Lebens und der syntaktischen Entwickelung stimmt Behaghel durchaus überein, ebenso mit den Zurechtweisungen, die er Wustmann zukommen läßt, der „für das Handwerk den Befähigungsnachweis verlangt", aber glaubt, „unserer Sprache gegenüber den Meister spielen zu dürfen, ohne nach dem Handwerkszeug auch nur sich umzusehen". Weniger vollkommen ist Behaghel mit den einzelnen Erklärungsversuchen Wunderlichs einverstanden.)

Digitized by Google

— Philipp Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt, besprochen von G. Ehrismann. — J. Minor, Schiller, sein Leben und seine Werke, 1. und 2. Bd., besprochen von Richard Weißenfels. (Zu große Breite, Belastung der Darstellung mit Einzelheiten, die ohne Bedeutung speziell für Schiller sind, schädigt Minors Werk in vielen Partien, obwohl sich in dieser Fülle der Details eine wahrhaft großartige Beherrschung und Benützung der umfangreichen Litteratur über Schiller und die peinlichste Gewissenhaftigkeit der Einzelforschung verrät. Durch die vollkommen künstlerische Gestaltung des Stoffes im ganzen und im einzelnen zeichnet sich Minor vor den meisten der heutigen Litterarhistoriker aus.) — L. F. A. Wimmer, Sönderjyllands historiske runemindesmaerker; Sophus Bugge, Norges Indskrifter med de aeldre Runer, besprochen von O. Brenner. (Zwei höchst willkommene Arbeiten.)

—— Nr. 7. Juli: Wilh. Streitberg, Zur germanischen Sprachgeschichte, besprochen von G. Ehrismann. — Karl Zangemeister, Die Wappen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift (Manesse-Codex), besprochen von Fr. Grimme. (Das prächtige Werk stellt sich, was Inhalt und Ausstattung angeht, der Handschrift würdig zur Seite; es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, welche auf dem Gebiete des Minnesangs arbeiten wollen.) — Wilh. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters; Karl Bitz, Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, besprochen von Hermann Haupt.

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte VI, 2: A. Hauffen, Zur Litteratur der ironischen Enkomien. — W. Scheel, Klopstocks Kenntnis des germanischen Altertums. — K. Heinemann und B. Seuffert, Briefe Heinses an Wieland. — W. Lang, Graf Reinhard als deutscher Dichter. — Ph. Strauch, Zur Lebensgeschichte Steinhöwels. — R. M. Werner, Zur Volkslitteratur. — R. Schlösser, Zur Götter-Bibliographie. — H. Fischer, Sprachliche Einzelheiten zu Schillers Dramen. — H. Düntzer, Uhlands Übersetzung des Thyestes von Seneca. — R. M. Werner, Murner in Krakau. — A. Leitzmann, Zu Goethes Briefen 2,46. — A. E. Schönbach, Zu Lessings Faust-Vorspiel.

Zeitschrift für deutsche Philologie 26,2: H. Gering, Der zweite Merseburger Spruch. — R. M. Meyer, Alliterierende Doppelconsonanz im Heliand. — R. Sprenger, Textkritisches zu mittelniederdeutschen Gedichten. — A. Jeitteles, Das neuhochdeutsche Pronomen II. — M. Spanier, Tanz und Lied bei Thomas Murner. — K. Hofmann, Neues zum Leben und Dichten J. Chr. Günthers. — A. Schöne, Zu Lessings Emilia Galotti. — A. Birlinger, Lexikalisches.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 37,2: Zwierzina, Überlieferung und Kritik von Hartmanns Gregorius I. II. — Kögel, Die altgermanische fara; Die Stellung des Burgundischen innerhalb der germanischen Sprachen. — Bolte, Ein Breslauer historisches Volkslied vom Jahre 1490. — Steinmeyer, Wigalois-Bruchstück. — Seemüller, Engelhard 2731 f. — Priebsch, Ein angebliches friesisches Marienlied.

Neue Jahrbücher für Phil. und Pädogog. 147. 148,4. 5: L. Bellermann, Zur Zeitberechnung in Schillers Dramen. — F. Bronner, Goethes römische Elegien und ihre Quellen.

Preußische Jahrbücher 72,2: Stahl, Über Umfang und Bedeutung des Sprachstudiums. — Tille, Die Bilder zu Goethes Faust.

Digitized by Google

Die Gegenwart 24: E. Wasserzieher, Erbgut und Lehngut in unserer Sprache.
Der Kunstwart, 1. und 2. Juliheft: Karl Erdmann, Anschauliche Sprache.
Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 8. Nr. 8 und 9. (1. August 1893): Hermann Dunger, Was heißt Sprachdummheiten? (Wir empfehlen diese ganz vorzüglichen Ausführungen Dungers, die wohl das Beste sind, was in den letzten Jahren über die Bedeutung des Sprachgebrauchs gesagt worden ist, allgemeinster Beachtung.)
Bayerns Mundarten, II, 1: Aug. Hartmann, Regensburger Fastnachtspiele. — O. Brenner, Altbayrische Sprachproben: Der Prinz von Arkadien. (Fortsetzung.) — C. Franke, Ostfränkisch und Obersächsisch. (Fortsetzung.) — H. Gradl, Die Mundarten Westböhmens. (Fortsetzung.) — M. Himmelstoß, Aus dem Bayrischen Wald. (Fortsetzung.) — J. Neubauer, Benennung der Pflanzen im Egerlande. — Aug. Hartmann, Zu den Regensburger Fastnachtspielen. — O. Brenner, Von der Rotenburger Mundart. — F. Rothbart, Aus Mittelfranken. — A. Hartmann, Bemerkungen hierzu. — O. Brenner, Kleinere Mitteilungen. — Bücherschau.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. — Sechsten Bandes drittes Heft: Spanische Quellen der dramatischen Litteratur, besonders Englands zu Shakespeares Zeit. Von Leo Bahlsen. — Tragödie, wissenschaftliche Kritik und Unfehlbarkeit. Ein Schlußwort. Von Veit Valentin. — Die Charaktere in Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen". Von Hubert Roetteken. — Der Verfasser der Galli cuiusdam anonymi in Franciscum Petrarcham Invectiva. Von Max Lehnerdt. — Rückertiana. Von Edmund Bayer. — Theodor Eicke, Zur neueren Litteraturgeschichte der Rolandsage in Deutschland und Frankreich, besprochen von Max Koch. — August Kippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—1743), besprochen von Hermann Ullrich.
Neue Bahnen IV, 6. 7 und 8: Rud. Hochegger, Die Bedeutung der Philosophie der Gegenwart für die Pädagogik. — Von der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Leipzig. — H. Scherer, Der Handfertigkeitsunterricht in der Volks- und Fortbildungsschule.

Neu erschienene Bücher.

W. Scherer, Kleine Schriften, 2 Bd. Berlin, Weidmann 1893. Erster Band: Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie, herausgegeben von Konrad Burdach. XXIV, 782 S. Pr. M. 15. — Zweiter Band: Kleine Schriften zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte, herausgegeben von Erich Schmidt. 415 S. Pr. M. 8.
Otto Bremer, Deutsche Phonetik (Grammatik deutscher Mundarten. Bd. I). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 208 S.
Ferdinand Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung (Grammatik deutscher Mundarten. Bd. II). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 181 S.
P. Paßler, Zur Geschichte der Heimesage. Programm des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums Horn. 1893.
Heinrich Stickelberger, Parallelstellen bei Schiller. Programm des Gymnasiums zu Burgdorf. 1893. 125 S.
Anselm Salzer, Die Sinnbilde und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters (Schluß). Programm des Obergymnasiums zu Seitenstetten. 1893. S. 447—617.

Digitized by Google

Wilhelm Vietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Marburg, Elwert 1893. 26 S. Pr. M. 0,50.

Deutsche Lauttafel (System Vietor). Größe 70 : 87 cm. Dreifarbiger Druck (rot, schwarz, grün). Marburg, G. Elwert 1893. Preis der Tafel M. 1.50, auf Leinwand gezogen mit lackierten Stäben M. 2,50.

Joseph Kassewitz, Darlegung der dichterischen Technik und litterarhistorischen Stellung von Goethes Elegie Alexis und Dora. Leipzig, Gustav Fock 1893. 27 S. Pr. M. 1.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl., 6. u. 7. Lieferung. Straßburg, Trübner 1893.

O. Glöde, Die deutsche Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über die Satz- oder Lesezeichen und die Redestriche dargestellt und durch Beispiele erläutert. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 33 S. Pr. M. 0,80.

Friedrich Kirchner, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts. 3. u. 4. Lief. Heidelberg, Georg Weiß 1893. S. 177—352. Pr. M. 2.

O. Hellinghaus, Homers Odyssee übersetzt von Joh. Heinrich Voß. Münster, Aschendorff 1893. Ladenpreis.

J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung (Für die unteren Klassen). Zehnte Aufl. 416 S. Pr. M. 2,20. — Zweite Abteilung (Für die mittleren Klassen). Achte Aufl. Trier, Lintz 1893. 637 S. Pr. M. 3,20.

J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter. 4. Aufl. Pr. M. 1,20. — Zweite Abteilung: Deutsche Dichtung in der Neuzeit. 4. Aufl. Pr. M. 3. Trier, Lintz 1893.

J. Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 10. Aufl. Preis kart. M. 1. 110 S.

Heinrich v. Stein, Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen. Leipzig, Reclamsche Universalbibliothek. Pr. M. 0,20.

Adolf Dietrich, Friedrich der Freidige. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen. Dresden u. Leipzig, Pierson. 1892. 141 S.

Rudolf Eckart, Niedersächsische Sprachdenkmäler in übersichtlicher Darstellung mit genauen Quellenangaben. Ein bibliographisches Repertorium. Osterwieck, Zickfeldt 1893. Pr. M. 3. 68 S.

Ernst Henschke, Über das Leben und die Schriften Kaspar Poggels. München, Programm der Kgl. Ludwigs-Kreisrealschule 1893. 48 S.

Max Miller, Wallenstein von Schiller. Schulausgaben deutscher Klassiker X. Trier, Heinrich Stephanus. 292 S. Pr. M. 1,20.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 14. Jahrg. 1892. 1. Abteilung. Leipzig, Carl Reißner 1892. 128 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Rhythmische Bewegung in der Prosa.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Die Betonung, diese Trägerin des Seelenlebens einer Sprache, ist bei uns so kunstvoll und eigenartig entwickelt, daß in der deutschen Sprachlehre recht viel davon die Rede sein müßte, was doch nicht der Fall ist, weil sie den Kindern, gleich wo sie zuerst unter die Hand des Lehrers kommen, schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, sodaß sich eine grundlegende Behandlung gar nicht, nur gelegentliche Nachbesserungen nöthig machen. Ja die meisten Deutschen werden sich der Eigenart ihrer Sprachbetonung gar nie wirklich bewußt und üben sie doch richtig aus. Es ist freilich ein Irrthum, der sich leicht von selbst einstellt, daß zur richtigen Handhabung einer Sprache ein volles Bewußtsein ihrer Lebensgesetze gehöre.

Das Bewußtsein stellt sich aber ein im Verkehr mit Fremden, die mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache, welche bei ihnen bekanntlich für besonders groß gelten, im Kampfe liegen. Wer z. B. mit Engländern zu thun hat, die sich um das Deutsche bemühen, dem wird bald auffallen, wie schwer und spät ihnen im Satzbau die Umkehrung von Subject und Verbum, die sog. Inversion zugänglich wird. Engländer, die schon weit sind im Gebrauch des Deutschen, sagen z. B. noch lange: „Als ich nach Hause kam, ich fand meinen Freund vor."

Dem Franzosen ist besonders unsere Betonung schwer zugänglich, da sie gründlich abweicht von der, in welcher er sich von Kind auf bewegt, die ihm gleichsam angeboren ist (der übertriebene Ausdruck sagt doch gerade mit seiner Übertreibung das Wesen der Sache treffend aus). Es handelt sich dabei besonders um die Behandlung des Hochtones und Tieftones, des Haupt- und Nebentones, die der Franzose in der scharf ausgeprägten Unterscheidung, wie wir, eigentlich nicht hat. Beide bestimmen bei uns nicht nur äußerlich den rhythmischen Gang und damit den eigenen Wohlklang unserer Worte und Sätze, sondern stehen auch innerlich im Dienste des Gedankens und der Empfindung.

Besonders daß Hochton und Tieftон in einem Worte unmittelbar neben einander treten können, wie bei uns in unzähligen Fällen geschieht, das geht dem Franzosen ganz schwer ein. Man muß es als Lehrer erlebt haben, wie auch ein schon recht geübter Franzose, der fortwährend vórlèsung u. dergl. hört und vom Lehrer so und so viel mal nachdrücklich

Digitized by Google

darauf hingewiesen und berichtigt worden ist, doch immer wieder in die Betonung vórlesùng verfällt, das muß man erlebt haben, um die Schwierigkeit dieses Betonens zu begreifen, die wir ja spielend ausüben.

Diese und ähnliche Fälle im Unterricht gelegentlich vorgebracht sind von eignem Werthe, weil sie mit einem Schlage den Schülern die Augen öffnen über Dinge, die sonst durch die abstumpfende Gewalt der Gewöhnung ungesehen vor ihnen liegen; was ihnen bis dahin gleichgültig, weil alltäglich war, wird ihnen vom Standpunkt des Franzosen, des Engländers aus auf einmal merkwürdig und beschäftigt sie in Gedanken auch über die Schulstunden hinaus, das rechte Kennzeichen, daß der Unterricht einmal in ihr Inneres eingegriffen, nicht bloß äußerlich etwas zum sogenannten Lernen gegeben hat, was so leicht wieder abfällt.

Um aber auf unsere Aufgabe zurückzukommen, jene nahe Verbindung von Hauptton und Nebenton ist überhaupt in unserer Sprache eine Erscheinung, die ebenso merkwürdig als an Lehre fruchtbar ist. Sie zeigt sich hauptsächlich in Zusammensetzung, wenn einer Stammsilbe mit ihrem Ton ein näher bestimmendes einsilbiges Wort vorgefügt wird, das nun, um die bestimmende Kraft zu bezeichnen, einen Ton erhält, der noch über den der Stammsilbe an Kraft und Höhe hinausgeht. Das fällt nicht weiter auf, wenn das Hauptwort bloß einsilbig ist, z. B. únschön, vórwòrt, áusbùnd, ánzàhl, bérgpfàd usw., aber das Merkwürdige tritt ein und wird dem Nichtdeutschen zum Anstoß, wenn das Hauptwort zwei- oder mehrsilbig ist, also z. B. spréchen, aber áussprèchen, ságen, aber hérsàgen, sínnig, aber únsinnig, wítzig, aber wáhnwìtzig, wágen, aber dámpfwàgen, vǫ́gelein, aber wáldvǫ̀gelein usw., die Wörter dieser Art stellen sich ja in ungezählten Schaaren dar und täglich können neue hinzukommen.

Kommt die Sache einmal im Unterricht zur Sprache, nicht systematisch, was zu leicht langweilend wird und damit den Hauptzweck des Unterrichts verfehlt, sondern gelegentlich — dabei werden auch die Gleichgültigen aufwachen, wenn der Lehrer die Frage einigermaßen scharf zu stellen weiß — so müßten auch andere werthvolle und fragliche Erscheinungen, die dabei auftauchen, mit vorgenommen werden. Es wäre z. B. eine werthvolle Frage, zu deren Lösung die besten Geister in der Classe zum Wettkampfe aufgerufen werden müßten und sich selbst dazu stellen würden: warum denn z. B. in vórbàuen, áblèsen, únfòlgsam, úrwâhler usw. der einsilbige Zusatz den höhern Ton erhält und wie er also die Stammsilbe ihres Hauptrechtes, den Sinnton zu tragen, berauben kann. Das wäre eine schöne Übung im Denken, nicht im kahlen logischen, das doch dabei nicht zu kurz kommt, sondern in dem Sachdenken, von dem ich so oft dringlich empfehlend gesprochen habe. Und wenn das Rechte in der Stunde nicht herauskommt, so wäre dies eine schöne Gelegenheit, den Schülern

Digitized by Google

den Knoten zur Lösung nach Hause mitzugeben, ein Mittel zur Anregung, das überhaupt öfter anzuwenden wäre. Mit welcher Spannung würden dann alle, außer den rettungslos Stumpfen, der nächsten deutschen Stunde entgegensehen und zumal der Frage des Lehrers: Nun, was habt ihr herausgebracht? Ich kann aber hier auf die Frage nicht näher eingehen.[1])

Zur rechten Beleuchtung der Erscheinung gehört aber die Ausführung, wie es eigentlich nicht genau oder richtig ist, daß da zwei Töne dicht bei einander ständen. Das ist vielmehr unmöglich, so unmöglich, wie, daß zwei Bergspitzen dicht neben einander stehen könnten, ohne daß ein Thal sie schiede und so eben zwei aus ihnen machte. Die Bewegung des Rhythmus ist aber genau wie die Bewegung eines Gebirgsprofils, ein Auf und Ab, ein Wechsel von Höhen und Tiefen.

So stehen denn auch z. B. in vórlèsen die beiden Töne keineswegs dicht neben einander. Ich machte das meinem Franzosen klar, indem ich vorlesen und vorgelesen, vorzulesen neben einander aussprach: die zwei letzteren sind durch das hinzukommende ge und zu keineswegs länger als das erste, vórlèsen nimmt gerade so viel Zeit weg, wie vórgelèsen (man überzeuge sich mit taktirendem Sprechen); es ist wie im 13. Jahrhundert mit Vrîdanc und Vrîgedanc, welche beide Formen bekanntlich in den Handschriften wechseln, wie im 15. und 16. Jahrhundert mit héiltùm und héiligtùm, in der Gegenwart z. B. mit grószmùtter und grószemùtter, der Leipziger Form; zwischen den beiden Tönen bleibt immer ein Räumchen, das, ob ausgefüllt oder nicht, für die Dauer des Wortes, also für die Größe des kleinen rhythmischen Ganzen völlig gleichgültig ist. Auch das im Unterricht einmal vorzubringen ist sehr anregend für das eigne Nachdenken und Beobachten der Schüler, sie probiren das vom Lehrer Behauptete zuerst zweifelnd mit dem eignen Mund und Ohr (der Zweifel ist ihr Recht und nöthiger Durchgang zur eignen Überzeugung), die Wörter werden ihnen wieder einmal Gegenstand freier Theilnahme und Freude statt Gegenstand eines strengen Gebotes, das sich ihnen auferlegt und die freie Bewegung hemmt. Übrigens ist die Sache näher besehen nicht so gar einfach, das zeigt sich, wenn man sie musikalisch, also mit Noten ausdrücken will; alles rhythmische und metrische Wesen ist aber zuletzt musikalisch. Die Erscheinung ist übrigens ganz dieselbe in Prosa wie in unserer alten Poesie das Auslassen oder Aussperren der

1) Erwähnenswerth wäre dabei aus dem Latein, wo das in der Classe vorhanden ist, wie da unser Betonungsgesetz in der Zusammensetzung durchaus nicht gilt, denn es heißt z. B. impéllere, compéllere, appéllere, concúrrere, incúrrere, succúrrere usw., und nur indem man diese Wörter so nebeneinander aufzählt, fällt auf die Präposition unabsichtlich von selbst ein höherer Ton wie bei uns (impèllere usw.), der Ton der Unterscheidung.

Digitized by Google

Senkungen, das nun hier recht deutlich wird, in der Natur unserer Sprache tief begründet ist.

Ich hatte es aber auf eine andere Erscheinung abgesehen, die in diesem Gebiet unseres Tonwesens, bei Zusammensetzung, eintritt, daß nämlich die Betonung da schwankt und ins Unsichere geräth. So z. B., wenn sowohl nóthwèndig als nòthwéndig betont wird, ánsèhnlich, aber únansèhnlich, ánfänglich, aber úranfänglich.

Der Grund der Erscheinung wird klar, wenn man näher, genauer zusieht, es ist in der Schule eine auserlesene Denkübung für Hören und Beobachten. Es gibt z. B. die Betonung ùnabséhbar, das ist die gewöhnliche, aber daneben auch unábsehbàr. Ebenso únausfüllbar und unáusfüllbàr (z. B. eine Lücke). Wie geht das zu?

Zu Grunde liegt ábsèhen, áusfüllen, die nahe im Hintergrund des Bewußtseins bestimmend stehen (aus eigenstem Gefühl, nicht aus Schulung), d. h. sehen hat an ab einen höhern Ton über seinen eignen hinaus abtreten müssen, zur Unterscheidung von ánsèhen, áussèhen, éinsèhen usw.[1]) Zu bemerken ist dabei und leicht zu Gehör zu bringen, daß die Stammsilbe mit ihrem Tonrechte darüber keineswegs verkürzt wird, darum, weil die ab, an, auf usw. eben zur Hervorhebung der Unterscheidung noch über die mittlere Tonhöhe hinausgehoben werden, auf der sich die Stammsilben bewegen und die eigentliche Tonlinie bestimmen.

Tritt aber noch eine Silbe hinzu, die einen solchen Unterscheidungston mit sich bringt, so gewinnt das Ganze ein anderes Gesicht. Zu ánsèhnlich heißt es z. B. únansèhnlich, nicht únánsèhnlich, denn án muß einen noch höhern Ton an ún abtreten, der nun über den ganzen Begriff gleichsam der Herr wird, an aber müßte sich eigentlich mit dem Tiefton begnügen, den -sèhn- hat, das doch selber noch unter an- um eine Stufe herunterzutreten hätte — aber hier ists eben mit dem künstlichen Tonwesen am Ende, hier wird — erlaube man mir einmal einen derben Ausdruck aus dem Hausdeutsch, ich finde ihn nicht besser, um es sicher zu sagen — hier wird eben das Pferd alle, die künstliche Abstufung des Tones wird gar zu künstlich, die Regel muß sich durchbrechen lassen, damit man beim Natürlichen, ja beim Möglichen bleibe.

Noch deutlicher stellt sich das heraus, wenn in einem Worte vier Silben, jede mit Tonrecht, zusammenkommen, die doch ein Tonganzes werden müssen mit einem Hauptton, denn nur dadurch kommt fürs Gehör und Verständniß ein Wort zu Stande. Das ist z. B. der Fall bei unabsehbar, da auch -bar von seinem Ursprung her (mhd. -bære)

1) Aber erséhen, verséhen, überséhen, warum? Die Schüler müßten das selber finden.

Digitized by Google

ein Anrecht auf eignen Ton behalten hat. Zu ábsèhen tritt zunächst absehbar, in dem sich ein Schwanken zeigt (in absehbarer zeit ist jetzt beliebt), ob seh- noch seinen vollen Tieston behauptet, unter dem -bar mit noch tieferem Ton erklingen müßte — ich glaube, bei diesem absehbar wird das strenge Einhalten des Gesetzes, also mit regelrechtem Absteigen des Tones in drei Stufen wirklich unwillkürlich versucht — aber es ist schon so schwer und auf Schrauben gestellt, daß man doch unwillkürlich in ábsehbàr verfällt. Vollends aber bei unabsehbar hat das strenge Betonen ein Ende, die Schwierigkeit geht da in Unmöglichkeit über. Es ist aber der Mühe werth, in der Classe den Versuch dazu zu machen oder einen Begabten machen zu lassen; was etwa daran gelingt, das kostet so viel Zeit und Mühe, daß dazu im wirklichen Sprechen eben gar nicht Zeit wäre. Im Verse aber wäre ein solches rhythmisches Unding erst unmöglich. Kurz, was dem Gesetze nach sein sollte und müßte, das wird durch die Umstände unmöglich, das ist das Lehrreiche an dem Falle.

Lehrreich ist aber auch, wie sich die Sprache in dieser Nothlage hilft (es kommt öfter vor, daß sie durch die strenge Grammatik in eine Nothlage geräth und zu einem Nothbehelf greifen muß); sie läßt über den wirren Silbenhaufen den allgemeinen Rhythmus, der in einem regelrechten Wechsel von auf und ab, Hebung und Senkung besteht, und überhaupt allem Rhythmus zu Grunde liegt, wie glättend dahinstreichen, wobei nach dem Recht der einzelnen Silben nicht mehr groß gefragt wird, da nun doch etwas Sprechbares zu Stande kommt. Die Doppelheit ùnabséhbar (lieber als das genaue únabsèhbar) und unábsehbàr erklärt sich daher, daß eben alle vier Silben ein Tonrecht für sich haben, während es doch nur zweien wirklich zugesprochen werden kann und der oberste Ton auch nur einer davon.[1]) So wird ein einzelnes Gesetz, das sich im gegebenen Falle selbst unmöglich macht, von einem allgemeinen, höhern zwar gebrochen, aber doch zugleich überhöht und mit dem Ganzen ins Gleiche gebracht, und auch darin ist die Sprache zugleich ein Abbild des großen Weltlebens überhaupt im Kleinen.

Der Fall ist aber so häufig, daß sich darauf eine Regel gebildet hat, wenn auch nicht entschieden durchgeführt. Es heißt z. B. ánfänglich (nach ánfang), aber úranfänglich; es heißt vórsìchtig, aber únvorsìchtig, also wider das Gesetz in regelrecht fließenden Rhythmus umgesetzt. Dabei gibt un-, das allerdings schon im Mhd. schwankenden Ton zeigt, sein Tonrecht doch gern an die Stammsilbe ab, z. B. in unmöglich, undénkbar, unstérblich, ùnverkénnbar, ùnverzéihlich, ùndurchdríngìich, ùngehéuer (aber das úngeheùer), neben úngewiss,

1) Dagegen haben ùnabwéndbar, ùnausdénkbar nur diese eine Betonung.

Digitized by Google

únsìcher, únüberlègt, únbillig, únstatthàft uſw., eine wahre Schwierigkeit für die Fremden, für die Schüler aber höchſt anregend, daß ſie ſich ſelber ſuchend umſehen in ihrem ſchon erworbenen Sprachvorrathe, deſſen ſie ſich dabei bewußter werden; der Lehrer dürfte keine Gelegenheit verſäumen, die jungen Geiſter zu ſolcher Eigenthätigkeit anzuſpornen.

Bemerkenswerth ſind beſonders auch Fälle, wo der Ton in demſelben Worte ſchwankend erſcheint. So bei un-, wo es nach Vorigem doch nicht Wunder nehmen kann, z. B. in únbändig und ùnbändig. Dann in wàhrschéinlich und wáhrschèinlich, glücksélig und glücksèlig, nòthwéndig und nóthwèndig. Das Rechte und Ältere iſt da die zweite Form, die bei nóthwèndig auch noch den Vorrang hat. Die andere Form iſt wahrſcheinlich erſt aus dem abſtracten Subſtantiv rückwärts entnommen, indem man mit wahrschéinlichkèit, nothwéndigkèit dem mühſamen Abſtufen des Tones nach ſtrenger Regel auswich; bei wàhrschéinlich wird noch mehr únwahrschéinlich maßgebend geweſen ſein. Dabei mag auch der Vers mitgewirkt haben, dem ja nóthwèndig und nóthwèndigkeit, auch glücksèlig ſich geradezu verſagen, es hilft eben der allgemeine Rhythmus, der ja ohnehin im Verſe maßgebend waltet, über die Lücke hinweg.[1])

Die Erſcheinung greift übrigens in die alte Zeit weit zurück und erweiſt ſich damit als unſerm Sprachleben natürlich gleich in ihren Lebensbedingungen mit begründet. Für das Ahd. gibt das Mhd. Zeugniß z. B. in der Doppelform einem und eime, wie sînem und sîme u. ä. Denn hinter einem ſteht ahd. éinèmo und erklärt es, hinter eime éinemò. Hätte in einemo das e ſeinen Nebenton der Grammatik gemäß feſt gehalten, ſo hätte es nicht ſchwinden können, aber indem es ihn an das o abgab, erhielt ſich dieß, natürlich als e, alſo einme, woraus weiter, im raſcheren Sprechen, das ja dieſen Formwandel bedingt, mhd. eime, das in alemanniſcher Mundart noch jetzt als eme gehört wird.[2]) Es giengen alſo in ahd. Zeit zwei Formen nebeneinander: éinèmo und éinemò, die erſte, kann man ſagen, die grammatiſche Form, das andere die rhythmiſche, die ſich wohl einſtellte, wenn auf einemo ein Wort

1) Dieſe Ausführung zugleich als Antwort auf die Frage oben S. 495 „warum begnügt man ſich nicht“ uſw., die doch wohl an mich gerichtet war. Die ſchätzenswerthen Ausführungen in Pauls Grundriß, 1, 555, auf die dort verwieſen iſt, können doch für lebéndig nicht gelten, weil da nicht zwei ſchwere Silben mit urſprünglich gleichem Ton dicht beiſammen ſtehen (es heißt ja eigentlich lébendìg, nicht lébèndig.) Meine Erklärung der dem alten lébendig angethanen Gewalt habe ich übrigens ſchon vor 20 Jahren im Colleg vorgetragen, als an Pauls Grundriß noch nicht zu denken war.

2) J. V. Scheffel z. B. ſprach aneme sonntag, an einem Sonntag. In der Mundart meiner Heimat dagegen iſt das aufs Kleinſte zuſammengeſchrumpft, zu e (wie engliſch a), z. B. es war (s' war) ane sonntage.

Digitized by Google

folgte, das mit kurzer unbetonter Silbe begann, sodaß mit éinemò das Zusammenstoßen von zwei kurzen Silben vermieden wurde, während das grammatisch genaue éinèmo vor einer schweren langen Silbe gut war.[1])

Noch Müllenhoff plagte sich mit einem Falle, in dem er die grammatische Betonung erzwingen wollte, die sich doch versagte, im Ludwigsliede in den Denkm. 2. Ausg. S. 299:

thaz gideilter thanne
sâr mit Karlemanne,
bruoder sînemo,
thia czala wunniônо —

bei der wunderlichen Auskunft, womit er sînèmo zu retten sich anstrengte, dachte er gar nicht an sînemò oder wies es von vornherein ab, das doch allein möglich und durch mhd. sîme bezeugt ist. Ebenso bei Otfried z. B. wázzarès gihólôti II, 14, 12, rhythmisch statt des grammatischen wázzàres, das da unmöglich wird, und so oft.

Endlich ist zu erinnern, wie sich auch im mhd. Verse diese Aushülfe in gewissen rhythmischen Schwierigkeiten geltend machte mit einer Tonverrückung, die dem Grammatischen grell widersprach. So im Erec 2198 nach Lachmanns Lesung manec wol sprechénder spilman; ich denke mir, man schlug im Vortrag einen Mittelweg ein, der zwischen der Forderung der Grammatik und des Versrhythmus eine Vermittelung fand, wie bei der sog. schwebenden Betonung im Auftakt und wie es Chr. Weise in seiner Metrik (curiöse Gedanken von deutschen Versen) für den Vortrag der Verse mit der sog. Silbenzählung als das Richtige angibt. Diese Silbenzählung, die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte unserer Metrik, ist selbst auf diesem Wege entstanden. Man sehe Pfeiffers Zusammenstellung von der Betonung viersilbiger Wörter im Mhd. Germ. 11, 445 flg. (gleich jenem wol sprechénder), wo man sich schon völlig wie in der silbenzählenden Zeit fühlt. Das sog. Silbenzählen ist eben nicht die treffende Bezeichnung der Erscheinung, es ist der rhythmische Rahmen, der wie gewaltsam ausgleichend über den widerstrebenden grammatischen Sprachstoff glättend dahinstrich, wie in unserm úreinwòhner statt úréinwohner usw.

Der treueste Hüter der deutschen Sprache im Elsaß.

Von **Ludwig Bräutigam** in Bremen.

Mit diesem Ehrennamen kann man ihn wohl bezeichnen den Theologen und Dichter Adolf Stöber, der am 11. November v. J. auf dem Friedhofe zu Mülhausen zur Ruhe bestattet wurde. Alle elsässischen

1) Also z. B. sînemò gimahale, aber sînèmo bruoder im Sprechen.

Digitized by Google

Zeitungen haben ihm Nachrufe gewidmet, in der gesamten deutschen Presse ist sein Hinscheiden erwähnt worden, verschiedene Dichter sind mit poetischen Klängen an die Öffentlichkeit getreten, um dem heimgegangenen Sänger die Ehren zu geben, die ihm die Mitwelt nur zögernd zuerkannte. Adolf Stöber war als evangelischer Prediger und Dichter die berühmteste Persönlichkeit des Elsaß. Welch' vielfachen Wechsel hat er in seiner Heimat erlebt! Geboren 1810 zu Straßburg, erlebte er als französischer Bürger drei Staatsumwälzungen, drei Kaiserreiche, drei Königtümer und zweimal eine Republik, untermischt mit bürgerlichem und auswärtigem Krieg. „Welch' ein Wechsel in der Landesverfassung," sagt er selbst, „bald rückschrittlich, bald freisinnig! Welch' ein Wechsel im herrschenden und treibenden Zeitgeist — bald leichtfertig im Sinne Voltaires, bald fanatisch im Sinne der Jesuiten, selten auf rechter Mittelstraße einer mit Zucht gepaarten weisen Freiheit!" Ja, wahrlich, in keinem europäischen Lande hat ein achtzigjähriger Greis von heutzutage so viele politische Veränderungen miterlebt, wie Stöber im Elsaß geschaut. Aber er selbst, der milde, liebevolle Prediger, der sinnige, weichherzige, durch Innigkeit des Gemüts wirkende Dichter, ist in diesem Auf und Ab, in diesem politischen Hin- und Herschwanken derselbe geblieben, der Sichselbsttreue. (Sein Wirken als Pfarrer soll uns hier nicht weiter beschäftigen; wie er fünfzig Jahre in Mülhausen amtierte, davon dreißig Jahre als Konsistorialpräsident, das gehört der Lokalgeschichte seiner zweiten Vaterstadt an.) Was ihn als Dichter auszeichnete, als Schriftsteller, ist sein zähes Festhalten am Deutschtum inmitten der Verwelschung seiner heimatlichen Gaue. Diese Eigenschaft war von seinem Vater, des um die Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens im Elsaß so hochverdienten Daniel Ehrenfried Stöber in Straßburg, auf ihn vererbt worden, und gleich seinem Bruder August, der mit ihm die heimatliche Geschichte durchforschte, und mit dem er das „Elsässische Sagenbuch", die „Alsatica" und das „Elsässische Samstagsblatt" herausgab, hat er sich in der deutschen Litteratur eine ehrenvolle Stellung errungen. Wie er auch unter der französischen Herrschaft, unter der er sechzig Jahre lebte, der Hauptsache nach deutsch predigte, so hat er immer auch deutsch geschrieben. Eine seltene Erscheinung! In der Umgangssprache mit Seinesgleichen, im Verkehr mit den höheren Ständen bediente er sich des Französischen, und dabei hing er mit rührender Treue am Deutschen als seiner Dichtersprache fest. Neben dem bekannten Gedicht von Schenkendorff „Muttersprache, Mutterlaut" giebt es in unserer Litteratur kaum eine zweite Poesie, die so wie sein Lied: „Preis der deutschen Sprache" die Schönheiten unserer Sprache besänge. Als das Elsaß noch lange Jahre französisch war, sang er:

Digitized by Google

„Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt ich deine Fülle missen,
O wie kränkt mich der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust."

Das, was berühmte deutsche Dichter und Schriftsteller wie Hebel, Uhland, Tieck, Gustav Schwab, die Gebrüder Grimm u. a., die das elterliche Haus Stöbers in Straßburg besuchten, in ihm angeregt hatten, hielt vor für sein ganzes Leben. Er als französischer Bürger, als eine fremde Sprache sprechender „Ausländer", war seit 1845, wo er seine „Gedichte" herausgab, die in der Hahnschen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienen, mit seinen Poesien vertreten in deutschen Gedichtsammlungen, in den „Blüten und Perlen deutscher Dichtung", in deutschen Lesebüchern. Die Tausende und Abertausende von deutschen Schülern, die in den Schulen lasen: „Das Lügenfeld", Der Läufer von Glarus", „Luthers letztes Ja", hatten wohl in den seltensten Fällen eine Ahnung davon, daß der Verfasser dieser bekannten Poesien diese als französischer Unterthan geschrieben, als noch kein Mensch ahnte, daß die Heimat des Dichters wieder deutsch werden sollte. Am bekanntesten von den sämtlichen Dichtungen Stöbers wurde in Deutschland kurz nach der Herausgabe seiner Lieder 1845 die Mahnung: „An Dichter und Leser".

„Willst Du dichten — sammle Dich,
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß Dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß Du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst Du lesen ein Gedicht —
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß vor Deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick Dir aufwärts bahnest,
Und, wie's Dichterangen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest."

Was Stöber in seinem Deutschtum als Dichter bestärkte, was ihn begeisterte, durch seine Weisen einer der treuesten Hüter deutschen Wesens inmitten einer immer mehr vorschreitenden Französierung seiner heimatlichen Bevölkerung zu werden, war mit darin begründet, daß er auch in seinem Berufe als reformierter Pfarrer wie auch seine Amtsbrüder in deutscher Bildung und deutscher Wissenschaft „die Wurzeln seiner Kraft" fand. Woher sollte sie anders ihre geistigen Waffen holen, die von dem Katholizismus hartbedrängte protestantische Minorität französischer Bevölkerung, als aus den Schriften deutscher Philosophen, deutscher Forscher! Auch mit der deutschen Schweiz hielt Adolf Stöber enge Fühlung, und so traute Laute er fand, das berühmte Münster seiner

Digitized by Google

Vaterstadt und die Schönheiten seiner Heimat zu besingen, noch zahlreicher sind seine Lieder, die die Schweiz verherrlichen. Im Jahre 1850 veröffentlichte er „Reisebilder aus der Schweiz", und sieben Jahre später: „Neue Reisebilder aus der Schweiz", zwei Bände Gedichte, die die zahlreichen Naturherrlichkeiten der Alpenwelt poetisch verklären, und von denen für die weitesten Kreise am bekanntesten geworden ist die bereits genannte Erzählung: „Der Läufer von Glarus". Adolf Stöber hatte längst die Lebenshöhe in seinem Wirken überschritten, er war bereits sechzig Jahre alt geworden, als das Kriegswetter über das Elsaß 1870 hereinbrach und dann seine Heimat mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Offen bekannte er sich zur deutschen Sache, und er veröffentlichte 1872 seine Ansichten in der kleinen Volksschrift: „Einfache Fragen eines elsässischen Volksfreundes". Aber man würde sich täuschen, wenn man glaubte, er hätte nun als politischer Heißsporn und Wortführer sich in den Kampf gemischt, der seit der Annexion Elsaß-Lothringens in diesen Ländern die Gemüter bis zum heutigen Tage erfüllt, dazu war seine ganze Denk- und Sinnesart zu vornehm, zu mild, zu weich und versöhnlich, und wenn manche seiner Gesinnungsgenossen, die gleich ihm vor 1870 für deutsches Wesen gekämpft hatten, nun unter der Herrschaft der Sieger, enttäuscht durch das Gebaren der das Land überflutenden Deutschen, dem Deutschtum den Rücken wandten, oder gar zu seinen schlimmsten Feinden wurden, — er blieb der Ruhige, Stille, Vornehme, die weiche Johannesnatur, der sinnige Dichter mit seinem innigen Empfinden, seiner herzlichen Hingabe. Und da er Liebe gab, waren es nur wenige, die ihm wehe thaten, wie er selbst rühmend in seiner Abschiedsrede an seine Gemeinde vor drei Jahren hervorheben durfte. Noch einen Band Gedichte hat er, schon hochbetagt, unter deutscher Herrschaft herausgegeben. „Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen" nennt er die Lieder, die er seiner hingeschiedenen Gattin widmete, Gesänge, die eigentlich eine Merkwürdigkeit in der deutschen Litteratur bilden, eine Merkwürdigkeit deswegen, weil es einzig dasteht, daß ein Siebzigjähriger, ein hochbetagter Greis, so volltönende Dichterklänge so warmherzig und innig und umfassend seiner Harfe zu entlocken weiß, wie es Stöber hier in seinen vierundvierzig Liedern thut, die das schönste und ergreifendste Denkmal bilden, das nur je ein Greis seiner langjährigen Lebensgefährtin errichtet. Bei den jüngeren Generationen in Deutschland ist Adolf Stöber in Vergessenheit geraten, verklungen, verrauscht sind die meisten seiner Lieder, aber Altdeutschland wird des Sängers nimmer vergessen, der in unserem bewegten Jahrhundert im elsässischen Grenzlande war: der treueste Hüter der deutschen Sprache.

Digitized by Google

Das Bild im deutschen Unterricht.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

Seit einer Reihe von Jahren ist der Gedanke, eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgewählte Reihe von Bildern als Anschauungsmittel im Unterricht zu verwenden, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Von verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten aus hat man versucht, diesen Gedanken zu verwirklichen. Diese Versuche gehen sämtlich von dem leitenden und gewiß richtigen Grundsatz aus, daß nicht bloß der Unterricht in den Naturwissenschaften, sondern in gewissem Sinne jeder Unterricht der Förderung, der Unterstützung, der Belebung durch sinnlich Wahrnehmbares oder sein Abbild bedarf. Man sieht nachgerade ein, daß der Unterricht sich vielfach zu sehr ins Abstrakte verliert, daß er sich zu seinem eigenen Schaden einseitig an die geistigen Fähigkeiten des Menschen wendet, so daß er schließlich in Gefahr kommt, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Da nun aber Form, Farbe, Licht und Schatten u. s. w., kurz alles Sinnfällige ein für allemal der Boden bleibt, aus dem das Geistige emporwächst — dies lehrt die Geschichte der Völker und ihrer Gesittung so gut wie die Entwickelung des Kindes —, so müssen wir in der maßvollen und zweckmäßigen Verwendung des Bildes im Unterricht eine gesunde Umkehr vom Abstrakten zum Natürlichen erblicken. In dem Heranziehen des Bildes zum Unterricht liegt ein lebensfähiger Keim; die Schule hat sein Wachstum sorgsam zu überwachen und dafür zu sorgen, daß er weder vernachlässigt wird und verkommt, noch durch Treibhauswärme gewaltsam emporschießt.

Es sei gestattet, im folgenden auf zwei Bilderwerke aufmerksam zu machen, die in mehreren Fächern, vor allem auch im deutschen Unterrichte von großem Nutzen sein können.

Als im Jahre 1887 der königliche Archivrat Dr. Gustav Könnecke, jedenfalls nach langen Vorarbeiten, seinen Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Marburg, Elwert gr. Folio, XXVII, 316 S. erscheinen ließ, wurde es wohl allen, die den oben ausgesprochenen Gedanken nicht von vornherein verwerfen, klar, daß mit diesem Werke etwas Neues und zwar höchst Bedeutsames angebahnt und geschaffen sei. Der Könneckesche Bilderatlas, der sich „eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte“ nennt, enthält 1675 Abbildungen zur deutschen Litteratur aus den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Der wissenschaftliche Wert dieses Werkes beruht nun darin, daß es nach den Quellen gearbeitet und der unermeßlich reiche Stoff aus

Digitized by Google

allen Teilen Deutschlands, ja aus französischen, englischen, italienischen und anderen Bibliotheken und Sammlungen zusammengetragen, durchgearbeitet, gesichtet, ausgewählt und bequem geordnet ist, daß man sich in allen Teilen des Werkes leicht zurechtfindet. Somit ist für jeden Studenten und Freund der deutschen Litteratur, für jeden Lehrer der deutschen Sprache, für jeden Germanisten ein wissenschaftliches Hilfsmittel ersten Ranges geschaffen, ein Werk, welches geeignet erscheint, das Studium der deutschen Sprache und Litteratur in eigenartiger und anregender Weise zu fördern und zu beleben.[1])

Könneckes Bilderatlas enthält, abgesehen von den Bildern, in seinem Texte gar manche wichtige Einzelheit, die einen Fortschritt über den bisherigen Stand unserer Kenntnis der Daten, Ausgaben u. s. w. darstellt. Diese Einzelheiten sind Ergebnisse von Vergleichen und Forschungen, zu denen der Verfasser durch seine eigenartige Zusammenstellung von Wort und Bild geführt wurde. Vor allem aber ist das von hohem Werte, was Könnecke als Bild bietet, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Wo anders findet der Student, der Lehrer, der Germanist eine so bequeme, reichhaltige und zuverlässige Unterlage, beziehentlich Anleitung zu textkritischen Studien? Wichtige Manuskripte von den ältesten Zeiten an, Schriftformen, Schriftproben aller Gattungen, erste Drucke und Titelblätter, Handschriftproben deutscher Dichter und Schriftsteller bis in unsere Zeit sind zusammengetragen, nebeneinandergestellt; sie erleichtern Vergleiche und textkritische Versuche jeder Art. Dieser Teil des Bilderatlasses ist um so wertvoller, als gerade auf die treue Nachbildung der Handschriften und Drucke die größte Sorgfalt verwendet ist. Weiter bietet das Werk eine sehr stattliche Reihe von Bildnissen. Die rechte Auswahl unter den Bildnissen zu treffen, wird stets eine sehr schwierige Aufgabe bleiben. Die Frage: Welches ist das beste Bild eines Dichters? ist oft sehr verwickelt und in vielen Fällen bisher noch wenig befriedigend gelöst. Hier war also ein ungeheures Stück Arbeit zu bewältigen, ein

1) In seinem Aufsatze „Grenzen der Veranschaulichung beim deutschen Unterricht“ (in dieser Ztschr. Band I, S. 341—346) erwähnt H. Wäschke den Könnecke nur nebenbei, nennt aber S. 342 Könneckes Bilderatlas in einem Atem mit Königs Litteraturgeschichte. Das muß ich aufrichtig bedauern; es liegt in dieser Zusammenstellung eine von Wäschke vielleicht gar nicht beabsichtigte Herabsetzung des Könnecke, der ein ernstes wissenschaftliches Werk ist. Wäschke schwärmt nicht für die Verwendung von Bildern im Unterricht und tritt dem Mißbrauch, der damit hie und da vielleicht getrieben wird, mit Recht scharf entgegen. Betrachte ich indes Wäschkes Ergebnisse am Schluß seines Aufsatzes, S. 346, so kann ich einen eigentlichen Widerspruch seiner Ansicht mit der meinen nicht entdecken; über das Maß und das Wie der Verwendung stimmen wir allerdings nicht überein; er zieht mir die Grenzen zu eng.

Digitized by Google

Stück Arbeit, das nur der annähernd zu würdigen vermag, der selbst einmal in der Lage war, jene Frage beantworten zu müssen. Ferner enthält der Bilderatlas getreue Nachbildungen von Miniaturen, Initialen, Illustrationen (z. B. Chodowieckische Kupfer zu Lessings Minna von Barnhelm) und anderen Zierat von Büchern und Ausgaben aus früherer Zeit, Abbildungen der Wohnstätten, Geburtshäuser und Grabstätten der Dichter, und anderes mehr. Alle diese Dinge, sowie die Bildnisse in ihrer jeweiligen Auffassung und Art, mit ihrer Umrahmung und Unterschrift bieten dem reifenden und gereiften Verstande — ich rede also hier nicht im allgemeinen von Schülern — ein bisher zu wenig gekanntes und benutztes Mittel, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen", einen Einblick in den Kulturzustand, die Sitten, Trachten — kurz in das eigenartige Gepräge der Zeit des Dichters zu gewinnen, aus dem sich wiederum manche sonst dunkle Stelle, manche Anspielung einer Dichtung, eines Schriftwerkes erklärt. Ich behaupte, daß all jene Dinge, so äußerlich sie oft scheinen möchten, zum wahren inneren Verständnis eines Dichter- oder Schriftstellerwerkes unter Umständen nicht minder wichtig sind, als eine gute Textausgabe, deren Notwendigkeit doch wohl kein Gebildeter leugnet. In vorsichtiger Auswahl und an passender Stelle soll, meiner Ansicht nach, auch der reifere Schüler in diese Dinge eingeführt werden und sie beachten und benutzen lernen. Hier werde ich bei vielen auf lebhaften Widerspruch stoßen. Dennoch ist es meine Überzeugung, daß die Zukunft von dem Werte jener „Äußerlichkeiten" gerechter denken wird als die Vergangenheit. Vor allem bin ich durchdrungen von dem hohen Werte des Bildnisses, auch für die Schule. Freilich giebt es sogar Leute, welche behaupten, daß das Bildnis eines Dichters z. B. zur Erkenntnis seiner inneren Persönlichkeit überhaupt nichts beitrage, daß dafür das Bild gar keine Bedeutung habe. Wer das thut, der leugnet überhaupt den Wert des Bildnisses — aber weshalb lassen sich denn da die Menschen porträtieren, weshalb sammeln wir in unseren Gemälde- und Nationalgalerien die Bildnisse unserer großen Männer, weshalb suchen wir die besten zu erlangen?

Seien wir offen und bekennen wir, daß die Kenntnis der oben angedeuteten und vieler anderer Realien bisher recht im argen gelegen hat. Der Aberglaube an die Allmacht des gedruckten, geschriebenen und gesprochenen Wortes, die ungerechtfertigte, einseitig geistige, abstrakte Art des Studiums unserer und der anderen Sprachen und Litteraturen hat uns zu diesen Realien einfach nicht kommen lassen; die Buchgelehrsamkeit glaubte des Bildes, der Anschauung entraten zu können. Diese Vernachlässigung des Sinnlichen, diese Überschätzung des rein Geistigen ist ein großer Schade. Ein volles und frisches Erfassen unserer Ver-

Digitized by Google

gangenheit und ihrer Schätze ist doch nur denkbar, wenn beides, Geistiges und Sinnliches, zu seinem Rechte kommt; sollen wir uns die früheren Dichter nicht als Schemen, sondern als Menschen mit Fleisch und Blut vorstellen, so ist es auch nötig zu wissen, wie, wo, wann sie gelebt haben, wie sie aussahen, wohnten, schrieben u. s. w. Die Lebhaftigkeit dieser Vorstellungen kann nur dazu beitragen, daß uns auch ihre geistige Persönlichkeit menschlich näher tritt und sich uns fester einprägt. Könnecke sagt Seite IV seines Vorwortes: „So bietet der „Bilderatlas" mit seinen 1675 quellenmäßigen Abbildungen allen, welche Freude an der Geschichte unserer Litteratur haben, reiches Material. Die Züge der einzelnen Dichter und Schriftsteller treten lebendig vor die Augen der Betrachtenden, ihre Werke werden erst dadurch verständlich, daß man auch ein treues Bild ihrer äußeren Erscheinung bekommt. Die Litteraturgeschichte erhält ferner auch dadurch Leben, daß man Gelegenheit hat, zu erfahren, wie die berühmten, so oft genannten alten Handschriften aussahen, welche uns die Meisterwerke der alten Zeit überliefern, wenn man die Originaldrucke der epochemachenden Hauptwerke unserer Litteratur in ihrer Titelnachbildung vor sich sieht. Die lebendige Anschauung dessen, was hier geboten ist, wird namentlich für pädagogische Zwecke, für alle, welche Litteraturgeschichte lehren und lernen, von großer Bedeutung sein." Ich kann nicht finden, daß Könnecke sich hier irgendwelcher Übertreibung schuldig macht, oder zuweitgehende Erwartungen ausspricht. Dem vorzüglichen Werke, das noch nicht allgemein nach Verdienst bekannt scheint, ist aufs wärmste weite Verbreitung zu wünschen!

Für den deutschen Unterricht, also für die Schüler, ist, wie schon wiederholt angedeutet, das Werk nur in den oberen Klassen heranzuziehen, und auch da natürlich nur mit sorgsamer Auswahl und am passenden Orte. Diese Beschränkung liegt schon in der ganzen Wissenschaftlichkeit des Buches begründet. Eine weitere Schranke wird der häufigen Verwendung in der Klasse durch das Äußere des Werkes gesetzt. Der Bilderatlas ist leider ein unbequemes, schwer bewegliches Buch. Man kann es nur aus der Ferne zeigen, in einem Glaskasten auslegen, oder man muß einen Teil der Klasse um dasselbe versammeln. Dies alles hat seine ernsten Nachteile. Zur Benutzung in der Klasse braucht man entschieden große deutliche Bilder auf einzelnen Blättern, Bilder, die nicht nur von den vordersten Bänken klar zu erkennen sind und die nach der Erklärung ohne Schwierigkeit herumgegeben werden können.[1])

1) Gut haben sich, wie ich berichten kann, die einzelnen auf Pappe aufgezogenen Tafeln des Allgemeinen historischen Porträtwerkes, das ich dann be-

Digitized by Google

Man darf wohl zu Nutz und Frommen weiterer Verwendbarkeit des Werkes die Frage aufwerfen, ob es nicht praktisch wäre, den Bilderatlas bei einer Neuauflage in einzelnen Blättern oder wenigstens in kleineren losen Heften oder Lieferungen herauszugeben, so etwa, daß z. B. Klopstock und Lessing zusammen ein Heft, Wieland, Herder mit dem Hainbund zusammen eins, Goethe, Schiller je eins bilden.[2]) Ein solches Heft kann immer viel leichter hin- und hergeschafft und schnell zur Hand genommen werden, während man es sich doch sehr überlegt, ob man einer Nibelungenhandschrift, einer Miniatüre oder eines Klopstockbildnisses wegen das schwere Buch mit in die Schule oder in die Klasse schleppt. Eine der Hauptbedingungen bei Verwendung von Bildern in der Schule ist entschieden, daß man sie möglichst leicht und einzeln bei der Hand hat. Unbequemlichkeit wird gerade hier zu einer schweren Fessel. Es ist nicht meine Absicht, den Inhalt des Bilderatlasses hier zu prüfen; mir kommt es vor allem darauf an, darzulegen, inwiefern ein solches Werk für den deutschen Unterricht von Bedeutung ist, vor allem darauf, die ganze Frage, ob und wie Bilder im Unterricht zu verwenden sind, grundsätzlich zu behandeln und wieder anzuregen. In Hinsicht auf den kritischen Wert dessen, was Könnecke bringt, stimmen wohl alle Besprechungen darüber ein, daß Könneckes Bilderatlas trotz mancher einzelner Irrtümer und Versehen[3]) im ganzen und großen mit wohlthuender und echt wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt gearbeitet ist und von einer erstaunlichen Vielseitigkeit des Wissens zeugt. Für eine zweite Auflage würden dem Verfasser sicher von vielen Seiten Berichtigungen zufließen — aber die Hauptmasse des Werkes wird ganz entschieden unanfechtbar und unangetastet bleiben.

Anders denke ich freilich über die Art, wie manche Bilder wiedergegeben sind. Es sei vorausgeschickt, daß die Reproduktion der Bilder

---

sprechen werde, bewährt; praktisch ist es auch, einzelne Blätter in festen Papiersäcken, aus denen die Bilder selbst wie aus Rahmen hervorschauen, herumzugeben. In beiden Fällen leiden die Blätter fast gar nicht und sind lange zu verwenden. Abgesehen vom Klassenunterricht, können Bilder auch sonst in der Schule vielfach gut benutzt werden, z. B. kann man sie einzelnen, dafür besonders empfänglichen Schülern zur Benutzung bei einem Vortrage, Briefe, Aufsatze u. s. w. aushändigen.

2) In der sehr lobenden Anzeige des Bilderatlas von Max Koch, Behaghel und Neumann, Litteraturbl. f. germanische und romanische Philologie, 1887, Sp. 427, wird erwähnt, daß eine Einzelausgabe des Goethe betreffenden Teiles gemacht wurde — aber leider nicht für den Buchhandel!

3) Gern möchte ich z. B. wissen, ob das auf Seite 234 befindliche Familienbild, angeblich Schiller mit den Seinen, wirklich, wie neuerdings behauptet wird, den Dichter Franz von Kleist darstellt?

Digitized by Google

von sehr verschiedener Güte ist. An der Wiedergabe der Bildnisse Hans Sachsens von Herneysen, Seite 97, Herders von Kügelgen, Seite 180, und vieler anderer läßt sich schwerlich etwas aussetzen. Andere indessen, und auch nicht wenige, dürften wohl einer wesentlichen Verbesserung fähig sein. Der Billigkeit wegen war ja ein mechanisches Verfahren bei der Vervielfältigung der Bilder dringend geboten; auch Papier und Druck mögen das Ihrige zur Güte und Schärfe des Bildes beitragen — aber man hatte doch in neuerer Zeit, auch schon damals, als der Könnecke erschien, weit vollkommenere Arten mechanischer Reproduktion. Für die Schule zumal ist möglichste Vollkommenheit der Wiedergabe ein unbedingtes Bedürfnis. Ein solches weit besseres mechanisches Verfahren ist schon seit 1884 bei dem Allgemeinen historischen Porträtwerk, von dem dann noch weiter die Rede sein soll, angewendet worden. Vergleicht man z. B. die Bildnisse Opitzens, Matthias Claudius', Hölderlins und anderer bei Könnecke mit dem mustergiltigen Phototypien in dem historischen Porträtwerk — und diese sind die Wiedergabe der nämlichen Originale! — so steht Könnecke freilich gewaltig zurück. Teuer sind aber die Bilder aus dem Porträtwerke trotzdem nicht. — Alles in allem genommen, muß man aber entschieden wünschen: Möchte sich keine Schule und kein Litteraturfreund Könneckes Bilderatlas entgehen lassen!

Ehe ich näher auf das Allgemeine historische Porträtwerk eingehe, sei noch kurz die Ausstellung von Bildern und Bildwerken erwähnt, die bei Gelegenheit des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 29. und 30. September und 1. Oktober 1888 zu Dresden stattfand. Die französische und englische Abteilung davon war nämlich geradezu im Hinblick auf die Verwendbarkeit des Bildes im Unterricht veranstaltet. Die Zusammenstellung, die nur ein erster und ganz bescheidener Versuch sein sollte, fand damals bei den aus allen Teilen Deutschlands versammelten Fachgenossen wohlwollende und nachsichtige Aufnahme. Dem gedruckten Verzeichnis der Ausstellung war als Leitspruch ein Wort Lockes vorangestellt, welches zugleich sehr hübsch die Grenze der Verwendung von Bildern angiebt und welches hier Platz finden mag, zum weiteren Beweise, daß in diesem Aufsatze nicht der Bilderwut im Unterrichte das Wort geredet werden soll. Locke sagt: „Ist doch das anschauliche Wissen unwiderstehlich und läßt keinen Raum für Zaudern, Zweifel und Untersuchen. Die Seele ist sofort von klarem Lichte erfüllt. Diesem Gesichtspunkte wird bei den Naturwissenschaften .... seit langer Zeit Rechnung getragen. Er kann, wenngleich in bescheidenem Maße, auch bei den Sprachen seine Anwendung finden, soweit hier die äußere Erscheinungswelt in Betracht kommt." Was Locke hier von den Sprachen im allgemeinen sagt, gilt

Digitized by Google

natürlich auch für das Deutsche. Die Ausstellung, die anzuregen ein Verdienst des Professors Dr. Wilhelm Scheffler von der technischen Hochschule zu Dresden war, führte eine große Anzahl von Bildnissen, und zwar meist nicht in Buchform, sondern auf einzelnen Blättern vor; ferner waren Land und Leute und sonst wichtige Realien, vor allem solche berücksichtigt, die ohne Bild oder ohne umständliche Beschreibung nicht genügend klar gemacht werden können. In dieser Richtung ist weiterzugehen; auch im deutschen Unterrichte. Es hängt dies alles mit der allgemeinen Strömung unserer Zeit zusammen und es ist wohl kein Zufall, daß Schulausgaben alter und neuer, deutscher und fremder Dichter und Schriftwerke jetzt weit häufiger als früher mit Kärtchen, Bildnissen (wie z. B. einzelne Bändchen der Wychgramschen Ausgaben der deutschen Litteratur bei Velhagen & Klasing) u. s. w. versehen werden, ja daß Bilderatlanten zu Homer, Vergil, Cäsar und sonstige neue Hilfsmittel, den Unterricht lebendiger und anschaulicher zu machen, ans Licht treten.

Das meines Wissens großartigste, vorzüglichste und auch der Zeit nach erste Bilderwerk unserer Tage, das diese Bahn ernstlich einschlägt, ist das Allgemeine historische Porträtwerk von Dr. Woldemar von Seidlitz. Allerdings enthält es, wie schon der Name besagt, nur Bildnisse. In seiner Eigenart ist es ebenso umfassend, vielseitig und gründlich angelegt und durchgeführt wie Könnecke's Bilderatlas auf seinem engeren Gebiete; jedes ist auf seinem Gebiete einzig. Ob wohl die fremden Kulturvölker, besonders die Engländer und Franzosen, die uns zunächst angehen, ein ähnliches Werk, welches alle Kulturvölker in der Zeit von etwa 1300—1840 umfaßt, aufzuweisen haben? Ich kenne nichts dergleichen, wäre aber für Mitteilungen sehr dankbar. Jedes der beiden Werke, das Porträtwerk wie der Bilderatlas, beherrscht sein Gebiet im wahren Wortsinne, ohne daß das eine mit dem andern ernstlich in Wettbewerb treten kann; keines stört die Kreise des andern. Nur eins muß man auf das Lebhafteste bedauern: daß das historische Porträtwerk sich selbst mit dem Jahre 1840 eine Grenze gesetzt hat. Man vermißt die neueste Zeit schmerzlich. Sicher sprachen viele Gründe für den Abschluß um 1840, gewiß nicht zum mindesten geschäftliche. Sollte die neueste Zeit nicht zu dürftig wegkommen, so mußte sie eine größere Anzahl Blätter beanspruchen, die das ohnehin schon 600 Tafeln umfassende Werk auf 7—800 gebracht und den Vertrieb ungeheuer erschwert hätten. Aber auch sachliche und durchaus innere Gründe sprachen für einen zeitigen Abschluß.

Sehen wir uns das Werk genauer an, zunächst äußerlich. Der vollständige Titel lautet:

Digitized by Google

Allgemeines historisches Porträtwerk. Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840[1]), Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen, nach Auswahl von Dr. Woldemar von Seidlitz, mit biographischen Daten von Dr. H. A. Lier und Dr. H. Tillmann.

Das Werk ist ein Unternehmen der rühmlichst bekannten Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann) in München, die es in 6 Foliobänden in den Jahren 1884 bis 1890 erscheinen ließ und zwar Band I 1884: 100 Blatt Fürsten und Päpste (in gediegenem Einband mit Kalbleder-Rücken und -Ecken 50 Mark); Band II 1885: 100 Blatt Staatsmänner und Feldherrn (desgl. 50 Mark); Band III 1887: 151 Blatt Dichter und Schriftsteller (desgl. 70 Mark); Band IV 1888: 101 Blatt Künstler und Musiker (desgl. 50 Mark); Band V 1889: 100 Blatt Gelehrte und Männer der Kirche (desgl. 50 Mark); Band VI 1890: 50 Blatt berühmte Frauen — Verschiedene (desgl. 30 Mark). Zu erwähnen ist, daß das Werk nicht in Bänden, sondern in Lieferungen ausgegeben wurde, die 12 größere Gruppen, Serien, bildeten. Eine Serie enthielt 50 Blatt und wurde auch einzeln abgegeben; einzelne Lieferungen und Blätter nicht. Da der Preis einer Serie (= 50 Stück) 20 Mark betrug, so ergiebt sich für jede Tafel der Preis von 40 Pfennigen, eine in der That unerhörte Billigkeit, da die Tafeln (Papiergröße 27 : 36 cm) und Bilder (etwa 18 : 27) von stattlicher Größe und sehr gutem starkem Kartonpapier, und die Phototypien geradezu mustergiltig sind. Dies alles ist von großer Wichtigkeit. Nachdem die erste Auflage schnell vergriffen war, hat die Verlagshandlung eine neue jetzt im Erscheinen begriffene Ausgabe, und zwar in veränderter, nämlich chronologischer Anordnung vorbereitet. Dadurch wird das Werk schon an und für sich übersichtlicher; diese Anordnung reißt das, was zeitlich und daher geschichtlich und kulturgeschichtlich zusammengehört, nicht auseinander, wie die frühere Anordnung nach Ständen. Viel vorteilhafter aber ist die zeitliche Anordnung für die, welche nur einen Teil des Werkes anzuschaffen wünschen. Sie erhalten auch mit einem Teil, also etwa mit einem Bande ein abgeschlossenes Kulturbild. Zum Beispiel mußte man in der ersten Auflage die Bildnisse vom Kaiser Maximilian, Luther, Hutten und Dürer, die doch sämtlich einer Zeit und einem Volke angehören, in vier verschiedenen Bänden suchen; jetzt sind sie insgesamt in einem Bande, und wer sie besitzen möchte, braucht nur den fünften Teil des ganzen anzuschaffen.

1) Neue Auflage: „von etwa 1300 bis etwa 1840".

Digitized by Google

Die neue Auflage, von der seit Februar 1893 die I. und II. Lieferung ausgegeben ist, wird in 5 Abteilungen vollständig sein, deren jede aus 12 Lieferungen besteht. Die Lieferungen erscheinen etwa aller drei Wochen. Jede Lieferung enthält 10 Blatt, jede Abteilung demnach 120 Blatt, das ganze Werk also wiederum 600 Blatt. Der Abonnementspreis beträgt für jede Lieferung 4 Mark. Die 5 Abteilungen, die bis Weihnachten 1895 vollständig vorliegen sollen, umfassen: 1) Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation (1300—1600), 2) Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges (1600—1670), 3) Das Zeitalter der Vorherrschaft Frankreichs (1670—1760), 4) Das Zeitalter der französischen Revolution (1760—1810), 5) Das Zeitalter der Befreiungskriege (1810—1845). Jede dieser fünf Abteilungen wird auch gesondert abgegeben, einzelne Lieferungen und Blätter nicht. Die 1. Abteilung, Zeitalter des Humanismus und der Reformation, soll bis Juli 1893 vollständig sein, in 120 Blatt, d. h. in 12 Lieferungen zu je 4 Mark.

Für die vorzügliche Auswahl der Bildnisse bürgt der Name des Herausgebers Dr. Woldemar von Seidlitz, der für das Unternehmen gewonnen wurde, als die Veröffentlichung eben begonnen hatte, und der seine mühselige Arbeit in sechs Jahren glücklich beendete. Nur in vereinzelten Fällen kann man sich mit der Auswahl eines Bildnisses nicht zufrieden erklären. In dem Inhaltsverzeichnis ist Herkunft, Art und Quelle jedes Bildes gewissenhaft angegeben. Die Notwendigkeit, Bildnisse von Personen der modernen Kulturvölker aus der Zeit von 1300 an auszuwählen, führte den Herausgeber tief in die Kultur, Litteratur und Weltgeschichte der Deutschen, Engländer, Holländer, Dänen, Schweden und Norweger, der Franzosen, Spanier und Portugiesen, der Italiener, Russen, Polen, Amerikaner u. s. w. hinein und setzte vor allem eine genaue Kenntnis der verschiedensten Zweige und Zeiten der Kunstgeschichte voraus.

Hierin beruht der ganz besondere Wert der Bildnisse. Sie sind keineswegs einseitig Wiedergaben von Kupferstichen, ein Gebiet, wo ja gewiß in Museen und Sammlungen Kataloge die Arbeit erleichtert haben mögen. Nein, das Werk zeigt auch in diesem Punkte eine erfreuliche und weislich überlegte Vielseitigkeit: Kunstwerke aller Art treten uns in den Phototypien in vollendeter Wiedergabe entgegen. So wird die Einförmigkeit, eine bedenkliche Klippe des Interesses weiterer Kreise für derartige Werke, glücklich vermieden und der Ermüdung vorgebeugt. In reichem Wechsel sind die Originale aus Ölgemälden, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten, Lithographien ausgewählt, auch Handzeichnungen in Blei, Kohle, Kreide u. s. w., Miniaturen, Freskobilder,

Digitized by Google

Statuen, Büsten, Reliefs, Bronzen, Münzen fehlen nicht. Herausgeber und Verleger haben keine Mühe und Opfer gescheut, um unter den zahllosen Kunstwerken dieser Art *authentische*, das heißt, *möglichst gleichzeitige und echte Bilder* der dargestellten Persönlichkeit ausfindig zu machen und wiederzugeben. Wir haben es also nicht mit Phantasiegebilden zu thun, sondern, gerade wie im Könnecke, mit wirklichen Bildnissen, die zugleich aus einem anderen Grunde höchst lehrreich sind. Sie tragen meist in ihrem Äußern, der Stellung und Tracht des Dargestellten, in Umgebung, Rahmen, Art des Stiches, in Unterschrift und Widmung das deutliche Gepräge ihrer Entstehungszeit und führen uns so die merkwürdige Aufeinanderfolge der Zeiten und Geschmacksrichtungen vor. Wenden wir das Gesagte auf die Schule an, so finden wir, daß bei dem Allgemeinen historischen Porträtwerk alle Bedingungen erfüllt sind, um es *zu einem für die Schule brauchbaren Werke ersten Ranges* zu machen. Die Bilder selbst sind in ganz überwiegender Mehrzahl groß und geben mit aller wünschenswerten Schärfe, Klarheit und Deutlichkeit die Art des Originals wieder. Sie sind sämtlich Kunstwerke, oft, wie wir noch sehen werden, Meisterwerke der Kunst; endlich: jedes Bild ist, mit wenigen Ausnahmen, auf einem Blatte, einer Tafel für sich[1]). Noch eine Annehmlichkeit bleibt zu erwähnen, daß jedem Bild auf einem besonderen Blatte eine *Lebensbeschreibung* beigegeben ist, welche die wichtigsten Daten kurz anführt. Obwohl diese Biographien keine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können und wollen, so stellen sie doch eine beträchtliche und höchst achtungswerte Summe von Arbeit dar, und es war für die beiden Verfasser, Dr. *Lier* und Dr. *Tillmann*, die sich in die 600 Biographien teilten (die überwiegende Mehrzahl stammt von Dr. Lier her), weder eine besonders leichte noch besonders dankbare Aufgabe, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Sie haben es mit Geschick und Geschmack gethan. Diese Daten sind für die Benutzer des Werkes eine sehr willkommene Zugabe. Da diese Blätter aus dünnerem Papier hergestellt und nur auf einer Seite bedruckt sind, können sie zugleich für das Bild als Deck- und Schutzblatt dienen, wodurch die Bilder länger unversehrt erhalten bleiben.

Betrachten wir nun das Porträtwerk seinem Inhalte nach. Es ist recht und billig, daß die Deutschen in dem Werke überwiegen, zunächst, weil das deutsche Werk doch in erster Linie uns Deutschen dienen soll und erst in zweiter Linie den Ausländern, und weil infolgedessen uns manche Persönlichkeit von Wert sein muß, die dem Auslande gleichgiltig ist.

1) Werden die Blätter in Bände gebunden, so verlieren sie natürlich viel von ihrer Verwendbarkeit, zumal für die Schule. Vergl. S. 654 und die Anmerkung dazu.

Digitized by Google

Dann aber läßt sich nicht bestreiten, daß Deutschland auf manchen Gebieten gerade viel bedeutende Männer aufzuweisen und zu Zeiten die Führung übernommen hat. Von Deutschland ging im 16. Jahrhundert die Bewegung der kirchlichen Reformation aus, die in andere Länder mächtig hinübergriff, Deutschland war wiederholt die Wiege mancher weltbedeutenden wissenschaftlichen That, Deutschland stellt die meisten großen Musiker. So bilden denn die Deutschen etwa die Hälfte des ganzen Werkes (etwa 300 Bilder), also soviel als alle anderen vertretenen Völker zusammen. Das Werk enthält: Deutsche Dichter und Schriftsteller über 80 auf 84 Tafeln, Gelehrte und Männer der Kirche etwa 60, Fürsten etwa 45, Staatsmänner und Feldherrn ungefähr 40, Künstler und Musiker desgleichen, Verschiedene und Frauen etwa 25. Die Dichter und Schriftsteller, mit Geiler von Kaisersberg beginnend und mit Grillparzer endend, stellen demnach die größte Zahl: Schiller und Goethe sind mit je zwei Bildern vertreten, ein Vorrecht, das außer ihnen nur noch zwei Geisteshelden zu teil wurde: Friedrich dem Großen und Raphael. Zu diesen Dichtern und Schriftstellern kommt eine Bilderreihe von Fürsten, Künstlern, Gelehrten, Männern der Kirche, Frauen, Schauspielern u. a., die zur Abrundung der rein litterarischen Kreise durchaus nötig sind, oder die sonst im Unterricht in mehr oder minder innigem Zusammenhang mit der Litteratur, die ja der benachbarten wissenschaftlichen Gebiete, zumal der Geschichte, der Kirche, der Kunst nicht entbehren kann, behandelt werden. Persönlichkeiten wie Karl August von Weimar und seine Gemahlin, Goethes Mutter, Frau von Stein, Angelika Kauffmann, Bettina von Arnim, Charlotte von Schiller, Wilhelm von Humboldt, Zelter und andere gehören unbedingt zum Goethe-Schillerschen Kreise und können kaum von ihm losgerissen werden. Ebenso gehört zu Luther aufs innigste Melanchthon, Zwingli, Sickingen, Erasmus und die ganze Gruppe der gelehrten humanistischen Freunde und Feinde; ebenso sind Männer wie Leibnitz, Eckhof, Winckelmann, Kant, Fichte, Niebuhr, die Gebrüder Grimm und andere nicht von der Litteratur zu trennen. Nehmen wir das alles zusammen, so erhalten wir bereits eine Zahl von über 150 Bildnissen, die in erster Linie den Litteraturfreund und mithin ganz besonders den deutschen Unterricht angehen. Aber der Kreis der heranzuziehenden Bilder erweitert sich noch ganz bedeutend, er greift in noch andere Abteilungen hinein. Liegt es nicht außerordentlich nahe, bei der Behandlung der Dichter der Freiheitskriege, beim Besprechen und Lernen der Gedichte von Arndt, Körner u. a. m. die Helden und Fürsten, die eine wichtige Rolle spielen, oder die verherrlicht sind, den Schülern im Bilde vorzuführen: Friedrich Wilhelm III., Königin Luise, Blücher, Gneisenau, York, einen Vater Jahn? — ebenso bei den auf Friedrich

Digitized by Google

den Großen bezüglichen Gedichten und Lesestücken neben dem großen König seine Helden und Generäle? Wer wollte nicht in den oberen Klassen, wo die große Zeit Luthers und der Reformation besprochen wird, außer den schon angedeuteten Männern auch die der Sache freundlichen und feindlichen Fürsten zuziehen, wer nicht bei dem Bilde damaliger Kultur eines Dürer, Holbein, Peter Vischer, Lukas Kranach gedenken? Gerade die Bilder dieser Männer sind im Porträtwerk die Wiedergabe von Meisterwerken der Kunst — welch schöne Gelegenheit, durch sie jene Männer dem Schüler näher zu bringen, sodaß ihre Namen ihm nicht leerer Schall bleiben. Wie leicht knüpft sich in der Erinnerung an das Bild eine ganze Reihe von Vorstellungen! Es leuchtet ein, daß man unter Umständen auch in fremde Länder hinüberzugreifen hat. Die Besprechung Lessings und seiner Dramaturgie führt naturgemäß auf Shakespere, Corneille, Molière, Voltaire; der Kampf Gottscheds mit den Schweizern führt von selbst auf Milton, die Freiheitskriege auf Napoleon. Elisabeth von England[1]) und Maria Stuart, Ludwig XIV. und seine Marschälle, die sich in den Raubkriegen ein Denkmal unauslöschlicher Schande gesetzt haben, und auf die der deutsche Unterricht sicher einmal genauer führt, sind doch Persönlichkeiten, die Geist und Phantasie der Schüler zu Zeiten lebhaft beschäftigen. Sollten diese da nicht für Vorführung eines guten Bildes von ihnen dankbar sein? Kurzum, ein Bilderwerk von wissenschaftlichem und zugleich künstlerischem Werte als Quelle der Anregung und des Lebens in der Schule scheint mir ein köstlicher Gedanke; ein Gedanke, bei dem es mir warm ums Herz wird, in dessen Verfolg sich mir lebensvolle Züge von allen Seiten und in vieler Hinsicht aufdrängen. Nicht immer wird die gute Verwendung von Bildern im Unterricht eine leichte Sache sein. Die rechte Stimmung, den rechten Ort, den rechten Ton muß man treffen, damit auch wirklich die Bilder in dem Sinne betrachtet, in dem sie gezeigt werden. Abgesehen von der ästhetischen Befriedigung soll auch ein wirklich sachlicher, ich möchte sagen, fachlicher Nutzen für die Schüler dabei herausspringen; indem sie sehen und genießen, sollen sie zugleich daraus lernen. Über dem Zeigen und Besprechen von Bildern im Unterricht muß eine gewisse Weihe liegen; es darf nichts Alltägliches, insbesondere keine Befriedigung bloßer Neugier sein. „Das sind Träume!" ruft vielleicht mancher Leser, der das für undurchführbar hält. „Das sind Zukunftsbilder!" denken wohl viele, die der Angelegenheit nicht

1) Hier sei bemerkt, daß allerdings das Bild, wodurch Elisabeth im Porträtwerk vertreten ist, mit seiner steifen spanischen Tracht und dem Mangel jeglichen malerischen Reizes sich nicht eignet, einen guten Eindruck auf Schüler zu machen. Dieser Punkt ist auch zu bedenken!

Digitized by Google

so fern stehen, wie jene. In gewissem Sinne pflichte ich den letzteren bei: Die wirklich nutzbringende Verwertung solcher Bilder im Unterrichte ist, wie schon erwähnt, unter Umständen nicht leicht. Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß die rechte Benutzung der Bilder auch von seiten des Lehrers vielfach erst gelernt werden muß. Gar mancher Lehrer muß selbst zunächst lernen, solche Bilder zu würdigen, zu verstehen, in ihnen zu lesen. Bilder sprechen eine stumme und doch so beredte Sprache, aber nur für den, der an ihren Umgang gewöhnt ist. Bei der bisherigen, einseitig philologischen und abstrakten Ausbildung der Lehrer konnte man sich solche Künste nur so nebenbei aneignen. Das gedruckte und geschriebene Wort nahm den Menschen so sehr gefangen, daß er für Kunst, für Bilder oft kein offenes Auge, keinen empfänglichen Sinn hatte. Das alles muß erst geweckt und geübt werden. Wem Bilder überhaupt nichts sind, den überläuft es vielleicht kalt bei dem Gedanken, im Unterricht Bildnisse oder Illustrationen zeigen und besprechen zu sollen, oder er zuckt gleichgiltig die Achseln, oder ein verächtliches und überlegenes Lächeln spielt um seinen Mund und mit einem der beliebten Schlagwörter, wie „Dilettantismus", „Entwürdigung", „Spielerei" setzt er sich über die Frage hinweg. Das ist freilich ein sehr leichtes Verfahren, vor allem ein Verfahren, das ihn der unbequemen Mühe, der Frage mit ernstem Nachdenken näher zu treten, überhebt, wenigstens für eine gewisse Zeit. Aber ich glaube bestimmt, auf die Dauer wird sich die Lehrerschaft der Bilderfrage nicht entziehen können, sie wird immer wieder an sie herantreten und am Ende, wie so manches andere, gebieterisch Einlaß fordern in den festen Bestand der Schulmethode. Auf keinen Fall dürfen Bilder verständnislos gezeigt werden: dann lieber gar nicht; aber einzelne schlechte Erfahrungen, die etwa dabei gemacht werden, beweisen noch nicht, daß die ganze Sache schlecht ist.

Noch ein Umstand bestärkt mich in dem Glauben, daß diese Zukunftsträume in Erfüllung gehen werden, der Umstand, daß neuerdings eine ganze Menge tüchtig wissenschaftlicher Werke, die für die Schule im weiteren Sinne und für größere Kreise von Gebildeten bestimmt sind, den Weg authentischer und zugleich künstlerischer Illustrationen beschreiten. Die heutige Vervollkommnung des reproduzierenden Verfahrens begünstigt und erleichtert das sehr. An Werke wie Stackes Deutsche Geschichte, Jägers Weltgeschichte in vier Bänden, Onckens umfangreiches Unternehmen, Henne am Rhyns Kulturgeschichte, Schulz' sittengeschichtliche Werke, A. von Heydens Kostümbücher u. s. w., die sämtlich in diesem Sinne gut illustriert und zugleich billig sind, hätte früher kein Mensch zu denken gewagt. Alle solche Werke aber, auch die besten, schlägt, was Bildnisse anbetrifft, das allgemeine historische Porträtwerk weit aus dem

Digitized by Google

Felde. Die Beliebtheit und weite Verbreitung jener Werke bürgt indessen dafür, daß das Gebiet der für Unterrichtszwecke bestimmten Illustration weiter ausgebaut, durchgearbeitet, gesäubert und geklärt wird, bis eines Tages hoffentlich die Verwendung von Bildern im Unterricht, auch im Deutschen, eine so unbestrittene und allgemeine Thatsache bilden wird, wie jetzt der sogenannte Anschauungsunterricht. Auf der Bahn dieser Entwickelung ist das Seidlitzsche Porträtwerk ein denkwürdiger Markstein.

Kehren wir nun zu dem Werke selbst zurück und betrachten wir noch zum Schluß, was von der neuen Ausgabe bereits vorliegt. Es ist Lieferung I und II. Die zwanzig Bilder der ersten beiden Lieferungen gehören alle dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation an. Die erste Lieferung enthält folgende Kupferstiche: Maximilian I. von Lukas von Leyden, Friedrich der Weise und Wilibald Pirckheimer von Albrecht Dürer, Franz von Sickingen von Hieronymus Hopfer; ferner Hans Burgkmair, Handzeichnung von ihm selbst, Ulrich von Hutten und Nikolaus Kopernikus anonyme Holzschnitte des 16. Jahrhunderts; Jakob Fugger, Farbenholzschnitt von Hans Burgkmair; Erasmus von Rotterdam nach dem Ölgemälde von Hans Holbein dem Jüngeren, Peter Vischer nach der von ihm herrührenden Bronzestatuette am Sebaldusgrab zu Nürnberg. Was die Größenverhältnisse anlangt, so hat nur ein Bild (Kopernikus) eine Länge von etwa 14 und eine Breite von etwa 11 cm. Dann folgen drei Bilder mit der Länge von 17—19, Breite 11—12 cm; endlich haben 6 Bilder die stattlichen Größenverhältnisse von 21—27 cm Länge und etwa 16—20 cm Breite aufzuweisen. Zum größten Teile sind diese Tafeln prächtige Blätter; und wie in ihrer Größe und äußeren Erscheinung, so geben sie auch ihrer künstlerischen Art und Auffassung nach ein gutes Bild von der Mannigfaltigkeit des Porträtwerkes. Wir sehen bereits hier vertreten: sowohl den damals so beliebten markigen schwarzen Holzschnitt (Kopernikus und Hutten), dessen klassischer Vertreter z. B. das Bildnis Huttens ist, als auch den Farbenholzschnitt, d. h. in diesem Falle den Holzschnitt auf grauem Grunde (Fugger). Diese Art der Kunstübung war damals ebenfalls sehr beliebt; in ihr wanderten zu jener Zeit Tausende von Blättern ins Volk, welches sich so um einen sehr wohlfeilen Preis die Züge seiner liebsten Männer, z. B. Luthers vorführte. Die Formen und Schatten bezeichnet der Farbenholzschnitt mit Schwarz, auf den beleuchteten Stellen legt er als hellstes Licht weiß auf. So wirken diese Blätter vermöge ihres farbigen, z. B. oft gelben Grundes, bunt. — Zwei der schönsten und größten Blätter sind Erasmus und Peter Vischer. Der Erasmus von Holbein wie die Bronze-

Digitized by Google

statuette Peter Vischers, sein Selbstbildnis, sind bekannte und berühmte Meisterwerke der Kunst überhaupt. Die künstlerische Natur beider kann schwerlich anschaulicher wiedergegeben werden, als es auf diesen Blättern geschieht, die beide unmittelbar vom Original abgenommen scheinen. Das berühmte Ölgemälde von Holbein stellt den großen Gelehrten im Profil, an seinem Pulte und schreibend dar. Die ganze liebevolle Sorgfalt und Feinheit Holbeinscher Kunst, die vornehme Haltung des Bildes in Zeichnung und Farbe, die Gründlichkeit der Einzelheiten kommt in der Phototypie sprechend zum Ausdruck. Es fällt auf, daß wenn man dann das Brustbild Peter Vischers betrachtet, dieses neben jenem ohne weiteres besteht, obwohl man geneigt ist, ein fein ausgeführtes Ölgemälde für ausdrucksvoller zu halten, als eine kleine in derbem Bronzeguß hergestellte Statuette. Dieser Unterschied wird durch die Kunsthöhe von Peter Vischers Werk aufgewogen. Die ernsten männlichen und zugleich milden Gesichtszüge des Erzgießers, sein feiner Mund und die fast weichen ausdrucksvollen Augen verfehlen ihre Wirkung nicht; es ist eben auch dies eine Perle deutscher Kunst und wohl wert der Jugend gezeigt und verständlich gemacht zu werden. Der Kopf des Malers Burgkmair, 1517 von ihm selbst mit Kohle gezeichnet, ist mehr eine Skizze; sie zeigt die echt damalige Herbigkeit der deutschen Kunst, doch ist der seelische Ausdruck, zumal des Auges, lebendig erfaßt. Der Hinterkopf erscheint seltsam gedrückt. In vier vortrefflichen Beispielen ist der Kupferstich vertreten. Er erlebte im 16. Jahrhundert unter den Händen Dürers und anderer eine Höhe der Vollendung, die in der Kunst überhaupt selten ist. Mit Recht ist Dürer selbst mit zwei meisterhaften Stichen vertreten: Pirckheimer und Friedrich dem Weisen. Sie stammen aus Dürers bester Zeit 1523 und 1524. Obwohl in beiden Bildern der seelische Ausdruck das Ganze beherrscht, sind doch die Gesichtsformen bis zur vollen Plastik herausgearbeitet und auch die Nebendinge wie Haar, Bart und Gewand, sind bis in die Einzelheit mit liebevollster Sorgfalt durchgeführt. Im Vergleich dazu erscheint das berühmte Bild Maximilians I. von Lucas von Leyden fast flach, doch fällt auch dieses Blatt, wie der weit unbeholfenere Stich Hopfers, der Sickingen darstellt, durch kraftvolle und sprechende Charakteristik der Gesichtszüge auf. Sickingens Kopf steht gegen die drei anderen weit zurück, nichtsdestoweniger macht aber auch er den Eindruck: der dargestellte Mann war an Charakter und Energie kein gewöhnlicher Mensch.

Eine weniger reiche Ausbeute für die deutsche Litteratur und Geschichte liefert das zweite Heft; es enthält in Kupferstich Kaiser Karl V. von Bartel Beham, Johann von Leyden von Heinrich Aldegrever, Lorenzo di Medici von Raphael Morghen (nach Vasaris Bild),

Digitized by Google

Ignatius Loyola von Lukas Vorstermann (nach Rubens Bild), Sir Francis Drake anonymer Stich; nach Gemälden ungenannter Künstler sind wiedergegeben Georg von Frundsberg und Christoph Columbus; nach einer anonymen Büste Machiavelli; nach Freskobildern Dante (Lithographie nach Giotto) und Boccaccio (nach Andrea del Castagno). Außerdem sind Columbus und Machiavell noch durch kleinere Holzschnitte vertreten. Man sieht, auch hier werden mehrere Kunstgattungen herangezogen. Zum Lobe der Phototypien läßt sich dasselbe sagen, wie bei der ersten Lieferung; die Größenverhältnisse sind ähnlich. Die Länge der Bildfläche selbst beträgt, mit zwei Ausnahmen, 20—28 cm, die Breite, mit einer Ausnahme 13—19 cm. Nicht alle Bildnisse stammen von gleichzeitigen Künstlern; Boccaccio, Lorenzo di Medici und Ignatius Loyola starben, ehe ihre Maler geboren wurden, indessen ist Lorenzos Bild nach einem älteren Vorbild gemalt und stimmt mit der bekannten Maske überein. Bei Columbus ist die Entstehungszeit nicht angegeben, oder steht sie nicht fest. Für uns Deutsche kommen zunächst in Betracht: Karl V., Frundsberg, Johann von Leyden. Den Kaiser Karl V. sehen wir in dem bekannten und vorzüglichen Kupferstich Bartel Behams vor uns, als Brustbild. Der Ausdruck des bärtigen Gesichts ist für einen 31jährigen Mann matt, besonders wirken die Augen leblos, der Mund steht leicht geöffnet — alles Züge, die uns ja von Zeitgenossen überliefert werden und zu dem Bild seiner Persönlichkeit gehören; unter dem offenen weiten Mantel tritt das Band mit dem goldenen Vließ hervor. Überaus sympathisch berührt das Bildnis Georg von Frundsbergs. In voller Rüstung, fast Kniestück, mit der breiten Feldherrnbinde über der Brust, die Hände in gepanzerten Handschuhen, den Kopf mit dem Helm bedeckt, in der Rechten die Hellebarde — so erblicken wir den bewährten deutschen Söldnerführer. Die Gestalt tritt anschaulich aus dem Bilde hervor, das ernste, männliche, von starkem Vollbart umrahmte Gesicht mit den großen ruhig blickenden Augen ist dem Beschauer zugewendet. Wir treten dem Mann, der uns schon durch sein zu Worms an Luther gerichtetes Wort lieb und wert ist, rasch näher. Wer hat dies vortreffliche Bild, welches sich in der Berliner Galerie befindet, gemalt? Amberger? Er wurde erst 1530, das ist zwei Jahre nach Frundsbergs Tode, in die Zunft aufgenommen. Ein eigentümliches Interesse bietet Aldegrevers künstlerisch ebenfalls wohlgelungener Stich vom Jahre 1536, der uns Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer zu Münster, im reichen königlichen Schmucke darstellt. Das Gesicht des etwa 27jährigen Mannes läßt auf ein höheres Alter schließen und spricht eigentlich nicht sehr dafür, daß Johann eine „gewinnende Persönlichkeit“ und besonders „der Liebling der Frauen“

Digitized by Google

war. In diesem Punkte ist wohl der Maler dem Charakter des Dargestellten nicht ganz gerecht geworden.

Auch der sieben übrigen Männer, deren Bilder diese Lieferung enthält, wird in den deutschen Schulen gedacht; nicht aller gleich häufig, nicht aller in demselben Sinne. Gestalten wie Dante, Columbus beschäftigen den Geist des deutschen Jünglings oft und viel. Aber auch der Dichter des vielgenannten Dekamerone, Boccaccio, ferner der berühmte italienische Kunstfreund Lorenzo di Medici und Machiavell, der Verfasser des vielgenannten Buches von Fürsten, dem noch Friedrich der Große für nötig fand, entgegenzutreten, bleiben ihm nicht unbekannte Namen; ebenso Loyola und Drake. Die Freske Giottos, die uns Dantes Züge überliefert, ist von großer, man möchte sagen, epischer Schlichtheit; leider ist sie gerade am Auge verletzt und nichts vermag in der einfachen Linienführung und Schattierung der großen uns vorliegenden Lithographie diesen Schaden aufzuwiegen. Hier wäre vielleicht ein anderes Dantebildnis vorzuziehen gewesen. Boccaccios Bild nach Andrea del Castagnos Freske eignet sich ebensowenig wie sein Buch dazu, den Schülern vorgelegt zu werden. Bei diesem Bilde wird die Treue der Phototypie, die alle Risse, Schäden und nachgedunkelten Stellen der Wandfläche wiedergiebt, geradezu ein Hindernis; nur ein kunstgeübtes Auge sieht über dergleichen Äußerlichkeiten hinweg. Auch die Büste Machiavells ist nur für reife Menschen. Sie wirkt grell realistisch und abstoßend, aber es mag ja sein, daß sie den Dargestellten gut wiedergiebt; sicher betrachtet man sie mit Interesse und vergißt den Eindruck, den sie macht, nicht so leicht. Ein überaus lebendig sprechendes Bild ist der Kopf des Columbus. Wie steht es mit seiner Glaubwürdigkeit? Das eine ist klar: er eignet sich in hohem Grade dazu, die Vorstellung, auch die, die ein jugendlicher Geist sich von dem kühnen Seefahrer macht, zu unterstützen. Von den übrigen Bildnissen ist nur das des englischen Seehelden Drake gleichzeitig, aber als Kupferstich steht es mit seiner seltsamen Technik wohl nicht hoch. Die beiden anderen, Loyola und der Mediceer sind weit spätere Arbeiten, in ihrer Behandlung als Stiche verschieden und lehrreich; der Stich Raphael Morghens (1820) ist ein Vertreter der strengsten Linienmanier.

Aber, wird man sagen, was hat alles das mit dem deutschen Unterricht oder meinetwegen mit dem Unterricht in deutschen Schulen zu thun? Das ist es ja, wofür ich eintrete: ich habe Wert darauf gelegt, die Bilder nicht nur aufzuzählen, sondern sie in der Fülle des Anregenden, das sie zu bieten vermögen, vorzuführen. Deshalb bin ich hie und da ein wenig in die Einzelheiten eingegangen. Ich wollte andeuten, auf welche Weise wir alle aus ihnen lernen können und meine, ein mehr oder minder

Digitized by Google

schwacher Abglanz von alledem kann und muß auch auf die Schule, auf den Unterricht fallen. Aus allem, auch aus dem Kostüm des Dargestellten, der Umrahmung, der In- oder Unterschrift, sei sie nun deutsch oder nicht, ist etwas zu lernen. Zweckmäßig verwendet und ausgebeutet können so Bilder gar vieles dazu beitragen, um das Kulturbild vergangener Zeiten lebensvoller vor dem Sekundaner oder Primaner zu entrollen, als dies durch bloßes Beschreiben, bloßes Hörensagen möglich ist. Auch in den unteren und mittleren Klassen sollen die Bilder keineswegs vom Unterricht ausgeschlossen bleiben. Das wiederholte und genaue Betrachten solcher Bilder erweckt auch den Sinn für Kunst und hilft das Verständnis für ihre Werke, zumal die der Vergangenheit fördern. Es lehrt den Jüngling sehen und gewöhnt ihn daran, sich nicht nur die heutigen Lebens- und Erscheinungsformen als berechtigt vorzustellen, nicht über alles Ungewohnte und vielleicht auf den ersten Augenblick Seltsame zu lächeln, sondern in der Erscheinungen Flucht und Fülle nach dem Dauernden zu suchen. Der Sinn für Kunst ist in Deutschland durchaus noch nicht weit genug verbreitet, auch in gebildeten Kreisen nicht. Zumal jener älteren deutschen, so großen und köstlichen Kunst steht der heutige Deutsche vielfach noch verständnislos gegenüber. Und so bleibt eine Wissensquelle völlig unbenutzt, aus der viel Anregung, Belehrung und Befriedigung zu schöpfen wäre. Mit dem Allgemeinen historischen Porträtwerk ist ein herrliches, bisher in weiteren Kreisen ziemlich unbekanntes Gebiet, wo Wissen und Kunst sich vereinen, erschlossen, und allen, die lehren und lernen, ein vorzügliches Bildungsmittel in die Hand gegeben. Das Werk ist keineswegs unerschwinglich, nach der neuen Ausgabe ist nichts leichter und kann nichts wärmer empfohlen werden, als die eine oder andere Abteilung anzuschaffen; schafft sie Nutzen und Freude, so läßt sich das Werk später leicht ergänzen. Mit diesem Werke kann man den Schüler jeder auch noch so kleinen Provinzialstadt an das rechte Betrachten von Kunstwerken gewöhnen und kann ihm so bis zu einem gewissen Grade die fehlenden Kunstmuseen und Galerien ersetzen. Denn es gilt, ihm auch für das Auge und Sinn zu öffnen, was — geistig und beruflich gesprochen — nicht gerade zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehört, was aber das Leben verschönt und veredelt und manchen Genuß, ja Trost zu gewähren vermag: die Kunst. Dabei geht sein schulmäßiges Wissen nicht leer aus. Wird die Kunst, zumal die deutsche, auf diese Weise in der Schule bescheiden getrieben, so lernt auch aus ihr der Jüngling erkennen, welcher Art seine Vorväter waren, und daß er Ursache hat, sich ihrer zu freuen. Beileibe keinen zusammenhängenden Unterricht in Kunstgeschichte auf unseren Schulen! Davon bin ich weit entfernt! Aber wenn im deutschen,

Digitized by Google

im geschichtlichen, im Religionsunterrichte oder sonst wo sich zwanglos die Gelegenheit bietet, ein passendes Bild, eine Illustration zu zeigen, zu erklären und so Verständnis und Urteil des Schülers zu fördern, seine Sinne zu schärfen, seinen Geschmack zu läutern und leise sein Kunstverständnis anzubahnen — bei alledem den Unterricht zu beleben und aus der Welt des Abstrakten in die Welt der Sinne zurückzuführen — warum sollte das nicht geschehen? Natürlich gehört dazu, wie ja zu jeder guten Lehrthätigkeit, feiner Takt und Sinn des Lehrers: er wird sich seine Leute erst ansehen, ehe er mit Bildern kommt. Aber sicher wird so manch Samenkorn nebenbei mit ausgestreut, das einst aufgehen und Frucht tragen kann. Gar manches wird freilich unter die Dornen oder auf steinigen Boden fallen, aber ist es denn sonst beim Lehren anders? Wer das nicht mit hinnehmen wollte, wem das die Berufsfreudigkeit stören könnte, der taugt überhaupt nicht dazu, die Jugend zu unterweisen.

Ich kenne kein Werk, das zu dieser sparsamen und vorsichtigen aber gewiß wirksamen und segensreichen Verwendung von Bildern im Unterricht so freundlich einladet, wie das Allgemeine historische Porträtwerk von Woldemar von Seidlitz. Allerdings enthält es nur Bildnisse. Aber nehmen wir das Gebotene dankbar hin: andere Werke werden folgen und der Schule auf anderen illustrativen Gebieten nützen. Zum Troste derer, die das Werk und seine Verwendung gar nicht kennen und an seiner Verwendbarkeit zu zweifeln geneigt sind, mag endlich noch bemerkt werden, daß die Gedankengänge des vorliegenden Aufsatzes keineswegs nur auf grauer Theorie beruhen. Das Allgemeine historische Porträtwerk ist, in kleineren oder größeren Abteilungen, von einer ganzen Reihe höherer Schulen Dresdens angeschafft worden und wird seit Jahren in verschiedener Weise und natürlich in verschiedenem Maße, aber mit Erfolg im Unterricht verwendet. Sollten diese Ausführungen dazu beitragen, daß es weiteren und allgemeineren Eingang in deutschen Schulen fände, so würde ich mich von Herzen freuen und meine Arbeit wäre auch in dieser Hinsicht reich belohnt.

Uhlands Ballade „der schwarze Ritter“.

Von **Alb. Heintze** in Stolp.

In Heinrich Düntzers sonst so dankenswertem Kommentar zu Uhlands Balladen und Romanzen hat die Ballade „der schwarze Ritter“ eine Behandlung und Deutung erfahren, welche mir das Rechte keineswegs zu treffen scheint.

Digitized by Google

Zunächst kann ich in das Lob der Form nicht einstimmen. Düntzer sagt: „Am 1. und 2. Dezember 1806 in einer besonders wirksamen Reimform gedichtet, da zwischen das letzte von zwei gleichen trochäischen Reimpaaren sich ein jambisches einschiebt, dessen erster Vers um zwei, der zweite um einen Fuß kürzer ist als die trochäischen Verse. Schon die beiden kürzeren steigenden Verse geben einen bewegten Wechsel, wie z. B. in Goethes Braut von Korinth, noch mehr der Übergang aus dem Trochäus in den Jambus.“

Mir erscheint gerade dieser zweimalige schroffe Wechsel von Trochäen und Jamben, der in dem Inhalt keine Rechtfertigung findet, als eine Härte. Unangenehm fällt auch die häufige Umschreibung mit thät (zweimal), thäten (zweimal) auf.

Demnach kann man diese Ballade, welche übrigens eine Jugendarbeit des Dichters ist, wohl nicht zu den formvollendeten rechnen.

Mein Hauptwiderspruch aber richtet sich gegen die Auffassung der Idee des Gedichtes. Düntzer sagt in dieser Hinsicht: „Wenn nicht selten beim Turnier ein unbekannter Ritter einreitet, so hier der Tod, welcher zur Bestrafung des Frevelmutes des Königs kommt, der seine Freude daran hat, beim blühenden Frühling im Turnier viele Ritter durch seinen überstarken Sohn töten zu lassen. Der Rächer besiegt den Sohn, mordet Sohn und Tochter durch den von ihm gereichten Becher und höhnt den verzweifelnden Vater — durch das bittere Wort: auch er breche Rosen im Frühling.“ Und weiter: „Daß das Turnier gerade zu Pfingsten stattfindet, entspricht der anderswo von Uhland hervorgehobenen Sitte, solche gerade im Mai anzustellen, wozu man die Ritter von allen Landen entbot; hier aber fällt es dem Könige ein, gerade zur Zeit, wo alles blüht, seine Ritter mit seinem unüberwindlichen Sohne auf den Tod kämpfen zu lassen. Daß „aus allen Hallen ein reicher Frühling breche“, soll freilich nur den Ausritt so vieler in jugendlicher Kraft prangender Ritter bezeichnen; aber dem König liegt doch die Lust im Sinne, die er beim schönen, sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn so viele tötet. Darauf deutet dann das bittere Schlußwort des Todes.“

Hier drängt sich, selbst wenn man die Schuld des Königs und seines Sohnes anerkennen wollte, sofort die Frage auf, was denn die Königstochter verbrochen hat, daß auch sie sterben muß. Die Antwort hierauf bleibt fehlen.

Aber auch nach dem „Frevelmut des Königs, der seine Freude daran hat, viele Ritter durch seinen überstarken Sohn töten zu lassen“, dem „die Lust im Sinne liegt, die er bei dem sein Herz nicht erfüllenden Frühling sich dadurch verschaffen will, daß sein Sohn

Digitized by Google

so viele tötet" — nach alledem wird man vergebens suchen, in dem ganzen Gedicht ist davon nicht die geringste Andeutung.

Von dem Sohne freilich heißt es:

„In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne."

Auf dem einen Worte „fielen" beruht offenbar diese ganze Auffassung Düntzers, indem er es in dem Sinne von „getötet werden" versteht. Hier aber nötigt nichts dazu, diese doch erst abgeleitete Bedeutung anzunehmen statt der ersten und einfachsten „niederstürzen", wie das Stehende, Hängende, Getragene fällt d. i. stürzt, sinkt, niederfällt (Grimm, Deutsches Wb.), im Turnier: vom Rosse stürzen, in den Sand fallen. Vergl. Parzival 596, 16 flg.:

„Sîn prîs was sô höhe erkant,
Swer gein im tjostierens pflac,
Daz er hinderm orse lac
Von sîner tjoste valle" —

d. h. durch den Fall, den er im Zusammenrennen mit ihm erlitten. So werden auch in unserer Ballade die Ritter von dem Königssohne alle aus dem Sattel gehoben, worauf es eben bei dem Turnier ankam (s. auch das Spätere: „Der Jüngling sank vom Rosse").

Wenn der Dichter gemeint hätte, daß der Königssohn (gegen den Turnierbrauch) alle Gegner tötete, so hätte er dies ausdrücklich und unzweideutig sagen müssen. Welche Störung des ganzen heiteren Frühlingsfestes wäre aber ein solcher Massenmord gewesen! Hätte dann wohl noch ein fröhlicher Tanz und ein Festmahl darauf folgen können? Ein Festmahl, von welchem es zudem heißt Str. 7:

„Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen."

Wenn die Ritter nach Str. 2 alle getötet sind, so waren sie dann wohl, wie die Einherier der Walhalla, sogleich wieder aufgelebt, so daß sie sich gesund und munter zu Tische setzen konnten!

Diesen Widerspruch beachtet Düntzer nicht, der Vers scheint für ihn nicht vorhanden zu sein; dagegen ändert er, um seine Auffassung zu stützen, willkürlich allerhand. So steigert er das Beiwort des Königssohnes („stark") zu „überstark" und „unüberwindlich", so schiebt er in die letzten Worte des schwarzen Ritters ein bedeutungsvolles auch ein: „auch er breche Rosen im Frühling."

Geschildert wird in der Ballade meines Erachtens einfach die furchtbare Macht des Todes, vor welchem weder Jugendstärke (vertreten durch des Königs Sohn) noch Jugendschönheit (vertreten durch des Königs Tochter) zu schützen vermag.

Digitized by Google

Auch Schäfer (in der Schulausgabe von Uhlands ausgewählten Gedichten) teilt diese Auffassung, vergl. die kurze Erklärung S. 89: „Der schwarze Ritter: Allegorie des Todes, verwandt mit den in der Poesie und Kunst des Mittelalters häufigen Totentänzen, wo der Tod kein Alter und Geschlecht, keinen Stand verschont und seine Beute im Tanze fortführt."

Zur internationalen Sprache der Mathematik.

Von **O. Schlömilch** in Dresden.

Im 7. Jahrg. dieser Zeitschr., S. 384 flg. behauptet Herr Simon, daß die Planimetrie *eigentlich nur zwölf* internationale Kunstausdrücke enthalte. Wie unrichtig diese Behauptung ist, mag die folgende nicht entfernt vollständige Liste internationaler Bezeichnungen aus der Geometrie darthun:

> Kongruenz, Affinität, Kollineation, Reciprocität, harmonische Pole und Polaren, Involution, Koordinaten (u. a. polare), Ellipse, Parabel, Hyperbel, Parameter, Asymptote, Cissoide, Conchoide, Quadratrix, Traktorie, Trajektorie, Evolute, Evolvente, Ellipsoid, Paraboloid, Hyperboloid, Polygon, Polyeder[1]) u. s. w.

In der Arithmetik, die *Herr Simon ganz vergessen hat*, kommen u. a. folgende termini technici vor:

> Algebra, rational und irrational, Potenz, Exponent, Logarithmus, Binom, Polynom, kongruente Zahlen und deren Modulus, komplexe Zahlen und deren Modulus, goniometrische, cyklometrische und transscendente Funktionen, Permutation, Kombination, Determinante, Diskriminante, Kovariante, Invariante, Differential, Integral u. s. w.

Womöglich noch weit zahlreicher sind die internationalen Kunstausdrücke in der angewandten Mathematik, z. B. der mathematischen Geographie, Astronomie, Mechanik u. s. w., deren Elemente zum Pensum des Gymnasiums gehören.

Übrigens kann sich auch der Laie von der Existenz und dem großen Reichtum der mathematischen Weltsprache überzeugen, wenn er in einer Bibliothek die bloßen Inhaltsverzeichnisse einiger deutschen und ausländischen Zeitschriften für Mathematik, Physik u. s. w. durchblättert.

---

1) Es fällt den Franzosen nicht ein, dafür multiangle und multicoin zu setzen. Sind etwa die französischen Jungen bessere Kenner des Griechischen als die unsrigen?

Digitized by Google

Aus seinen höchst mangelhaften Prämissen schließt nun Herr Simon, daß die mathematische Sprache keine internationale sei. — Risum teneatis amici mathematici!

Wie ich über den Purismus in den exakten Wissenschaften denke, mag der nachstehende Aufsatz zeigen.

Wer „unnütze" Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzen will, muß sich vor allem fragen, was heißt denn eigentlich „unnütz"; diese Frage kann aber ein Spezialist nicht erschöpfend beantworten, weil es häufig vorkommt, daß ein und derselbe Kunstausdruck in verschiedenen Teilen einer und derselben Wissenschaft ganz verschiedene Bedeutungen hat. Ferner muß sich der Purist überlegen, ob das deutsche Wort ebenso gut wie das fremde die Bildung von Adjektiven, Zeitworten und Zusammensetzungen gestattet. Drittens ist der Fehler zu vermeiden, daß die Übersetzung einen größeren Begriffsumfang besitzt, mithin unbestimmter ist als das Kunstwort. Wie unglücklich gewählt nach diesen Gesichtspunkten hin viele Verdeutschungen sind, mögen folgende Beispiele zeigen.

„Mittelpunkt" statt „Centrum" ist an sich sehr gut und wird von uns Mathematikern viel gebraucht; wie übersetzt man aber „centrisch" und „excentrisch", „centrieren" (z. B. ein Fernrohr) und „centralisieren"[1])? Mittelpunktsbewegung bedeutet grammatisch eine *Bewegung des Mittelpunktes*, Centralbewegung heißt: um einen *festen* Mittelpunkt bewegt sich ein *zweiter* Punkt im Kreise. Das Schwierigste wäre jedenfalls die Übersetzung von „Excentrik", das jeder Maschinenschlosser der zivilisierten Welt kennt; wer wird wohl sagen: „Außermittelpunktsbewegungserzeugungsvorrichtung"!

Statt „Kubus" sagen wir meistenteils „Würfel", wir sagen aber nicht „würflige" sondern „kubische" Gleichungen.

In der Geometrie giebt es konvergierende und divergierende gerade Linien; die algebraische Analysis kennt auch konvergierende und divergierende Zahlenreihen, und für diese hat die vorgeschlagene Übersetzung keinen Sinn.

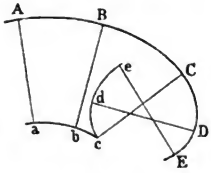
„Kongruent" kann allerdings durch das längere „gleich und ähnlich" vertreten werden, aber nur in der Geometrie; auf die kongruenten Zahlen der höheren Arithmetik paßt der deutsche Ausdruck nicht entfernt.

Wer „parallel" mit „gleichlaufend" übersetzt, begeht den Fehler, einen *bestimmten* Begriff gegen einen *unbestimmten* Ausdruck zu vertauschen. Gleichlaufend ist alles, was gleich läuft, wie z. B. zwei Kegelräder, die gleichviel Zähne besitzen. Und wie steht nun die Sache bei anderen als geraden Linien? Giebt es z. B. gleichlaufende Ellipsen? Die

1) doch nicht etwa: In Frankreich ist die Verwaltung streng vermittelpunktet.

Digitized by Google

Wissenschaft ist hier wie überall äußerst präzis, sie definiert den Parallelismus mittels des Begriffs der Äquidistanz und sagt: werden durch die Punkte A, B, C, ... einer geraden oder krummen Linie die zugehörigen Normalen gelegt und auf diesen gleiche Strecken Aa — Bb — Cc ... abgeschnitten, so heißt die entstandene Linie abc ... eine Parallele zu ABC ... Hiernach ist die Parallele zu einer Geraden wieder eine Gerade; die Parallele zu einem Kreise ist ein konzentrischer Kreis; aus diesen Sätzen darf man aber nicht schließen, daß die Parallele zu einer Linie eine Linie derselben Art sein müsse; die nebenstehende Figur zeigt dies unmittelbar, denn die Parallele abcde hat einen sogen. Rückkehrpunkt bei c, während ABCDE keine solche Spitze besitzt.



Das Wort „Distanz" wird von Mathematikern sehr selten für sich allein, sondern nur bei Zusammensetzungen gebraucht, z. B. bei „Distanzpunkt" in der Perspektive; das ist aber ein scharf definierter Begriff, wogegen „Abstandspunkt" ziemlich unbestimmt bleibt.

Die Geometrie versteht unter „Diagonale" eine Gerade, die zwei nicht benachbarte Ecken eines Polygons oder Polyeders verbindet; die Übersetzung „Eckgerade" dagegen enthält keine Hindeutung auf die Haupteigenschaft der „Diagonale", vielmehr bezeichnet sie nur irgend eine Gerade, welche durch eine irgendwo sitzende Ecke hindurchgeht. So kann man z. B. durch jeden Eckpunkt eines Dreiecks beliebig viel Eckgerade, aber keine einzige Diagonale ziehen.

„Wagerecht" statt „horizontal" wäre recht hübsch, wenn nur dieses Adjektiv, aber nicht das zugehörige Substantiv gebraucht würde. Wer wird wohl sagen: Die gehörte Rede ging über meine wagerechte Ebene!

Der Purismus ist bekanntlich nichts Neues; schon der alte Campe u. Gen. erfanden Verdeutschungen wie Guitarre = Klimperholz, Trompete = Schmetterblech, Fagott = Brummpfahl, Elektrisiermaschine = Bernsteinkrafterregungswerkzeug. Obschon diese Erfindungen bereits dem Spotte und der Vergessenheit anheimgefallen sind, giebt es immer noch Träumer (freilich nicht unter den Männern der exakten Wissenschaften), die auf diesem Gebiete weiter düfteln; hat doch ein Dilettant u. a. vorgeschlagen, „Potenz" mit „Gradzahl" (also Anzahl der Grade!), „Exponent" mit „Kopfzahl" (also Volkszahl!), „Funktion" durch „Abhängige" u. s. w. zu verdeutschen, wobei nur noch fehlte, Salicylsäure mit Weidensäure und Morphium mit Schlafgeist zu übersetzen. Alle derartigen Bemühungen entspringen aus einer völligen Unkenntnis der fremdländischen Litteratur. Eine Weltsprache, wie sie ein wunderlicher Heiliger einführen wollte, ist

Digitized by Google

für die exakten Wissenschaften völlig unnütz, weil sie seit 300 Jahren in bester Ausgestaltung existiert. Die Kunstausdrücke der Mathematiker, Physiker, Chemiker (meistenteils auch der Architekten) stimmen in allen Kultursprachen überein, und das hat den gewaltigen Vorteil, daß der Fachmann die Artikel einer ausländischen Fachzeitschrift versteht, auch wenn ihm z. B. eine Novelle in der betreffenden Fremdsprache unverständlich bleibt. Diesen Vorteil des wissenschaftlichen Volapük werden wir uns durch die Herren Puristen nicht verkümmern lassen.

Man könnte noch fragen, wie sich die Schule den puristischen Bemühungen gegenüber zu verhalten habe. Die einfache Antwort darauf ist: man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen, d. h. wo ein guter, im Deutschen längst eingebürgerter Ausdruck (nicht etwa ein Puristenfabrikat) vorhanden ist, benutze man diesen zunächst, aber man versäume auch nicht, bald nachher das internationale Fremdwort einzuführen und dann promiscue beide Bezeichnungen anzuwenden, also abwechselnd „Halbmesser" und „Radius" u. s. w. Hat man z. B. den Begriff des Dreiecks festgestellt, so erwähne man auch den synonymen Ausdruck „Triangel", obschon dieser selten gebraucht wird; der Schüler versteht dann leichter, was eine „Landestriangulation" bedeuten soll, auch begreift er beim Anblick eines bekannten Klingelinstruments sofort, warum dasselbe gerade Triangel heißt.[1])

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von **C. Krumbach** in Wurzen.

3. Der Kronprinz von Preußen als Arzt.[2])

Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.
Faust I, Direktor.

Ihr kennt den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Friedrich III. als Feldherrn und Menschen. (Die Schüler erzählen mehreres.) Heute sollt ihr ihn als Arzt kennen lernen. Als Arzt? — Ihr thut verwundert. Nun, die Pflichten des ärztlichen Berufes sind ja euch nicht ganz fremd. Worin besteht denn die Hauptaufgabe eines Arztes? — Kranke gesund zu machen. Ihr seid wohl auch schon krank gewesen? Was fehlte dir? — Wonach fragte euch der

1) Aus d. Zeitschr. d. Ver. deutscher Zeichenl. Jahrg. XX, Nr. 21 v. J. 1893.

2) Es wird hier nur der Lehrgang im großen und ganzen angegeben. Den Zeitschriften für die Schulpraxis muß es überlassen bleiben, ausführlichere Proben in Frage und Antwort zu bringen.

Digitized by Google

Arzt? Was ordnete er an? Was sagte er der Mutter beim Weggange? Schließlich mag festgestellt werden:

1. daß sich der Arzt selbst zum Kranken begiebt,
2. daß er den Zustand des Kranken untersucht,
3. daß er dabei der Ursache der Krankheit nachspürt,
4. daß er Arzneien verordnet und mancherlei Verhaltungsmaßregeln erteilt und
5. daß er den Kranken so lange besucht, bis er seiner Hilfe nicht mehr bedarf.

Diese Ergebnisse werden von einem Schüler, ebenfalls hübsch numeriert, an die Wandtafel geschrieben.

Wenn nun der preußische Kronprinz ein Arzt in unserem Sinne ist, so muß er diesen Anforderungen gerecht werden. Wir wollen's sehen. Schlagt in eurem Lesebuche auf S.... Nr....[1]), und hört aufmerksam zu! Der Lehrer liest (oder trägt) die Geschichte vor und flicht dabei etwas über den Schauplatz der Handlung mit ein, wie auch etwas über die Lebensweise in einem Bade, was den meisten Schülern unbekannt sein dürfte. Natürlich läßt er sie trotzdem selbst finden, soviel immerhin möglich ist. Die Schüler lesen sie darauf abschnittweise nach.

1. Nachdem sich der Kronprinz durch einige Fragen an das bleichwangige, schüchterne Mädchen über dessen Familienverhältnisse unterrichtet hat, will er ihm ein Geldstück geben, wie er das jedenfalls schon oft gethan hat. Er steckt aber die Börse wieder ein, es ist ihm ein besserer Gedanke beigekommen. Was sagt er dabei? — Führe mich zu deiner Mutter, Kleine! Mithin wollte er ihr kein Rezept verschreiben, ohne die Kranke gesehen zu haben. Er handelte somit wie ein rechter Arzt. — Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. (Math. 8, 7.) Und Jesus stand auf und folgte ihm nach. (Math. 9, 19.)

2. Wie hat er den Zustand der Kranken untersucht? Er hat ihr das Unglück in den Augen abgelesen. In den Augen lesen?[2]) Ja, die Augen sind der Spiegel der Seele, des Gemüts, des ganzen inneren Menschen. Matter Blick, tiefe Höhlen, schwarz umringelt. Das genügt dem großen Menschenkenner vollauf. Er ist ein Seelenarzt. Die rechtschaffene, bescheidene Frau wagt gar nicht einmal, von ihren Leiden zu sprechen, sie ist mehr besorgt um die ärztlichen Gebühren. (Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, daß du unter

1) Döbelnsches Lesebuch VI; S. 125, Nr. 52.

2) Wer Zeit hat, hierüber eine sprachliche Denkübung anzustellen, mag das ja thun. Die Ergebnisse lassen sich fein in das Ganze einfügen. In einem der nächsten Artikel werden mehrere solcher (Hildebrandscher) Sprachbilder lehrprobenartig behandelt.

Digitized by Google

mein Dach gehest. Math. 8, 8.) — Der Diener erhält einen Auftrag, leise, unvermerkt. Dann noch die einzige Frage an die erschreckte Frau: Haben Sie niemand, der für Sie sorgt? — (Wer viel fragt, giebt nicht gerne. Wer gerne giebt, fragt nicht lange.) Sie berichtet kurz und schlicht.

3. Hat unser Arzt die richtige Ursache der Krankheit erkannt? — Nur zu bald. Schaute doch Elend, Entbehrung, bittere Not aus allen Ecken und Enden heraus. Gebt an, indem ihr dem 3. Abschnitte unserer Erzählung entlang geht, wodurch es ihm leicht gemacht wurde, die wahre Ursache zu erkennen! — Blasses Mädchenangesicht — bettelnd — kranke Mutter — uns hungert sehr — Gäßchen in einem kleinen, baufälligen Hause — schmale, alte, knarrende Treppen — halbfinstere, unheimliche Dachkammer — feucht und kalt — ärmliches Lager — matte Augen — keinen Kreuzer — keine Verwandte — arme Wirtsleute — Mann gestorben — Tag und Nacht gearbeitet. Wahrlich, ein Bild höchsten Jammers, unverschuldeten Elends. Hier konnte nur durch gründliche und schnelle Hilfe der Not ein Ende gemacht werden. — Wer bald giebt, giebt doppelt.

4. Was that der Kronprinz deshalb zunächst? a) Er gab dem Mädchen Geld. Mit welchen Worten? Geh, hole Brot und Wein[1]). Woran war zu erkennen, daß er damit das richtige Mittel gefunden hatte? — An dem freudestrahlenden Gesichte des Mädchens und an den Worten der Frau: Das lohn' Ihnen Gott! — b) Er ließ sodann einen wirklichen Arzt kommen, der die Frau in Behandlung nahm; denn er wollte die Verantwortung nicht allein übernehmen. Zwei Ärzte am Krankenbette! Der Kronprinz ein Arzt! — So geht auch unser König in die Hütten der Armen, ans Bett der Kranken und die Königin als teilnehmende Freundin zu den Witwen und Waisen. c) Endlich legte er, ohne daß es jemand merkte, eine Kassenanweisung auf den Tisch. — Kann man auch Geld auf Wunden legen? Wie ist das hier zu verstehen? — Für das Geld sollten sich die vom Schicksal so schwer Heimgesuchten Nahrungsmittel kaufen, ihren Hunger stillen und Kräfte sammeln, um ihre Glieder für die Arbeit wieder fähig zu machen; auch sollte es wohl ein Zehrpfennig für die Zeit der Genesung sein. Seht, das ist ein rechter Arzt! (Vergl. 2. Moses 15,26.)

5. Ist er aber selbst zu seiner Kranken zurückgekehrt, und hat er damit die letzte Forderung erfüllt, die wir an einen guten Arzt gestellt haben? — Das war ihm leider nicht möglich; aber er hat auf andere Weise dafür Sorge getragen, daß die Kranke längere Zeit in ärztlicher

1) Befremdet das Kind in Böhmen nicht; den Genuß des Weines versagen sich dort auch die unteren Schichten des Volkes nicht. Deshalb können einige kurze Bemerkungen über die dortige Lebensweise eingefügt werden. Unsere (mitteldeutschen) Schüler denken hier wohl nur an Kranken- und sog. Apothekerweine.

Digitized by Google

Behandlung blieb. Lies, was in unserer Erzählung darüber steht! — Und der Samariter sprach: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. (Lukas 10,35.) — Woran erkennen wir, daß der Kronprinz seine Liebe einer dankbaren und würdigen Person geschenkt hat? — „Da faltete sie still die Hände..." Gieb blind, nimm sehend. — Sirach 38,1.

O wenn doch alle Menschen, wie diese arme Frau, die Liebe in so reichem Maße empfangen, Gott dafür die Ehre geben wollten, und wenn doch alle Kranken, Elenden und Notleidenden ebenfalls einen so treuen Leibes- und Seelenarzt fänden, wie diesen edlen Prinzen! — Er ist nicht mehr unter uns. Nach unsagbaren Leiden ist er von uns gegangen, als ein edler Dulder auf kaiserlichem Throne. „Mein Sohn, lerne leiden, ohne zu klagen!"[1])

Die Schüler sprechen sich nun im Zusammenhange über das Gewonnene aus, erhalten unter Umständen auch die Aufgabe, etwas darüber aufzuschreiben, in der Form eines Gespräches, Briefes oder Berichtes; es kann auch an die Weiterführung der Erzählung gedacht werden, an den Dank durch die That u. ä. Hübschpassende Seitenstücke sind: Kaiser Joseph las Doktor von Hebel und Gustav III. von Schweden von Welter.

Reizend ist das kindliche Wesen des Bübleins, der dem Kaiser erklärt, daß er einen Gulden haben müsse... Die Schüler mögen für die nächste Stunde einige andere Vergleichspunkte aufsuchen.[2])

Ist's genug damit? Ja, wenn nicht schon zu viel. — Es herrschte eine feierlich ernste Stimmung, es war eine von echt christlichen Gedanken edler Menschenliebe geweihte Stunde im deutschen Sprachunterrichte. Soll sie in den Herzen nachtönen, soll der Samen aufgehen, so heißt es, stille sein, stille mit dem Munde und stille im Herzen.

„O rühret, rühret nicht daran!" (Geibel.)

Aber soll denn nicht wenigstens ein bißchen aus der Stil- oder Interpunktionslehre, etwas Orthographisches oder Grammatisches angeschlossen werden? — Hören wir Herbart selbst. Er sagt: „Der Unterricht

1) Vergl. hierzu, was die edle Königin Luise, seine Großmutter, einige Tage vor ihrem Tode schrieb: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden". (F. Arndt, Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen, Halle 1867, S. 70.)

2) Das setzt freilich voraus, daß die Schüler im Besitze dieser Erzählungen sind, was wiederum nur möglich ist, wenn die Schule endlich alles Ernstes anordnet, Lesebücher dürfen nicht verkauft werden.

Digitized by Google

soll die Person vielseitig bilden, also nicht zerstreuend wirken." „Es leuchtet sogleich ein, daß eine vielseitige Bildung nicht schnell kann geschafft werden. Schon das Viele kann nur nacheinander gewonnen sein . . ."[1]) Ganz besonders geht aus diesen Worten nicht hervor, daß die Vielseitigkeit an einem Stücke gewonnen werden soll. Darum alles zu seiner Zeit und am rechten Orte.

Oder haben wir gegen die Formalstufen verstoßen? — Wir glauben es nicht. Wer mit Amos Comenius und Pestalozzi geht, geht auch mit Herbart, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Besonderen zum Allgemeinen. Gerade der natürliche Weg gestattet Freiheit allerwärts; nur die Konzentrationsfanatiker mahnen ängstlich: „Sicher ist der schmale Weg der Pflicht", aber es ist uns, als ob Faust dazwischen riefe:

„Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur."

„Mir wird schon ganz übel zu Mute, sagt Mager, wenn ich jemand von dem Prinzip, dem Mittelpunkte reden höre, den eine Schule haben müsse. — Welch eine Quacksalberei liegt nicht darin, für alles nur ein Rezept zu haben, heiße es nun Latein oder Deutsch, Mathematik oder Naturwissenschaften."[2]). Das ist auch deutlich genug.

Herbart selbst kennt die Schablone nicht. Er stellt wohl allgemeine Grundsätze auf, hindert aber dadurch die freie Entwickelung der Methode im einzelnen nicht. „Überhaupt soll Vertiefung der Besinnung vorangehen. — Aber wie weit voran? Das bleibt im allgemeinen unbestimmt."[3])

Noch deutlicher spricht er sich an einer anderen Stelle aus: „Es wird sich zeigen, daß die Bemühung, alles auf eine Spitze zu stellen, dem Erzieher ebenso schädlich werden muß, als auf der anderen Seite das Zerstückeln und Zerreißen desjenigen, was wirklich zusammenhängt."[4])

Nach der Vorbereitung (Analyse) folge gewöhnlich die ruhende und fortschreitende Vertiefung (Synthese und Assoziation), darauf die ruhende und fortschreitende Besinnung (Zusammenfassung und Anwendung), aber man binde sich nicht für alle Fälle daran. So verstehen auch von Sallwürk, Stoy, Dittes u. a. den genialen Herbart, der uns in seinen Werken „ein herrliches Denkmal idealer Gesinnung, deutschen Scharf- und Tiefsinns und deutscher Gründlichkeit" hinterlassen hat. (Vergl. auch Fröhlich, Die wissensch. Päd. Herbart-Ziller-Stoys, Preisschrift, 1892.)

---

1) Umriß pädagogischer Vorlesungen. §§ 65, 66. S. 42 u. 43.
2) Mager, Pädagogische Revue, 1845, S. 429.
3) Allgemeine Pädagogik, 2. Buch, 4. Kap. S. 170 flg.
4) Herbart, X, 382.

Digitized by Google

Wohl wissen wir, daß sich aus unserem Sprachstücke noch mancherlei gewinnen läßt, nicht nur was Grammatik und Stil betrifft, sondern weit darüber hinaus, bis in die Geographie und Geschichte, die Familie und das Haus, ja bis in die soziale Frage hinein. „Sammlung des Interesses, das ist die Losung des Tages. Unterrichtsmeister gefeierten Namens haben in Musterlektionen gezeigt, wie viele Fäden sich von einem deutschen Lesestücke aus ziehen lassen. Gewiß ist dies möglich. Aber die menschliche Seele ist doch kein Kautschukbeutel.“[1])

Und der Schüler? „Er sieht fortan in einem Gedichte nur Wörter und Sätze, wie jener Realschüler am Meere, als alles in Andacht versunken war, nur wußte, daß das Wasser hauptsächlich aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe.“ (Otto Schulz in Kehr, Geschichte der Methodik, Gotha, 1879, S. 480.)

Wenn wir uns deshalb mit aller Entschiedenheit gegen die Konzentrationsschablonen erklären, so soll nicht damit gesagt sein, daß das schöne inhaltvolle Stück für uns ein für allemal abgethan sei. Erstens sind die darin enthaltenen Gedanken mit vielen anderen so eng verwandt, daß wir es bei passenden Gelegenheiten, auch in der Geschichts- oder Religionsstunde, als Seiten- und Belegstück heranziehen werden;[2]) zum anderen dürfen wir es aber auch, sobald es erst geistiges Eigentum der Schüler geworden ist, in der Grammatikstunde verwenden, wenn wir auf darin vorkommende Spracherscheinungen hinweisen wollen. Im ersten und zweiten Abschnitte finden sich z. B. eine auffallend große Anzahl von attributiven Nebensätzen und weiter unten Zwischensätze, auf die und folgt, die bekanntlich wegen der Interpunktion eine besondere Beachtung erfordern. Auf Bekanntes zurückgehen, aus dem lebendigen Born der Litteratur schöpfen, Beispiele suchen zu denen, die die grammatische Regel vorbereiten sollen, dort suchen, wo man das Gesuchte wirklich findet: das ist kein Zersetzen, Zerstückeln und Zersägen, das ist ein Teil der richtigen Gedankenverknüpfung. Freilich wird hierbei vorausgesetzt, daß der Lehrer sein Lesebuch kennt,

1) Th. Vogel, Neue Jahrbücher II, 148. Bd., S. 1—11: Das Lesebuch im deutschen Unterrichte ꝛc. Man höre auch, was Steinemann (Wolfenbüttel) in seinem von scharfem Urteile und Gerechtigkeitssinn zeugenden Vortrage über Die Bedeutung Herbarts für die Volksschule in der letzten These sagt: „Die Beachtung der formalen Stufen bei der Behandlung der einzelnen Lehrstoffe ist psychologisch begründet. Der Lehrer hat sich aber vor dem schablonenhaften Gebrauche derselben, vor allem didaktischen Mechanismus zu hüten, er muß vielmehr je nach der Eigenart eines jeden Unterrichtsstoffes völlig freie Anwendung von den einzelnen formalen Stufen machen.“

2) So sind z. B. die Hinweise auf die herangezogenen Bibelstellen zuvörderst Winke für den Religionslehrer, der durch passende Erzählungen aus dem deutschen Lesebuche seinen Unterricht befruchten soll.

Digitized by Google

daß er genau weiß, in dem oder jenem Stücke sind Beispiele für das oder jenes zu suchen. Wenn das nicht der Fall ist, so lasse er die schönen Prosastücke und Gedichte in der Grammatikstunde lieber in Ruhe und begnüge sich mit einer einfachen ästhetischen Besprechung, denn sie sind uns gegeben, um vor allen Dingen Charakter, Gemüt und Herz daran zu bilden. Und das kann in unserer Zeit nicht oft genug betont werden! Für die Grammatik, die wir — es sei auch hier wiederholt — vom 4. spätestens 5. Schuljahre ab wöchentlich mit einem besonderen halben Stündchen bedacht wissen wollen, bieten sich in nüchternen Lesestücken, die sich mehr an den Verstand wenden, Beispiele genug.

„An buntwechselnden Sätzen der Lesestücke die verschiedenen Arten der einfachen und zusammengesetzten Sätze erkennen und deren Bestandteile durch Erfragen unterscheiden zu lassen, an den einzelnen Worten derselben die verschiedenen Wortgattungen und deren Eigenschaften und Formen erkennen und von einander unterscheiden und die möglichen Veränderungen mit ihnen üben zu lassen, ist unbequem und mühsam." (Stern, Progr. des ev. Schullehrerseminars, Karlsruhe 1835.)

Der alte Cato schloß seine Reden mit den Worten: „Übrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß." Wir schließen für heute mit Scholz, der in Nackes pädagogischem Jahresberichte vom Jahre 1847 sagt: „Nur um eins wollen wir bitten. Laßt uns Lehr- d. h. Methodenfreiheit! Methodenzwang ist so drückend und verderblich wie Glaubenszwang".

Sprechzimmer.

1.

Das vierte Heft (7. Jahrg.) der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" enthält im „Sprechzimmer" S. 275 flg. einen kurzen Aufsatz von Herrn R. Sprenger in Northeim, worin dieser zu beweisen sucht, daß Justinus Kerners „Vogelweid" das Original zu Longfellows „Walter von der Vogelweid" sei. Dies ist nun ein entschiedener Mißgriff; vielmehr ist das letztere Gedicht eigenste Arbeit des Amerikaners. Schon die inneren Gründe, welche Sprenger für seine Ansicht anführt, sind unhaltbar, wie leicht nachzuweisen wäre. Nicht bloß fließt das Longfellowsche Gedicht ohne die geringste Unebenheit, ohne auch nur eines jener Flickwörter, die ein Zeichen selbst der besten Übersetzung sind (siehe Strophe 11 bei Kerner; auch die vielen „all"), frisch und frei dahin; nicht nur spricht die „Zusammenziehung der Strophen 4—6 in eine" nicht für die Geschicklichkeit des Übersetzers, sondern das Auseinanderziehen in drei Strophen

Digitized by Google

spricht eher für die Unfähigkeit Kerners, das knappe Englisch in einer Strophe wiederzugeben; nicht nur findet sich bei Longfellow nirgends die geringste Andeutung davon, daß J. Kerner gerade „zu seinen Lieblingsdichtern gehörte"; nicht nur war das Gedicht nicht für die „Translations" bestimmt, so daß es nur „zufällig unter die „Songs" gekommen" wäre: wo Longfellow übersetzt, giebt er in der gewissenhaftesten Weise immer die Quelle an; nein, die Hauptsache ist, daß jene Annahme Sprengers schon aus rein äußeren Gründen und nach dem eigenen Geständnis Kerners gar nicht möglich ist.

Die Sammlung Longfellowscher Gedichte, welche „Walter von der Vogelweid" enthält, erschien unter dem Titel „The Belfry of Bruges, and other poems" in Boston im Jahre 1846. Kerners „Vogelweid" erschien 1852 in „Der letzte Blütenstrauß". Wollte man auch annehmen, daß Kerner das Gedicht schon vor 1845 — in dieses Jahr versetzt das „Life of H. W. Longfellow", herausgegeben von seinem Bruder Samuel Longfellow, die Abfassung von H. W. Longfellows Dichtung — verfaßt hätte, so wird doch die ganze Beweisführung Sprengers einfach dadurch hinfällig, daß Kerner selbst in dem „Letzten Blütenstrauß" in einer Fußnote zu seinem „Vogelweid" bemerkt „Zum Teil nach dem englischen Longfords" (sic!), ganz in der Weise Longfellows selbst, der immer schreibt „From the German of Uhland" u. s. f. Entweder hat Kerner den Namen des Amerikaners von Anfang an unrichtig geschrieben, oder — was wohl wahrscheinlicher ist, denn er litt 1852 schon an abnehmendem Augenlicht — hat er den Irrtum in der Korrektur übersehen.

Ich hätte noch weiter zu bemerken, daß in der oben angeführten holprigen 11. Strophe bei Kerner es nicht „geehrter", sondern „geehret" heißen muß; endlich daß es in Longfellows letzter Strophe cathedral heißen muß, nicht „cathredal" und daß gerade diese Strophe vor der entsprechenden Kernerschen entschieden den Vorzug verdient.

Vielleicht hören die geehrten Leser gern folgendes aus den Tagebüchern und Briefen des amerikanischen Dichters. Am 4. Januar 1856 besuchte ein Dr. H. unseren Longfellow und erzählte ihm viel Anziehendes von dem Dichter Justinus Kerner in seinem Hause in Weinheim (sic!) mit seinen Späßen, seinem gastfreien Wesen und seiner Geisterseherei." Am 14. November 1874 erhielt der Dichter von Professor Ignaz Zingerle (L. schreibt „Zingarle") eine Aufforderung, „er möchte zur Errichtung eines Denkmals für Walther von der Vogelweide in Botzen eine Subskription eröffnen." Noch an demselben Tag klagt er in seinem Tagebuch über ein solches Ansinnen, und am folgenden Tag schrieb er an seinen Freund G. W. Greene: „Ich muß oft an die französische Redensart denken „Il n'y a rien de certain que l'imprévu," und bin deshalb be-

Digitized by Google

gierig, welche unangenehme Sache mir zunächst zustoßen wird; denn Unangenehmes kommt so sicher als sich die Erde dreht. Gestern abend erschien das Unangenehme in Form eines Briefs von einem deutschen Professor in Innsbruck, der mich bat, zur Errichtung einer Bronzestatue für Walther von der Vogelweide in Botzen zu sammeln. Guter Gott! Haben wir nicht genug zu thun mit den Reiterstandbildern, die wir General Jackson errichten und bei denen wir das Pferd senkrecht auf die Schwanzspitze stellen? Haben wir nicht genug zu thun mit den hölzernen Indianern, die wir an die Thüren unserer Tabaksläden aufstellen, um unsere Straßen zu schmücken, und mit den Köpfen von Hebe und Pokahontas, die wir am Gallion unserer Schiffe anbringen? Ich glaube nicht, daß es in den Vereinigten Staaten — abgesehen von Deutschen — hundert Leute giebt, die je von Vogelweide dem Minnesänger gehört haben; keine zehn davon würden 10 Cents geben für die Errichtung seines Standbilds in Botzen."

Stuttgart. **Otto Schanzenbach.**

2.

Zu Ztschr. 7, 60.

Vergl. auch Shakespeares The Merchant of Venice V, 1.

In such a night
Stood Dido with a willow in her hand
Upon the wild sea banks and waft her love
To come again to Carthage.

Dazu macht L. Riechelmann in seiner Ausgabe Leipzig, Teubner 1876 die Bemerkung: Ein Weidenzweig oder ein Weidenkranz ist bei den älteren englischen Dichtern das Abzeichen einer verlassenen Geliebten oder eines schmachtenden Liebhabers.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Zu Kleists Zerbrochenem Krug 9. Auftritt

bemerke ich zu den Worten Adams:

Warum soll's Ruprecht just gewesen sein?
Hat sie das Licht dabei gehalten, was?

als Parallelstelle die Worte Jessicas im Merchant II, 6, 41

What, must I hold a candle to my shames?

nach den Bemerkungen der Herausgeber eine sprichwörtliche Redensart.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

„Das Wort sie söllen lassen stan,
Und kein Dank dazu haben;"

Bei der Erklärung der Anfangsverse der vierten Strophe in Luthers Schutz- und Trutzliede (vgl. zuletzt Karl Scheffler in der Ztschr. des

Digitized by Google

deutschen Sprachvereins VIII, Sp. 33 flg.) hat man, wo es sich um die Auffassung des Wortes „Dank" handelt, bisher eine Bedeutung dieses Wortes übersehen, welche mir in diesem Kampfliede recht wohl am Platze scheint. Ich meine die von „Siegespreis". Lexer im Handwörterbuch I, 408 hat diese Bedeutung für das Mittelhochdeutsche durch mehrere Stellen belegt. Eine besonders charakteristische aber, die in den Wörterbüchern bisher nicht verzeichnet ist, findet sich in der Erzählung „Der Jungherr und der treue Heinrich" V. 671 flg. (in v. d. Hagens Gesamtabenteuer III. Bd. S. 215).

Dort spricht eine Jungfrau den Wunsch aus:

„Got, durch dîne guete
den hêren mir behüete,
daz ime werde der dank,
so wirt mîn herze niemer krank."

„daz ime werde der dank", das heißt hier nichts anderes als „daß ihm der Siegespreis, der Sieg zu teil werde." Ich glaube demnach, daß auch in unserem Liede „sie söllen kein Dank dazu haben" nichts anderes heißt: „Sie sollen (in dem Kampfe gegen das Bibelwort) keinen Siegespreis, Sieg davontragen." Die Begründung, weshalb das nicht gegeschen soll, wird dann gleich im nächsten Verse hinzugefügt: „denn Gott ist mit uns auf dem Plan" (d. h. auf dem Turnier- oder Schlachtfelde, vgl. Mhd. Wb. II, 1, 521 flg.).

Ich bemerke noch, daß ich für die Bedeutung von Dank als „Siegespreis" zwar keine Stelle aus Luthers Schriften anzuführen weiß, daß aber die Volkstümlichkeit und das Fortleben dieser Bedeutung bis in die Neuzeit[1]) durch das reiche Stellenverzeichnis im Deutschen Wörterbuch II, 731, 9 zur Genüge erwiesen wird. Auch Schmeller-Frommann I, 522 verzeichnet vom Jahre 1571: „Die Dönk ausgeben bei einem Rennen."

Northeim. **K. Sprenger.**

5.

Im Anschluß an die Erwähnung des Longfellowschen Gedichtes Walter von der Vogelweide (Ztschr. VII, Heft 1), das sich im wesentlichen als eine Übertragung von Justinus Kerners „Vogelweid" darstellt, sei hier noch bemerkt, daß die Einteilung und die Bezeichnung der Herkunft der Gedichte Longfellows, wie sie im 1. Bande der Tauchnitz-Ausgabe eingeführt ist, überhaupt manches zu wünschen übrig läßt. Wir zweifeln nicht, daß jene Anordnung und Bezeichnung der in der amerikanischen

1) Man denke nur an Schillers Handschuh: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"

Digitized by Google

Originalausgabe eingeführten entspricht: aber die deutsche Verlagshandlung hätte sich ein Verdienst erworben, wenn sie insbesondere der Übersichtlichkeit etwas mehr Rechnung getragen hätte. Wir haben zu rügen, daß die ausdrücklich als Translations bezeichneten Gedichte an drei ganz verschiedenen Stellen stehen, ohne daß irgend ein innerer Grund dafür spräche, denn diese Einteilung ist nicht etwa mit Rücksicht auf die verschiedenen Dichtungsgattungen getroffen, da vielmehr epische und lyrische Gedichte, Balladen und Lieder in jeder dieser Abteilungen auftreten. Es sind eben diese Abteilungen nichts anderes, als die früher einzeln erschienenen Sammlungen Voices of the Night (1839), Ballads and other Poems (1841) und The Seaside and the Fireside (1845). Diese und andere Sammlungen hätten in ihre Teile aufgelöst und letztere nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet werden sollen. Jetzt steht einem solchen Verfahren erst recht nichts mehr entgegen, denn der Dichter ist seit mehr als zehn Jahren tot, und man hat nun einen Überblick über sein gesamtes Schaffen. — Ferner haben wir zu tadeln, daß, auch abgesehen von jener unzweckmäßigen Anordnung, Übersetzungen unter andere Überschriften, nicht unter die Rubrik Translations, gebracht sind, so The Luck of Edenhall; aber während hier Uhlands Name ausdrücklich angeführt ist, fehlt, wie gesagt, derjenige J. Kerners bei Walter von der Vogelweide, so daß man allerdings Gefahr laufen kann, das Gedicht für original zu halten. Weiterhin will uns bei manchen thatsächlich als Translations aufgeführten Gedichten die allgemeine Bezeichnung From the German nicht genügen, und wir sähen gern eine nähere Angabe der Quelle. Endlich fehlt es auch an offenbarem Irrtum nicht: das Lied The Dead ist nicht, wie angegeben wird, nach Klopstock, sondern nach Stockmann gedichtet — es ist eine höchst vortreffliche Wiedergabe von dessen herrlichen Versen: Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen, Zu deren Ruhstatt jetzt meine Seele schleicht. Man lese nur die erste Strophe:

How they so softly rest,
All, all the holy dead,
Unto whose dwelling-place
Now doth my soul draw near!
How they so softly rest
All in their silent graves,
Deep to corruption
Slowly down-sinking!
— — — — — — —

Nun noch eine Bemerkung. Das kleine Gedicht The Arrow and the Song, das auch in manche Schulbücher übergegangen ist, hat in uns immer den Eindruck gemacht, als ob es gleichfalls auf Verse eines deutschen Dichters zurückzuführen sei, nur wußten wir lange nicht, auf welche.

Digitized by Google

Jetzt glauben wir die — allerdings sehr frei benutzte — Vorlage in einem von Goethes Reimsprüchen zu erkennen, der da lautet:

„Hat man das Gute dir erwidert?"
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert.
Der ganze Himmel stand ihm offen;
Er hat wohl irgendwo getroffen.

Dresden. **R. Faust.**

6.

Volksetymologische Bildungen.

In John Brinckmanns „Kasper-Ohm un ik" (3. Aufl. W. Werther, Rostock 1877) heißt es S. 3.: „Genoog dat was na den Rostocker Botterkrig un vör de Franzosentiden un as de Fastgelljassen un Mufferdeischoners noch in de Mod wiren." Eine Fastgelljasse ist ein zweimastiges Schiff mit einem aus einem Stück bestehenden großen Mast und einem Besanmast. „Mufferdeischoner" ist eine Brigantine, das Wort muß aus „Hermaphrodit" verstümmelt sein. Aus Helsingör macht der Rostocker „Elsinür" (a. a. O. S. 242). Brueys, Befehlshaber der französischen Flotte bei Abukir, wird zu „Brüheiß". „Dekan" erscheint in der Form „Dickhan". So a. a. O. S. 177: „All wat ik weet is, dat Professor Doctor Aschenpüster na em Dickhan von de Eloquentsch up dat Witte Collegium würd."

Wismar i. M. **O. Glöde.**

7.

Eulen nach Athen tragen — Thran nach Tromsoe bringen.

Die Redensart „Eulen nach Athen tragen", findet ihr Analogon in allen Sprachen und allen Ständen. Ich erinnere an das engl. „to carry coals to Newcastle" und das andere hochdeutsche: „Bäckerkindern Stuten geben". Eine höchst bezeichnende Redensart hat die niederdeutsche Seemannsbevölkerung der Ostseeküste.

Ich finde sie litterarisch verwertet bei John Brinckmann, Kasper-Ohm un ik (3. Aufl. Rostock, W. Werther 1877) S. 97: „Silentium! Lat er doch so wat den Slaeks dor nich hüren, Bradhiring! Dat heet jo Tran na Tromsoe bringen! Der Jonge geit sünst noch ganz aewer Stag." Vielleicht hat auch die Alliteration zur Bildung dieser Redensart beigetragen.

Tromsoe war am Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts besonders der Ort, woher die alten Rostocker Kapitäne Thran zum Verkaufe mitbrachten.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Digitized by Google

8.

Zu Schwabs Gedicht Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

Als ein Beitrag zur Erklärung des auch in manche Lesebücher (z. B. Paldamus-Scholderer 4. Teil S. 242flg.) aufgenommenen Gedichtes und zugleich zur Charakteristik der germanistischen Kenntnisse im Jahre 1830 möge folgender falsche Vergleich bemerkt werden:

Mir däucht, ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied!
Sah deine Loh das Leder gerben,
Sah deine Glut das Eisen färben.

Es ist offenbar, daß Schwab, der hier von der feurigen Lohe des Blitzstrahls den Vergleich genommen hat, zwei der Abstammung und Bedeutung nach völlig verschiedene Wörter vermengt, nämlich mhd. lohe, zusammengez. lô, flammendes Leuchten, und lô, löwes, wovon unsere Gerber-lohe.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Zu Uhlands Des Sängers Fluch.

Zu V. 11, Doch vor dem hohen Thore da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis.

bemerke ich aus Schwab (S. 523):

Walther, so hieß der Knabe, der blühte wie ein Reis,
Das einst, zur Eiche gewachsen, wird aller Bäume Preis.

und S. 529:

Das war die süße Hilgunt, der selgen Jungfraun Preis.

Northeim. **R. Sprenger.**

10.

Zu Zeitschr. 8, 529.

Beim Lesen von Richters Aufsatz über Deutsch und Griechisch erinnere ich mich, daß uns unser Lehrer in Sekunda gelegentlich des imperativischen Infinitivs im Homer zu bemerken pflegte, daß der preußische König Friedrich Wilhelm III. in seiner kurzen soldatischen Weise bei den Befehlen an seine Umgebung sich des Infinitivs zu bedienen pflegte (Nicht stören! allein lassen!).

Northeim. **R. Sprenger.**

11.

Zu Goethes Iphigenie I, 3, 226.

Professor Erich Schmidt bemerkt in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte I, S. 16, daß ich bei meiner Besprechung von

Digitized by Google

Iphig. I, 3, 226 Zeitschr. 4, S. 85, 86 die ältere Lesart nicht berücksichtigt habe. Die Vergleichung nach H. Düntzer, Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie, Stuttgart und Tübingen 1854, S. 8. ist geschehen, ergab aber für die Beurteilung der neueren Lesart nichts Sicheres. Auch in Recks Ausgabe, auf dessen Erklärung ich ja Rücksicht nahm, war die ältere Lesart schon herangezogen.

Northeim. **R. Sprenger.**

12.

Niederdeutsche Rätsel, besonders das Storch-, Floh- und Entenrätsel.

1.

In'n Wittenburger Dom
Liggt ne gäle Blom,
Un wer die gäle Blom will spräken,
De möt den'n ganzen Dom terbräken.

(Eidotter.)

2.

Kümmt ên Mann ut Aegypten
Mit hunnert dusend Flicken,
Hei wull de ganze Welt bidecken
Un künn doch nich äwer't Water recken.

(Schnee.)

Eben wie ich die Korrektur dieser beiden kleinen Rätsel lese, geht mir das Buch von Johannes Gillhoff zu: Das meklenburgische Volksrätsel. Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben, Parchim, Wehdemann, 1892. Zur selben Zeit übersendet Wossidlo aus Waren mir einige besonders interessante, die er in der Rostocker Zeitung veröffentlicht hat.[1]) Von dem folgenden Storchrätsel hat er 86 Fassungen zusammengebracht. Es ist sehr alt und eigenartig, Gillhoff bringt nur 8 Abarten.

„Uns oll grot jöljatt up sin
paradies satt,
tosach, wo de giervagel den
lütten gräsbicker unner de
fickfack upfratt."

Wossidlo sagt ausdrücklich, daß alles, was er hier veröffentlicht, ausnahmslos von ihm selbst aus dem Volksmunde gesammelt ist. Jöljatt = Storch kommt in 4 Variationen vor, paradies, das den Standpunkt des Storches bezeichnet, in sieben. Gräsbicker (das Gössel, junge Gans) hat noch 4 andere Namen, die Egge (fickfack) noch 10 andere, so viel

1) Mir liegt durch Wossidlos persönliche Güte ein Sonderabdruck aus der Rostocker Zeitung Nr. 579 vom 11. Dezember 1892 vor.

Digitized by Google

nennt Wossidlo wenigstens an dieser Stelle. Der Raubvogel (giervagel) hat sogar 13 verschiedene Namen erhalten. In einigen Fassungen muß das Gössel dem Rebhuhn (tilsitt) und der Raubvogel dem Fuchs (gierworm) weichen. Der Beobachtungsort ist auch die Wiese (up rebin) und der Baum (uppe quint). Ein 80jähriger Fischer in Fischkaten bei Wismar erzählte das Rätsel in folgender Form:

„oll grot jöljatt (Storch) uppe questin (Baum) satt, sach na'n essvagel (Krähe), wo de satt, de satt up kletthack (Egge), un fratt van de grisgräs (Pferd) so lang dat he dick wass."

Eine Holzwärterfrau in der Doberaner Gegend, die von ihrer aus Bargeshagen stammenden, etwa 1770 geborenen Großmutter her zahlreiche alte schöne Rätsel wußte, kannte folgende Form:

oll grot jöljatt up kabün satt, tosach wo de irdvagel (Krähe) den gräser (Pferd) vor de quaditt (Pflug) upfratt.

Aber selbst der Storch muß anderen Tieren weichen, z. B.:

Uns oll gälgap (Hahn) up't hoch rebün satt, hoch öwer kack, wo rewi (Katze) küken upfratt.

Nicht ganz so reich ausgebildet ist das Flohrätsel, das bis jetzt in 74 verschiedenen Fassungen vorliegt:

es kamen zwei weisse gegangen,
die nahmen den schwarzen gefangen,
sie brachten ihn nach wriwwelwripps,
von wriwwelwripps nach nagelspitz,
nagelspitz gab ihm den tod.

Andere Fassungen sind:

fünf weissgärbergesellen griffen einen rothgärbergesellen,
sie brachten ihn die wirbel und von da ins gericht,

oder:

fiw witt gäbel grepen na'n swarten gäbel
von buklow bet to wriwwlow,
von wriwwlow bet to knarkow,
von knarkow bet to't gericht.

oder:

dor güngen veir exeir,
de güngen all veir to beir,
se güngen hen na bukow,
dor kregen se enen gefangen,
se bröchten em hen vör't kikernest,
to nagelsdörp dor kreg he sinen rest.

oder:

ik güng mal ens hen harken,
dor fünn ik'n oll lütt farken,
dor güng ik mit von hickeritz na kikeritz,
von hakenborg na snakenborg,
dor würden em de knaken terbraken.

Digitized by Google

Ganz ähnliche Form hat das Rätsel vom Brotbissen:

da kamen zwei gegangen
die nahmen einen gefangen,
von Lipper nach Knaeker,
von Knaeker nach Haller,
von Haller nach Buker.

Ähnliche Variationen zeigen die Rätsel vom Menschen, von der Kuh, von Baum und Bach, Siebengestirn, Spinnrad, Wetterhahn, vom Schnee, wovon ich oben ein Beispiel angeführt habe. Die Klage der Ente oder des Kuhnhahns über zugefügte Unbill liegt in 22 Fassungen vor, z. B.

ik set vör min schündör un plust mi min plussplus,
dor kem de hushuss,
un störr mi an min plussplus!
he düwel to, kann ik min egen plussplus nich plusen!

oder:

ik satt vör minen herrn obersten sin dör,
un flickflackflust mi dorvör,
dor kem de herr un störr mi an min flederflack,
ich sprach, o herr, kann ik
min flederflack nich enmal
flickflackflusen hier!

An Stelle der Ente tritt der Kuhnhahn:

achter unsern hus steiht Peter Plus un plust sik;
dor kem de olle schürschliep un schlög em up de plürpliep:
du dunnerwetter — plus, willst din plusen laten!

Statt Ente und Kuhnhahn findet sich auch die Eule:

ik satt wol up de öwerdör,
un flikkflakkflust mi dorvör;
dor kem de plirrenplarrenplinten
släger un slög mi up min
plirrenplarrenplattföt;
dor säd ik: kann ik hier nich
sitten un pulen un platten mine plitten?
wat kümst du plirrenplarrenplintensläger un sleihst mi up
min plirrenplarrenplattfot.

Ich habe oben ein Rätsel angeführt, welches die Ohnmacht des Schnees ins rechte Licht stellt. In diese Kategorie gehören alle Rätsel, die Schnee und Sonne behandeln, wie z. B.:

kem'n vagel federlos,
flög up'n bom blederlos,
kem de jungfer wundergroß,
hülp den vagel federlos
von den bom blederlos.

Digitized by Google

Die Fachgenossen sehen, wie reich und erfinderisch die Phantasie des Volkes ist, wenn es gilt, die einfachsten Dinge in humorvoller Weise zu umschreiben. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß der eine oder der andere uns aus einer anderen Gegend Deutschlands neues Material beibringt. Auch Rätselmärchen finden sich hier in Meklenburg in großer Zahl.

Interessant sind auch die biblischen Rätsel, die sich bei allen germanischen Völkern finden; auf sie haben schon Frischbier und andere aufmerksam gemacht. Aus Wossidlos reicher Ausbeute teile ich einige mit, von denen ich die meisten ebenfalls in wenig veränderter Form von Leuten aus dem Volke gehört habe.

1. wasser war das schloß,
und holz war der schlüssel,
der jäger jagt das wild,
das wild ist entgangen,
und der jäger ward gefangen.

Das Rätsel will den Durchzug der Kinder Israel durch das rote Meer schildern.

2. es lag ein mensch begraben tief,
sein grab mit ihm herumlief,
er war nicht im himmel,
er war nicht auf erden,
wo mag dieser mensch gefunden werden.

Auflösung: Jonas im Wallfisch.

3. auf der welt war's nich,
kein mensch hatt's nich,
der knecht gab's dem herrn,
der knecht hatt es selber nich,
und der herr gab's dem knecht wieder.
(Die Taufe.)

4. ein dorn ohne blum,
ein brot ohne krum,
ein spiegel ohne glas,
raht meine herren, was ist das?
(Christi Dornenkrone — die Abendmahlsoblate — Christi Augen.)

5. mann ohne mutter,
pferd ohne futter,
feuer ohne hitz,
turm ohne spitz.
(Gott — Rosse des Elias — Die Männer im feurigen Ofen — Der Turm von Babel.)

Diese wenigen Proben werden zeigen, wie groß der Reichtum unseres Volkes an alten und gehaltvollen Rätseln ist.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Digitized by Google

13.

Gigerl.

R. Sprenger bringt diesen Ausdruck mit dem Namen Gigl — Ägidius zusammen. In Österreich leiten viele das Wort von Geck ab, welche Deutung er auch anführt. Man könnte allenfalls noch an das englische gig denken, weil abenteuerlich geputzte Modegecken sich gern in leichten, einspännigen, zweiräderigen offenen Gabelwagen sehen lassen. Der vielbesprochene Ausdruck ist, so weit sich das nachweisen läßt, zuerst von dem Zeichner des „Figaro" Hans Schließmann angewendet und dann von Ed. Pötzl und Vinzenz Chiavacci in Wiener Skizzen gebraucht worden.

Das Wort „Gigerl" kommt in früheren Dialektschriften nicht vor. Es dürfte von Gockel (— Hahn), Deminutivum: Gockerl, beziehungsweise von der bisweilen gehörten Nebenform Gickel, Deminutivum: Gickerl gebildet sein. Wie der Hahn einherstolziert, so hatten sich die Laffen, die man „Gigerln" nannte, herausgeputzt. Der Vergleich lag nahe.

Mein Gewährsmann, den ich für einen der gründlichsten Kenner Wienerischer Spezialitäten halte, will indessen nicht behaupten, daß diese Erklärung die richtige ist. Man wird eben in dieser Frage überhaupt schwerlich einen festen Boden gewinnen.

Bemerkenswert scheint mir die Wandlung des Genus. Gigerl war vor Jahren noch ein Maskulinum; jetzt kennt man ausschließlich nur die Form „das Gigerl".

Brünn. **Raimund Dundatschek.**

14.

Wo ist die Ztschr. VI, 497 u. 784; VII, 141 u. 501 mitgeteilte Kinderpredigt entstanden?

Hoffentlich wird es mir nicht als Kleinigkeitskrämerei ausgelegt, wenn ich zwei mir bekannte Fassungen der Kinderpredigt zu den vier hier bereits mitgeteilten füge. Ich thue es, um etwas zur Lösung der Entstehungsfrage dieses Kindergedichtes beizutragen. Ich gebe zunächst den Text so, wie ich ihn selbst als Junge in meiner die nordwestmeißnische (Döbeln-Borna) Mundart sprechenden Vaterstadt Geithain hergesagt habe. Eingeklammert habe ich die geringen Abweichungen, welche die Predigt in der südostmeißnischen Stadt Nossen (Dresden-Freiberg) nach mir zugegangenem Berichte zeigt. Durch ' sind die drei Versshebungen markiert, lange Vokale sind durch Doppellaut, kurze betonte entgegen dem wissenschaftlichen Prinzip durch Verdoppelung des darauffolgenden Konsonanten bezeichnet:

Digitized by Google

I.

1. Iir dïiner meíne Hárrn!
   Keene Ábbel sinn kéene Bárrn,
2. Keene Bárrn sinn kéene Ábbel.
   De Wórrschd hadd dswée Dsíbbel (Dsábbel),
3. Dswee Dsíbbel hádd de Wórrschd.
   Dr Báuer leíd gróosen Dórrschd (Hunnger unn Dórrschd),
4. Groosen Dórrschd (Hunnger unn Dórschd) leíd der Báuer.
   Das Lääwen wárrd iim sáuer,
5. Saúer wärrd íim das Lääwen.
   Dr Wéinschdukk dráächd fiil Rääwen,
6. Fiil Rääwen dráächd der Wéinschdukk.
   Kee Kállb íss kee Dsíichnbukk,
7. Keé Dsíichnbukk iss kee Kállb.
   Meine Hárrn (Hääm Se meine Härrn), meine Bréedchd iss hállb.

II.

1. Hállb íss de Bréedichd.
   Dr Bróodschránnk iss léedich,
2. Léedich íss der Bróodschrannk.
   Kee Dísch iss kéene Óofnbannk,
3. Keene Óofnbannk íss kee Dísch.
   Inn dr Sée lääm (sinn) fíil Físch,
4. Fiil Físch lääm (sinn) ínn der Sée.
   Dr Húnnd hadd fíile Flée,
5. Fiil Fléee hádd der Húnnd.
   Kee Fárrdel wíichd kee Fúnnd (Bfunnd),
6. Kee Fúnnd (Bfunnd) wíichd kee Fárrdel.
   De Báuermäädchn draachn schéene roode Gárrdel.
7. Scheene róode Gärrdl dráachn de Báuermäädchn.
   Keene Máus iss kee Róodkäälchn,
8. Kee Róodkäälchn iss keene Máus.
   Meine Hárrn (Hääm Se meine Härrn), meine Bréedchd iss áus.

Man beachte, wie dem Versbau entsprechend bald die mundartliche, bald die schuldeutsche Form genommen ist, so Breedchd und Breedichd! Als Stadtjunge habe ich das Gedicht natürlich im Stadtdialekt gehört; flüssiger würde es im meißnischen Dorfdialekt lauten, so II 6: Dä Bäuermäächn (määdln) droin schiine ruude Gärrdel. Kennt jemand das Gedicht im meißnischen Dorfdialekt?

Offenbar ist dasselbe da entstanden, wo die Bauernmädchen rote Gürtel tragen oder doch trugen. Im Meißnischen thaten dies früher thatsächlich die Gutsbesitzerstöchter (Bauernmädchen) beim Melken u. dergl. zum Unterschied von den Mägden, die nur einen Strick umbinden. Wie ist es in Thüringen?

Der erste Teil der beiden meißnischen Fassungen weicht nur ganz unwesentlich von der VII, 501 von Fränkel mitgeteilten Leipziger ab,

Digitized by Google

um so mehr der zweite, in dem ist nur das erste und letzte Reimpaar ähnlich, und die meißnischen Fassungen sind um vier Reimpaare reicher. Infolge davon zerfällt die Predigt den Worten meine Bréedchd iss hallb entsprechend in zwei fast gleich große Hälften. Ich vermute daher, daß die meißnische Gestalt dem Urtexte am nächsten kommt; vielleicht war dieser um ein Reimpaar im ersten Teile reicher; dann wären die beiden Hälften vollständig gleich, also Hälften im engeren Sinne des Wortes. — Dsäbbel = Zipfel ist den meisten meißnischen Mundarten fremd; diese Form weist nach der thüringischen Grenze oder nach Thüringen selbst. Ehe aber von dort oder anderswoher eine größere und symmetrische Fassung der Kinderpredigt erbracht wird, vermute ich, daß diese im Meißnischen wahrscheinlich westlich von Borna gegen die Altenburger Grenze hin entstanden ist.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

R. Günther, 1. Seminarlehrer in Eckernförde, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, Präparandenanstalten und Schullehrerseminare unter Benutzung der Deutschen Sprachlehre von Otto Schulz. Berlin 1889. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 116 S.

Der Verfasser gliedert seine Sprachlehre in 2 Hauptteile: Satz- und Wortlehre. Die Laute behandelt er mit innerhalb dieser auf 9 Seiten (S. 84—92). Wiewohl er, was ich vollständig billige, von der Satzlehre ausgeht, räumt er doch der Wortlehre den größten Platz ein, nämlich 67 S. (43—83 und 93—116). Da sein Buch eine „für den Gebrauch an den Seminaren nach den Kernschen Grundsätzen" bearbeitete Sprachlehre sein soll, so erregt wohl die Satzlehre das meiste Interesse. In derselben erweist er sich als einen strammen Schüler Kerns. Er stellt erst den Begriff von Satzaussage und dann den von Satzgegenstand fest. Daß sprachgeschichtlich das Prädikat wichtiger als das Subjekt ist, weiß ich; in der Schule sollen jedoch die Schüler vor allem zu logischem Denken angehalten werden. Wenn aber der Schüler denken soll, so muß ihm doch zunächst der Gegenstand, über den er denken soll, zu Bewußtsein gebracht werden. (Von wem wird in diesen Worten etwas erzählt?) Sicherlich ist es doch natürlicher, sich einen Gegenstand, womöglich einen konkreten, ohne Prädikat vorzustellen, als, wie der Verfasser will, einen „Zustand" ohne einen Gegenstand, der sich in diesem befindet. Schade, daß der Verfasser uns nicht sagt,

Digitized by Google

wie er in der Schule die Besprechung des einfachen Satzbaues mit der Satzaussage beginnen will. Etwa: In welchem Zustande befindet sich hier etwas? — oder: Welcher „Zustand haftet" hier an etwas? — Wir fürchten, daß dann an der Klasse der Zustand des Schweigens haften werde. — Wenn der Verfasser S. 18 definiert: „Einfache Sätze sind solche, in denen kein Satzglied durch einen ganzen Satz ausgedrückt ist" — und: „Zusammengesetzte Sätze oder Satzgefüge sind solche Sätze, in denen ein oder mehrere Glieder aus ganzen Sätzen bestehen"; — so reißt er offenbar nicht bloß die sogenannten zusammengezogenen Sätze (was ich billige), sondern auch die Satzverbindung aus der Gruppe der zusammengesetzten Sätze heraus, ja scheint die Satzverbindung sogar zu den einfachen zu rechnen; denn er führt als Beispiel eines einfachen Satzes S. 18 an: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel größtes aber ist die Schuld". Nun lehrt er aber vorher S. 16: „Nicht bloß Satzglieder, sondern auch ganze Sätze werden so mit einander verbunden, daß beide ein Ganzes, eine Satzverbindung bilden". Folgerichtig ist nach ihm die Satzverbindung ein *einfacher* Satz, der aus der Verbindung von *mehreren* ganzen Sätzen besteht. Löblicherweise gruppiert er die Haupt- und Nebensätze nach logischen Gesichtspunkten, in Behauptungssätze u. s. w., sowie in Subjektssätze u. s. w.

Die Wortlehre behagt mir im allgemeinen viel besser als die Satzlehre. Warum gebraucht der Verfasser „Vorwort" für den längst üblichen und passenderen Ausdruck „Verhältniswort"? „Halber" kann doch kein Vorwort sein. — Es freut mich, daß der Verfasser hinsichtlich der ablautenden Verben den neueren Standpunkt vertritt, indem er S. 74 in Verben wie nehmen, sehen den Vokal e als den älteren, der sich in den Formen nimmst, nimmt, nimm, siehst, sieht und sieh in i wandelte, erklärt; gleichwohl begeht er in der Lautlehre (S. 87) den Fehler, daß er ahd. lesan aus got. lisan durch Brechung entstehen läßt, während doch auch hier, ganz wie bei sehen und nehmen, die Form mit e, also die althochdeutsche, die ältere ist. — wandeln und wandern und schütteln und schüttern (S. 90) sind keine Beispiele für den lautlichen Wechsel von r und l, sondern für Ableitungen mit dem r-Suffix und l-Suffix von ein- und demselben Stamme, und zwar gehen wandeln und wandern zunächst auf die mittelhochdeutschen Substantive wandel und wander zurück, die ihrerseits von dem Stamme wand (in winde, wand, gewunden), das eine mit dem l-Suffix, das andere mit dem r-Suffix, gebildet wurden.

Ehe vorliegendes Buch praktisch verwendbar ist, muß es noch sehr gründlich durchgearbeitet werden.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Digitized by Google

Gotthold Ludwig Klee. Tiecks Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig-Wien. Bibliographisches Institut. 6 Mark.

Der erste Band dieser neuen, ausgewählten Tieck-Ausgabe, die der Gräfin Baudissin gewidmet ist, enthält außer dem Vorwort des Herausgebers eine ausführliche Beschreibung von Tiecks Leben und seinen Schriften. Ein schönes Autogramm und ein treffliches, bis dahin nicht veröffentlichtes Bild Tiecks aus dem Jahre 1838, von Stieler in Dresden gemalt, sind dem Bande beigefügt, beides wertvolle Gaben aus dem Besitz der Landrätin Klara von Treutler, einer Enkelin Tiecks. Dann folgt eine Auswahl der Gedichte: das Trauerspiel „der Abschied", der gestiefelte Kater, Genoveva, Aufzug der Romanze aus dem „Oktavianus".

Im zweiten Bande stehen die Novellen: der blonde Eckbert, die Freunde, der Runenberg, die Elfen, der Pokal, die Gemälde, der Geheimnisvolle, Musikalische Leiden, der 15. November.

Im dritten Bande sind weitere Novellen vertreten: der Gelehrte, des Lebens Überfluß, der Aufruhr in den Cevennen. — Was im allgemeinen den Wert der Kleeschen Ausgabe ausmacht, bezieht sich zunächst auf deren ästhetische Seite. Mit großem Geschmack hat der Herausgeber aus den 20 Bänden der Tieckschen Werke das Wesentlichste herausgehoben, das für unsere realistische Zeit selbst schmackhaft zu sein schien. Das trifft vor allem die mehr als 400 Gedichte Tiecks, zum Teil in seine Werke verstreut, die in dieser Anzahl entschieden nur erschlaffend auf den Leser gewirkt hätten. Hier, unter diesen 42 Stück sind wirkliche Perlen der Poesie, so die „Nacht", so der bekannte „Arion", so das schäkernde Lied „der Morgen" und der hübsche, noch nicht gedruckte Spruch „an die Verständigen" (im Besitz der Frau von Treutler). Schade, daß man, um Doppeldruck und Wiederholungen zu vermeiden, das berühmte Lied „Waldeinsamkeit" nicht unter die Gedichte eingereiht hat, sodaß man nun dies Gedicht in mehreren Stücken sich aus dem blonden Eckbert zusammensuchen muß.[1])

Diese geschmackvolle Blütenlese erstreckt sich nun auch auf die anderen Werke Tiecks. Wenn ich hier einen Wunsch äußern dürfte, so wäre es der, die ausgedehnte blasse „Genoveva" hätte ausgeschieden werden können. Und in der That hat der Herausgeber auch lange geschwankt, (I, 178), ob er sie den Lesern darbieten solle oder nicht, und nur der Gedanke, daß Tieck sie selbst als eine Epoche in seinem Leben bezeichnet,

1) Wurde II, 5 die Ouvertüre zum blonden Eckbert von Ernst Rudorff erwähnt, so verdiente auch der Nennung die äußerst zartsinnige, vierstimmige Komposition der „Waldeinsamkeit" von Moritz Hauptmann.

Digitized by Google

hat den Ausschlag gegeben. Wenn aber an derselben Stelle von Klee der „Blaubart" so hoch gestellt wird, so hätte ich dafür gern eine der Novellen verschmerzt und diesen hineingezogen gesehen. Schließlich würde ich gern noch die kritische Seite Tiecks in einem Abschnitte vertreten wünschen, in den vielleicht Musterstücke deutscher Prosa, wie derjenige über Shakespeare in dem ersten Briefe, oder die Einleitung zu den Minnesängern oder zu Kleists Werken oder einige Briefe, wie der über die Aufführung des Prinzen von Homburg zu verweisen waren. Denn daß auf Tieck als Kritiker ein starkes Schlaglicht fallen muß, hebt Klee selbst mit Recht in der Biographie hervor.

Am verdienstlichsten aber ist bei dieser Herausgabe die philologische Seite, insofern nämlich auch dieser Romantiker in ähnlich kritischer Weise bearbeitet werden kann, wie wir es von den Altmeistern unserer Germanistik, wie wir es von einem Lachmann für Lessing in mustergiltiger Ausgabe vorgemacht bekommen haben.

Das trifft insonderheit die Herstellung des Textes. Es erscheint mir gerade bei Tieck ungemein wertvoll, daß zu einer richtigen Rekonstruktion desselben zu gelangen versucht worden ist, bei Tieck, wo die Schnelligkeit der Entstehung und des Druckens gewiß manchen Irrtum mit unterlaufen ließ. Was hat ein solches Zurückgehen auf die ersten Ausgaben, z. B. bei H. v. Kleist durch Reinhold Köhler für Segen gebracht. Ob hier sogar ein Einblick in die Tieckschen Manuskripte (in Berlin) zweifelhafte Fragen entscheiden könnte, wage ich nicht zu bestimmen. — Es sind jedem Bande „Lesarten" von Klee beigegeben, nicht unbedeutsam oft in ihrer Unscheinbarkeit. Wo nun offenbare Versehen in den Personen- oder Ortsnamen verbessert sind (Chaila für Chably), halte ich das Verfahren für richtig. Man weiß, wie die früheren Jahrzehnte mit Namen umsprangen. Anders wird es, wenn an fraglichen Stellen bloß die „Schriften" in Betracht kommen und von ihnen abgewichen ist. Aber auch da noch sind einige Druckversehen mit schlagender Richtigkeit als solche erkannt und verbessert, z. B. I, 336 erschüchtert statt erschüttert; I, 354 Nachgedanken statt Nachgedanken. Doch scheint mir hier schon große Vorsicht und sorgsamste Erwägung geboten; denn das, was uns heute als das Naheliegendste erscheint, beabsichtigten die Romantiker oft nicht und zogen das Entferntere, Dunklere vor. Dazu kommt, daß Tiecks Berlinertum ab und an für eine kleine Sprachsünde im dritten und vierten Fall verantwortlich gemacht werden muß, wie dies ja auch jüngst Weißenfels für den Frankfurter Kleist gethan hat. So müssen ganz richtig — wie Klee auch befolgt hat — I, 326 „Was" und II, 84 „an den kleinen Hund vorüber" stehen bleiben. Am zartesten jedoch sind die Fälle zu behandeln, wo alle Ausgaben für die seltenere Lesart eintreten und

Digitized by Google

Klee abweichen zu müssen glaubt. Öfters geschieht dies auch hier selbst mit Recht, z. B. II, 403: wilden statt milden; oder die sehr gute Verbesserung II, 150: sie statt sich. Doch scheint mir unverändert mehr nach Tieck zu schmecken II, 153 Z. 14—16 (was sich grammatisch auch erklären läßt); II, 171, 6[1]); II, 233, 7; III, 30[2]); III, 189, III, 20: „setzt" zu „setze" zu ändern sehe ich keine Notwendigkeit ein; der Anruf „Werner" bezieht sich mehr auf das Hereinkommenlassen; das „setzt" entspricht dem „macht" und klingt ungekünstelter. An anderer Stelle hätte sogar die vorgeschlagene Lesart gleich in den Text aufgenommen werden sollen, da sie unzweifelhaft das Richtige bietet: z. B. III, 363: Gebärden; II, 358: Kapellmeister (damit fiel die Anmerkung 2 auf S. 358 weg). Der „feine" II, 355 Z. 30 scheint bei Klee Druckfehler statt „seine". — An einer Stelle ist das Verzeichnis der Lesarten nicht ergiebig genug: das ist für die sehr dunkle Satzkonstruktion im „Arion":

Des Fisches Sinn zum Dienst gezwungen,
Naht er mit ihm der Felsenbank,
Er landet, hat den Fels errungen u. s. w.

Die Anmerkung I, 22 giebt zur 1. Zeile an, es sei eine freie, absolute Partizipialkonstruktion. Nun ist mir aber nicht eine einzige ähnliche Stelle in so vielen Schriften Tiecks aufgefallen, der meist solche Härten, wie sie Kleist lieben würde, dringend vermeidet.[3]) Die „Lesarten" besagen, die „Schriften" hätten: „naht schon", das versehentlich aus der früheren Gestalt des Gedichtes stehen geblieben sei. Ja gewiß, denn dann wird die Konstruktion erst recht falsch und geht auf „Sinn". Der erste Druck in den „Phantasien über die Kunst" von 1799 enthält das Gedicht zum ersten Male und da lautet der Vers: „Er naht sich schon der Felsenwand". Die Romanze wurde später in den umgearbeiteten „Sternbald" (1843, Schriften Bd. 16) in veränderter Gestalt aufgenommen und danach hat Klee den obigen Text acceptiert, der mir aber in der sonst so leicht gehaltenen Bauart des Gedichtes gar nicht zusagt. Passender hätte man doch wohl bei diesem schönen Gedicht, welches mit Recht das lehrhafte Schlegelsche über denselben Gegenstand übertrifft, die Lesarten aufgenommen, die schon 1821 in der Hilscherschen Dresdener Ausgabe

1) Von Klee gelassen. („einer" statt „seiner".)

2) Vergl. den umgekehrten Fall bei Schiller: Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er.

3) Ich kann aus Goethe nur ein Beispiel anführen: „Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwickelung auf schmerzlichen Mißverhältnissen." — Bei Kleist sehr oft:

„Und eben von dem Rand ins Becken steigend,
Erblickt mein Aug . . . (Käthchen).

Digitized by Google

der Tieckschen Gedichte begegnet und von da (ich weiß nicht ob früher) in die meisten neueren Lesebücher übergegangen ist und folgendermaßen lautet:

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen u. s. w.

Nicht minder reichhaltig sind die Einleitungen zu den gegebenen Dichtwerken ausgestattet. Bei einer solchen Anordnung, die vielleicht die Verlagshandlung wünschte, entstand die große Schwierigkeit für den Herausgeber, nicht alles, was die biographische Einleitung schon enthielt, hier wieder durchzukramen und mit demselben Wissen an zwei Orten zu glänzen. Klee hat diese Klippe äußerst glücklich zu umschiffen verstanden. Mit größter Sachkenntnis werden zuvor immer die chronologischen Angaben über Entstehung, ersten Druck u. s. w. erledigt, sodann Urteile der Zeitgenossen und endlich die Meinung des Herausgebers mitgeteilt. Dabei sind die unendlichen Quellenschriften getreulich benützt, unter denen insbesondere Hayms grundlegendes Werk „die romantische Schule" und Köpkes „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters", wie auch Minors Auswahl in Kürschners Nationallitteratur manches beigesteuert haben. Daneben erleichtern ergiebige Fußnoten das Verständnis in Tiecks satirischen Stücken, wie in dem gestiefelten Kater[1]), der ja so von Anspielungen auf damalige Theaterverhältnisse und Litteraturereignisse wimmelt, daß eine Verweisung am Platze erscheint. Wie schwer aber eine solche oft zu gewähren ist, weiß der Kenner am besten zu schätzen. Hierbei sei allerdings nicht verschwiegen, daß in diesen Anmerkungen oft des guten zu viel gethan wurde, so I, 42 flg., wo der Ort Siena als im Toskanischen liegend erklärt wird, oder I, 21, Arion habe um 625 v. Chr. auf Lesbos „geblüht" (ἀκμή). Die Tieck wirklich lesen, werden auch soviel verstehen. Doch trifft dies Zuviel gar nicht Klee, sondern die Leiter der Verlagsanstalt, die solche Notbrücken zum Verständnis zu schlagen für nötig glaubten. In den philologisch-kritischen Teil der Ausgabe gehört auch die fleißige Chronologie der Werke Tiecks, die bei einer Auswahl um so erwünschter kommt, als sie eine Übersicht über Tiecks großartige Gesamtthätigkeit ermöglicht. Tieck hat selbst in der Ausgabe von 1821 einen ähnlichen Versuch für seine Gedichte gemacht, der hier benutzt werden konnte. Aber auf alle Werke durchgeführt ist der Plan meines Wissens noch nicht und verdient rechte Beachtung, da eine Gesamtausgabe des Tieck bislang immer noch fehlt.

1) Abweichend wurde hier die 1. Ausgabe von 1797, nicht die gesamten Schriften zu Grunde gelegt.

Digitized by Google

Den anziehendsten Teil bildet die biographische Einleitung, in der Klees Erzählertalent wiederum sich von der angenehmsten Seite zeigt und die Liebe für den Dichter überall wohlthuend hindurchleuchtet. Dabei wird jedesmal in knappen Zügen der Inhalt der einzelnen Dichtungen umrissen und dem Leser ein gedrängtes Bild der wunderbaren Dichterwerkstatt entworfen, wie es ja auch Haym so schön gethan hat. Hier auf diesen 75 Seiten gewinnen wir einen staunenerregenden Einblick in die Vielseitigkeit jenes kleinen Mannes im Lehnsessel, jenes schmerzgeplagten Menschenkindes, dem kein Gebiet der Litteratur sich verschloß: eigene Dichtung in Vers und Prosa, lyrische und dramatische Schöpfungen, Übersetzungen aus fremden Sprachen, Kunstmärchen, Beschäftigung mit den alten deutschen, sowie mit den neueren deutschen Dichtern, praktische Vorlesungen eigener oder fremder Werke, dramaturgische Thätigkeit an verschiedenen Theatern — wenn man ein Leben wägen darf nach der Vielseitigkeit seiner Anregungen, so wiegt das Tiecksche gewiß schwer genug, wiegt viele Zeitgenossen reichlich auf. Es betont Klee mit Recht die Übersetzer- und Herausgeberthätigkeit. Was hätten wir von Shakespeare in mustergiltigen Übertragungen, wenn Tieck nicht damit voranging, wenn er nicht für seine Tochter Dorothea und für Wolf Baudissin der ewig treibende Stachel war, Schlegel Ebenbürtiges zu leisten? Was hätten wir von Cervantes, was von Lenz, was von H. v. Kleist, wenn er nicht unermüdlich ihnen die Wege bereiten half, wenn er nicht Kleists herrliche, langverkannte Dramen vorlas und herausgab mit einer Wärme der Überzeugung, mit einer Vorempfindung des Bedeutenden, daß er uns hier sogar etwas Prophetisches gewinnt? Bleibt er doch bis 1848 der einzige Biograph Kleists, regte er doch selbst E. v. Bülow zu dem verdienstlichen Buche „Kleists Leben und Briefe" an! Wir können daher gern in die Worte Klees mit einstimmen: „Tiecks Name aber ist mit unauslöschlichen Lettern auf die Tafeln der deutschen Geistesgeschichte geschrieben. Die Zeugen seiner hinreißenden Vorlesekunst, seiner kindlichen Gutmütigkeit, seiner geistsprühenden Unterhaltung, seiner ganzen vornehmen, durch edelste Bildung des Geistes und Herzens unwiderstehlichen Persönlichkeit werden bald dahingeschwunden sein. Aber sein begeistertes Wirken für die Einbürgerung des Cervantes und namentlich Shakespeares, für die Würdigung der Volksbücher, Kleists und so manch anderer verkannter Dichter und Dichtungen, für die Hebung des deutschen Theaters und die Läuterung des litterarischen Geschmacks — dies vielseitige und unermüdliche Wirken würde allein hinreichen, ihm bei der Nation ein dankbares Gedächtnis zu sichern."

Was will dagegen sagen, wie unsere Zeit über ihn denkt? Denn sie denkt, wie über Jean Paul, sehr gering über ihn und ist auf dem besten

Digitized by Google

Wege, ihn ganz zu vergessen. Dazu hat sie von ihrem Standpunkte wohl recht, der auf das Reale drängt, der alles Metaphysische verabscheut oder es nach den Gesetzen der Wirklichkeit sich klar macht und zerkleinert. Da ist denn Tieck unmöglich. Und ich selbst will mir es nicht verhehlen, daß ich nach einigen der beliebtesten Novellen von ihm, wie dem blonden Eckbert oder dem Runenberg, in eine Art Stimmung von seelischer Seekrankheit geraten bin und erst wieder bei dem Heiler aller Sentimentalitäten, bei Lessing, Luft schöpfen mußte. Aber das kann die historische Würdigung des Mannes nicht beeinflussen und darf es nicht. Und von dieser Seite begrüße ich die fleißige neue Ausgabe als ein Zeichen historischer Vertiefung in eine längstvergessene Zauberzeit. Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, das Urteil Wilhelm Schlegels aus dem Jahre 1800 über Tieck hinzuzufügen, das dieser scherzend in Jena zum besten gab. „So oft hört man, wie dieser und jener wünschte, wegen Geschäfte und Zeitmangel nur das beste, allerbeste eines Dichters zu lesen und ihn in kürzester Zeit ganz kennen zu lernen; er wünscht gleichsam die Quintessenz seines ganzen Wesens wie den Saft einer Zitrone schnell und für immer sättigend zu genießen. „Genoveva" und noch mehr der „Lovell" sind zu weitläufig, nicht weniger der „Zerbino", „Kater" und „Verkehrte Welt" mystisch und unverständlich, und selbst „der blonde Eckbert" füllt mehr als einen Bogen; aber die wahre Quintessenz deiner Dichtung, Freund, die man jedem Verehrer als den Inhalt deines Wesens zum Genuß und Verständnis reichen kann, sind diese Verse:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut',
In ew'ger Zeit:
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Wem das noch zu weitläufig ist, diesem Freunde der Litteratur möchte nicht zu helfen sein." — Er hätte noch jenes wunderbare Stimmungsbild in vier Zeilen anreihen können, nicht nur ein geflügeltes Wort, sondern auch ein Schlagwort für die ganze Romantik:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht! —

Die Ausstattung der drei Bände ist musterhaft. Der Tieck reiht sich der übrigen Bibliothek des bibliographischen Instituts stilvoll ein und sei jedem Liebhaber aufs angelegentlichste empfohlen.

Geschrieben an Tiecks Geburtstag, 31. Mai 1893. **R. Kade.**

Digitized by Google

Paul Schumann, Sprachliche Betrachtungen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1893. 80 S. Preis 1,50 M.

Der Verfasser hat eine Reihe von Aufsätzen, die früher in Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind, in dem vorliegenden Bändchen unter dem Titel „Sprachliche Betrachtungen" vereinigt. Es sind folgende: 1. Zur Verdeutschung der grammatischen Kunstausdrücke durch den deutschen Sprachverein. 2. Umstandswörter bei Hauptwörtern (teilweise Erneuerung u. s. w.). 3. Die zehn Wortklassen. 4. Schlechtes Deutsch (Hauptwörter auf ung und stattfinden; stattgehabtes Manöver; seitens, von seiten; der Andrang ist ein kolossaler). 5. Leideform und Zukunftsform. 6. Name und Begriff der deutschen Zeitformen. 7. Die logischen Kategorien in der Sprachlehre. 8. Von der neuen Rechtschreibung. — Wenn auch der Verfasser mehr vom logischen als vom geschichtlichen Standpunkte aus die Sprache betrachtet, so sind doch seine Darlegungen auf sorgfältige Beobachtung gestützt und mit feinem Sinne für das Richtige und Schöne ausgeführt. Auch sehen wir ihn nirgends in engherziger Kleinlichkeit befangen, einen gesunden Fortschritt in unserer Sprachentwickelung erkennt er lebhaft an, und nirgends will er das Leben der Sprache durch zu eng gefaßte Regeln gehemmt wissen (vergl. z. B. die Ausführungen S. 19 flg. über adjektivisch gebrauchte Adverbien auf — weise). Wir empfehlen die Schrift, die aus warmer Liebe zu unserer Muttersprache hervorgegangen ist, aufs beste allen, die es für eine Ehrenpflicht halten, die Muttersprache denkend zu gebrauchen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Litteratur.

Schernbergs Spiel von Frau Jutten und der Theophilus.

(Nachtrag zu Germania XXV, 235.)[1])

In Haages Dissertation[2]) handelt das zweite Kapitel über den Dichter und die Tradition des geistlichen Schauspiels. Hier werden uns die Zusammenhänge der Jutta mit vielen anderen Spielen, namentlich aber mit dem Theophilus gezeigt. Was hier im Rahmen einer umfassenderen Darstellung erwiesen wird, ist der Gegenstand einer besonderen Abhandlung von Anton Reichl über „die Beziehungen zwischen Schernberks spil von fraw Jutten und dem Theophilus", die in einem Programm des Gymnasiums zu Arnau in Böhmen vom Jahre 1890 erschienen ist. Dieses Programm ist nun auch bibliographisch eingereiht im vorletzten (13.)

1) Diese Notiz war für die Germania bestimmt, konnte aber, da die Germania nicht weiter erscheint, dort nicht Aufnahme finden.

2) Bei dieser Gelegenheit eine Berichtigung. Im Titel der besprochenen Dissertation muß es natürlich Dietrich Schernberg, nicht Scherenberg heißen.

Digitized by Google

Jahrgang des Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie (1892), und zwar sogar zweimal: XIV, 67 und XV, 129. Haage hat dieses Programm nicht gekannt, das zeitlich seiner Dissertation vorausgeht; er hat es aber auch schwerlich vor Abfassung seiner Arbeit kennen lernen können. Jedenfalls ist seine Bemerkung nun nicht mehr zutreffend, daß die wissenschaftliche Speziallitteratur über das Spiel von Frau Jutten sich bis heute, d. h. bis zur Abfassung der Dissertation, thatsächlich auf meinen einstigen Aufsatz im Deutschen Museum vom Jahre 1862 beschränkte.

Reichl hat seinerseits meinen Aufsatz nicht gekannt. Für sein Thema hätte ihm die Kenntnis auch wenig genutzt. Nur für die Beurteilung einzelner Reime in der Jutta hätte ihm meine Auseinandersetzung vielleicht brauchbare Fingerzeige bieten können.

Daß Reichl seiner beschränkteren Aufgabe eine ausführlichere Behandlung und eine breitere Fassung gegeben haben werde, dürfte jeder von vornherein annehmen, der das splendid gedruckte Programm zur Hand nimmt. Inhaltlich stimmen beide Arbeiten, die von Haage und die von Reichl, im wesentlichen zusammen. Reichl aber nimmt mehr Rücksicht auf die verschiedenen Versionen des Theophilus. Am Schlusse seiner Abhandlung kommt er auch auf die Möglichkeit selbst auf die Wahrscheinlichkeit zu sprechen, daß dem Spiel von Frau Jutten zumal in seinen vorderen Partien und hier wieder vor allem in den Teufelsscenen noch andere Stücke zur Grundlage gedient haben und dafür wörtlich benutzt worden sind; doch bekennt er, es sei ihm nicht gelungen, solche Stücke aufzufinden; vielleicht seien diese verloren gegangen. Reichl mag nun in Haages Dissertation Belehrung suchen. Hier findet er eine ganze Reihe Stücke nachgewiesen, die von Schernberg benutzt worden sind, oder aus denen sich wenigstens Reminiscenzen bei ihm finden.

Rostock. **Reinhold Bechstein.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 8. August: Winteler, Naturlaute und Sprache, besprochen von Gustav Ehrismann. — B. Symons, De Ontwikkelingsgang der Germaansche Mythologie, besprochen von F. Kossmann in Haag. — B. Kahle, Die Sprache der Skalden auf Grund der Binnen- und Endreime verbunden mit einem Rimarium, besprochen von E. Mogk. — Adolf Sütterlin, Laut- und Flexionslehre der Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag, besprochen von Adolf Socin. — Arnold Schröer, Über Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakespeareforschung, besprochen von L. Proescholdt. — Theodor Eicke, Zur neueren Litteraturgeschichte der Rolandssage in Deutschland und Frankreich, besprochen von Ludwig Fränkel.

Zeitschrift für deutsches Altertum 37,3: Schröder, Über das spell. — Kögel, Beowulf. — Golther, Altdeutsche Funde aus der Münchener Bibliothek. 1. Bruchstücke aus Notkers Psalmen; 2. Bruchstücke aus Wolframs Parzival und Titurel. — Wrede, Hochfränkisch und oberdeutsch. — Henning, Zur Überlieferung von fara und -faro. — Derselbe, Angelsächsisch birel. — Jellinek, Gotica minima. — Kögel, Longob. fara. — Steinmeyer, Notkers Computus. — Ribbeck, Weiteres Urkundliche zu den Bruchstücken mittelrheinischer Hofdichtung.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 18,1: M. Spanier, Über Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft. —

Digitized by Google

F. Detter, Der Siegfriedmythus. — H. Fischer, Theotiscus. Deutsch. — J. Meier, Zum Reinhart Fuchs. — E. Sievers, Zur Lokasenna.

Neu erschienene Bücher.

Peter Lohmann, Geschichtsdramen. 3. Aufl. Leipzig, J. J. Weber 1890. 496 S.

Gustav Kettner, Über Lessings Emilia Galotti. Festschrift des Lehrerkollegiums zu Schulpforta zur Beglückwünschung der Landesschule zu St. Afra in Meißen zum 350jährigen Jubiläum. Naumburg 1893. 32 S.

Duden, Orthographisches Wörterbuch. 4. Aufl. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1893. 344 S.

Viktor Kiy, Hans Sachs. Sein Leben und Wirken, dem deutschen Volke geschildert. Leipzig, Karl Scholtze 1893. 85 S. Pr. M. 0,60.

J. Heuwes, Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers. Mit ausführlichen Erläuterungen. 128 S. Pr. M. 1.

Smetana, Der schriftliche Gedankenausdruck und seine Förderung in der Volks- und Bürgerschule. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 29 S. Pr M. 0,40.

Leopold Rotter, Lehrproben für die sachlich-sprachliche Behandlung deutscher Lesestücke. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 29 S. Pr. M. 0,40.

Franz Böhm, Die Pflege des mündlichen Gedankenausdrucks in der Volks- und Bürgerschule. Znaim, Fournier und Haberler. 1893. 33 S. Pr. M. 0,40.

Hugo Landwehr, Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elf Essays. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1893. 190 S. Pr. M. 2,40.

Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Berlin, Hans Lüstenöder. 1893. 228 S. Pr. M. 2.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 8. Aufl. Paderborn, F. Schöningh. 1893. 581 S. Pr. M. 3,50.

Ernst Stier, Stoffe für den Sprachunterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. 1. Abteilung: Sexta und Quinta, 75 S. — 2. Abteilung: Quarta und Tertia. 2. Auflage. 112 S. Braunschweig, Appelhans und Pfennigstorff. 1893.

Martin May, Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache, nebst einer Einleitung über die Keltogermanischen Sprachen und ihr Verhältnis zu allen anderen Sprachen. Erklärung der perusinischen (tuskischen) Inschriften und Erläuterung der eugubinischen (umbrischen) Tafeln. Leipzig, v. Biedermann. 1893. 299 S. Pr. M. 8, geb. M. 10.

Heinrich Kraeger, Joh. Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen, M. Heinsius. 1893. 165 S. Pr. M. 2,80.

Eduard Büttner, Orthographisches Übungsheft für Schüler. 3. Auflage. Berlin, Weidmann. 1893. 76 S. Pr. M. 0,60.

Joh. Christ. Aug. Heyses Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. 25. Auflage der Schulgrammatik Heyses. Vollständig umgearbeitet von Dr. Otto Lyon. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1893. XIV, 617 S. Pr. M. 4,50.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Feinde ringsum! Dies Wort des begeisterten Sängers, das im Anfang unseres Jahrhunderts für Deutschland galt, bezeichnet auch im Ausgange des Jahrhunderts wieder die Lage unseres Volkes aufs schlagendste. Von Osten und Westen, von außen und innen drohen Feinde, die mit hämischem Neid auf die herrliche Entfaltung deutscher Kraft und deutscher Art blicken und das in jungem Glanze erstandene deutsche Reich so gern in Trümmer schlagen oder in hinterlistiger Weise unterwühlen und vernichten möchten. Wir sind uns klar bewußt, daß diese Feindschaft unserem Volke aus seinen politischen und kriegerischen, aus seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Erfolgen erwächst, und darum dürfen wir mit berechtigtem Stolze mit Luther ausrufen: „Viel Feind, viel Ehr'". Der Unbedeutende hat keine Feinde, aber dem Erfolge heftet sich der Neid an die Sohlen und mit ihm die niedrigste und herbste Form der Feindschaft. Und wie der einzelne, der auf irgend einem Gebiete mit Erfolg thätig ist, bald von einer Schar von Neidern verfolgt wird, die jeden seiner Schritte mit widerwärtig schillerndem Blicke begleiten und ihm überall in heimtückischer Weise auflauern, so ist auch ein Volk, das sich seines Wertes bewußt geworden ist und sich mit stolzer Kraft den Weg zur Höhe gebahnt hat, sofort der Feindschaft gleichstrebender Völker ausgesetzt. Auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo, von St. Privat und Sedan haben wir uns endlich den Platz erstritten, der uns schon lange in dem Reigen der Völker gebührte.

Je glänzender aber diese deutschen Waffenthaten, je herrlicher ihre Erfolge waren, um so dringlicher ergeht an uns heute die Mahnung des Altmeisters Goethe: „Behaupte, wo du stehst!" Und wie jeder einzelne in seinem Kreise, wie jeder Stand und jeder Beruf mitwirken muß, das Errungene zu erhalten und zu fördern, so ist es vor allem die Aufgabe der Schule, der die Jugend und damit in gewissem Sinne die Zukunft unseres Volkes anvertraut ist, Herz und Verstand des heran-

1) Infolge meiner Besprechung des neuen Lehrplanes für die sächsischen Gymnasien ist mir eine überaus große Zahl beistimmender Zuschriften zugegangen, die zum größten Teile zugleich den Wunsch aussprachen, daß ich mich nun auch über den deutschen Unterricht auf dem Realgymnasium in unserer Zeitschrift äußern sollte. Ich komme diesem Wunsche durch den vorliegenden Aufsatz nach, dem ein Vortrag zu Grunde liegt, welchen ich in der Hauptversammlung des sächsischen Realschulmännervereines am 30. September 1893 zu Dresden gehalten habe und welcher nun hier in vielfach erweiterter Gestalt erscheint.

Digitized by Google

wachsenden Geschlechts in nationalem Sinne zu bilden und zu erziehen und dadurch mit darauf hinzuwirken, daß jene tiefe Erniedrigung, in die wir im Anfange unseres Jahrhunderts durch ein vaterlandsloses Weltbürgertum geraten waren, niemals wiederkehre. Freilich haben sich gerade dem Wirken der Schule in den letzten Jahrzehnten zahlreiche widrige Einflüsse entgegengestellt. Feinde ringsum! konnte auch die Schule vor wenig Jahren noch sagen. Und konnte es Wunder nehmen, daß gerade der Lehrerstand, der sich seines inneren Wertes und seiner hohen Weltstellung bewußt geworden war und sich in den letzten Jahrzehnten so kraftvoll entwickelt hatte, in seinem freudigen Aufstreben den Neid anderer erregte, die ihn nun, statt die staatserhaltende Autorität der Schule zu fördern, mit aller Kraft niederzuhalten suchten? Konnte es Wunder nehmen, daß zahlreichen Vertretern jener Weltanschauung, die nach dem Ausspruche des Dichters für „Sänger und Cirkusmädchen" rasch mit dem Lorbeer bei der Hand ist, für den Wert der ernsten Arbeit aber und vor allem der Erziehung auch nicht eine Spur von Verständnis oder Anerkennung hat, es höchst unbequem war, wenn die Schule die übeln Gewohnheiten rügte, welche von schlecht erzogenen Vätern oder Müttern auf die Kinder übergegangen waren? Dazu kam ein oberflächlicher, staatszersetzender Dilettantismus, der von den Fragen der Schule, um einen Ausdruck Luthers zu gebrauchen, soviel verstand wie der Esel vom Harfen, aber gerade deshalb mit um so größerer Dreistigkeit und Zungenfertigkeit unser Schulwesen in den Staub zu ziehen versuchte. Freilich war dabei die Schule nicht ganz ohne Schuld. Der Streit zwischen Gymnasium und Realgymnasium, der, soweit er sachlich und innerhalb der Fachkreise geführt wurde, manches Gute und Förderliche im Gefolge gehabt hat, war doch zuletzt so leidenschaftlich geführt worden, daß dabei einzelne Kämpfer die rechte Grenze überschritten und so weit gingen, das Gymnasium oder das Realgymnasium, je nach der Richtung, der sie angehörten, zu schmähen und dadurch dessen Ansehen zu schmälern. Nun bemächtigte sich eine stürmische Preßagitation der Frage, und damit war dem Dilettantismus Thür und Thor geöffnet. Die Zeit der preußischen Dezemberkonferenz zeigte den Streit und damit zugleich die Feindseligkeiten gegen die Schule auf dem Höhepunkte. Seitdem haben sich die Wogen geglättet, und das Erfreulichste dabei ist, daß die Schule ohne Schaden aus diesen Kämpfen hervorgegangen ist. Die weise Vorsicht und Besonnenheit unserer Behörden, die sich z. B. in glänzender Weise in dem bekannten Dezemberartikel Sr. Exc. des Staatsministers von Gerber (Dresdner Journal 11. Dezbr. 1889) aussprach, ihre Fürsorge und ihr Wohlwollen haben die Schule sicher durch alle drohenden Gefahren hindurchgeführt, und die Pflichttreue und besonnene Haltung des höheren Lehrerstandes hat das Wappenschild der Ehre aus

Digitized by Google

all den stürmischen Kämpfen jener Tage rein und unversehrt hervorgetragen. Des ist Zeuge die Thatsache, daß sämtliche Mitglieder der diesjährigen Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen in Wien von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und der gesamten kaiserlichen Familie in einem glänzenden Empfangsabende willkommen geheißen wurden, eine Ehre, die noch keiner Wanderversammlung widerfahren ist, aus welchen Berufskreisen sie sich auch zusammensetzte. Des ist Zeuge das Urteil aus dem spruchfähigsten Munde in Deutschland, den wir heute haben, aus dem Munde des greisen Fürsten Bismarck, der vor wenig Wochen in einer seiner gewaltigen Kissingener Reden es als ein besonderes Glück Deutschlands pries, daß wir ein Offizierkorps und Lehrerkollegien besitzen, die uns so leicht kein Staat der Erde nachmache.

So kann denn die Schule mit um so größerer Hoffnung auf Erfolg an das Werk nationaler Erziehung und Bildung gehen. Mitten in den Kämpfen unseres Zeitalters stehend wird sie trotz der zahlreichen Erscheinungen eines weichlichen Genußlebens und sittlichen Niederganges doch den gesunden Kern unseres Volkes, der noch keinen Schaden gelitten hat, und die eigenartige Größe unseres Jahrhunderts mit unbefangenem und ungetrübtem Blicke wahrnehmen. Keinem Jahrhundert ist das unsere so ähnlich als dem sechzehnten, das Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" mit Recht das *große Jahrhundert* genannt hat. Wie sich damals eine Wiedergeburt unseres Volkes vollzog, die zunächst von dem gewaltigen Kampfe auf *kirchlichem* Gebiete ausging, so hat sich in diesem Jahrhundert eine Wiedergeburt ereignet, die zunächst auf *politischem* Gebiete stattfand und von da aus alle Lebenskreise des Volkes ergriff. Wie sich damals an die kirchliche Bewegung unzählige Streitschriften anschlossen, die unser gesamtes Volksleben umzugestalten versuchten, so ist in unserem Zeitalter von der politischen Erhebung eine Bewegung ausgegangen, die unser ganzes Volk in eine gewaltige Gärung versetzt hat und dringend nach einer sittlichen und nationalen Wiedergeburt verlangt. Jeden Tag erscheinen neue Broschüren, Zeitungsaufsätze und Flugblätter, die alle nur möglichen und unmöglichen Vorschläge zur Erneuerung unseres innersten Lebens und zur Wiederherstellung unserer Art und Sitte enthalten. Kluges und Thörichtes, fein Durchdachtes und roh Hingeworfenes, Beachtenswertes und Abgeschmacktes, alles flutet wirr durcheinander, und niemand weiß, wohin die Bewegung treiben wird. Dennoch fühlt jeder, daß in diesem gewaltigen Hin- und Herwogen der Gefühle und Gedanken eine gesunde, alles mit sich fortreißende Kraft liegt, die einst, wenn die gärende Masse sich abgeklärt haben wird, doch etwas Gutes und Großes zu Tage fördern dürfte. Eine Bewegung von solcher Tiefe und Ausdehnung ist nur ein-

Digitized by Google

mal erst in unserm Volke dagewesen: im Zeitalter der Reformation, im sechzehnten Jahrhundert. Und wie damals eine neue Weltanschauung, der Humanismus, heraufstieg, der ein neues Menschheitsideal in sich barg, der eine Erneuerung der Wissenschaft und Kunst mit sich brachte und unsere Sprache und Dichtung im Laufe der Entwickelung in der Kunst Lessings, Schillers und Goethes zu hohen, herrlichen Zielen führte, so pocht auch in unserem Jahrhundert eine neue Weltanschauung an die Pforten der Welt, der Germanismus, der zum ersten Male in den Befreiungskriegen von 1813 wie ein wunderbares Meteor aufleuchtete und dann stetig und langsam mit siegreichem Schritte vorwärtsdrang, bis er 1870 mit gewaltigem Schlage seine lange genährte Kraft offenbarte und unser gesamtes politisches Leben auf eine neue Grundlage stellte. Und wie der Humanismus aus dem Wiedererwachen des griechisch-römischen Altertums hervorging, so erwuchs der Germanismus aus der Wiedererweckung des deutschen Altertums. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Bodmer die ersten Proben altdeutscher Minnelieder und der Nibelungen herausgab, da ahnte niemand, daß damit der Anfang einer ganz neuen Geistesrichtung gegeben war. Wie einst an der ersten Herausgabe griechisch-römischer Handschriften, so ging man auch an diesem weltgeschichtlichen Ereignis gleichgiltig vorüber. Und noch über ein halbes Jahrhundert hindurch blieb die Kenntnis des deutschen Altertums eine so unvollkommene, daß außer Herder, der bahnbrechend für die neue Weltanschauung des Germanismus geworden ist und das „dichterische Zeitalter der Minnesinger ein Phänomenon in der deutschen Geschichte" nannte, unsere klassischen Dichter nicht zu einer gerechten Würdigung unserer altdeutschen Dichtung durchzudringen vermochten. Selbst Herder erkannte den Wert der mittelhochdeutschen epischen Dichtung nicht, bekannte aber dabei freilich ganz offen, daß er die wenigsten der mittelhochdeutschen epischen Gedichte gelesen habe, es habe ihm dazu Lust und Muße gefehlt. Ganz ablehnend verhielt sich Schiller. Als im Jahre 1803 Ludwig Tiecks „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" erschienen waren, eine allerdings ganz mangelhafte Bearbeitung von 220 zum Teil recht unbedeutenden Minneliedern aus der Manessischen Handschrift, schrieb Schiller darüber: „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen sein. Welch' eine Armut an Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen; ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und

Digitized by Google

ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, — als die lange Weile."[1]) Und doch beginnt schon um dieselbe Zeit eine Wandlung in Schillers ganzer Kunstanschauung. Wie er in seinem Tell einen Stoff aus dem deutschen Altertum ergriff, wie er darin die Sprache einer alten Schweizerchronik vielfach anklingen ließ, und wie er in den reizenden tiefsinnigen kleinen Liedern in diesem Drama fast den Ton des Volksliedes traf, dessen Zauber ihm doch sonst ziemlich fremd geblieben war, so rief er noch auf dem Sterbebette die denkwürdigen Worte aus: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten, da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen." Wir sehen daraus, wie zuletzt die vordringende deutsche Bildung auch ihn ergriff, und wie er wohl noch ihr berufenster Bannerträger geworden wäre, wenn ihn nicht der Tod viel zu früh aus seiner Dichterlaufbahn gerissen hätte.

Auch Goethe verhielt sich ursprünglich ganz ablehnend gegen das deutsche Altertum. Noch im Jahre 1806 schreibt er in der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung" über „Des Knaben Wunderhorn": „Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrat ihrer Sammlungen, sowie aus allen vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir dann freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesänger ... hüten mögen."

Diese Geringschätzung, die unsere Klassiker dem deutschen Altertum und seiner Poesie entgegenbrachten, erklärt sich zum guten Teile daraus, daß die damaligen Ausgaben altdeutscher Dichtungen diese in ganz mangelhafter, roher und entstellter Form und noch dazu meist in schlechten Übersetzungen enthielten und daß man überhaupt die mittelhochdeutsche Sprache in jener Zeit nicht einmal richtig auszusprechen, geschweige denn zu lesen verstand. Schon Herder machte darauf aufmerksam, daß bei der rechten Beurteilung jener Dichtungen vor allem die Aussprache des Mittelhochdeutschen von ausschlaggebender Bedeutung sei. „Lesen Sie", schreibt er, „die Gedichte selbst und gewöhnen sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche von einem zarten Munde, der sich in den Resten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen, und Sie werden über die fließende Anmut und Süßigkeit der alten deutschen Sprache erstaunen." Noch heute kann man die Probe darauf machen, was die rechte, von Jugend auf geschulte Erfassung und Aussprache einer Dichtung für deren Wirkung zu bedeuten hat, wenn man sich beispielsweise ein Münchener Volksschauspiel ansieht, das von Berlinern dargestellt

1) Vgl. hierzu Karl Biltz, Zur deutschen Sprache und Litteratur. Potsdam 1888, S. 109 flg.

Digitized by Google

wird. Wie erscheint da das ganze Kunstwerk so platt und nüchtern, aber wie tritt seine ganze tiefe Innigkeit und gesunde Kraft in ergreifender Weise zu Tage, wenn man dasselbe Stück von den Mitgliedern des Münchener Gärtnerplatztheaters dargestellt sieht, allerdings dabei vorausgesetzt, daß man sich in die Anschauungsweise und Sprache des bayrischen Volkes hinreichend eingelebt hat, um alle Feinheiten nicht nur zu verstehen, sondern unmittelbar und lebendig zu empfinden.

Erst die Brüder Grimm und Karl Lachmann haben das Studium des deutschen Altertums auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt und unserem Volke damit das deutsche Altertum erschlossen. Schiller hat das geahnt, aber leider nicht mehr erlebt. Aber Goethe nahm teil an der allmählichen Wiedererweckung unserer Vorzeit durch die genannten Gelehrten und erwärmte sich immer mehr und mehr für die altdeutsche Dichtung, insbesondere für das Nibelungenlied. Während der dänische Dichter Adam Oehlenschläger noch aus dem Mai und Juni 1806 berichtet, wie Goethe in seinem Frankfurter Dialekt Stellen aus Friedrich Heinrich von der Hagens Übersetzung des Nibelungenliedes mit deutlichem Spotte vorlas, fing Goethe im Jahre 1807 an, sich mit dem Nibelungenliede eingehender zu beschäftigen, und sofort änderte sich sein Urteil bedeutend[1]): „Ein anderes Interesse", berichtet er in den Tag- und Jahresheften von 1807, „that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu zu sagen wäre. Ich kannte längst das Dasein dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christian Heinrich Müller (Myller)[2]) sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasierte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden. Nun aber ward, wie alles seine Reife

1) Karl Bitz hat in seinem dankenswerten Aufsatze „Die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen", a. a. O. S. 99 flg. vorwiegend abfällige Urteile zusammengestellt; vielleicht dienen diese Ausführungen dazu, seine Angaben zu ergänzen und nach der entgegengesetzten Seite hin abzurunden.

2) Prof. Chr. Heinr. Myller am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin hatte 1782—1784 auf Bodmers Anregung hin eine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh." veranstaltet, die auch das Nibelungenlied enthielt.

Digitized by Google

haben will, durch patriotische Thätigkeit die Teilnahme an diesem wichtigen Altertum allgemeiner und der Zugang bequemer."[1]) Nun machte Goethe in seinen Mittwochvorträgen die Damen mit der Dichtung bekannt, er ging unmittelbar an das Original heran, nahm es Zeile für Zeile durch und gab unmittelbar aus dem Urtexte eine verständliche Übersetzung jeder Zeile; er verfertigte sich ein Verzeichnis der Personen und Charaktere, Aufsätze über Lokalität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften u. s. w. und entwarf sogar zu dem ersten Teile eine Karte.[2]) „Hierdurch," fährt Goethe in seinem Berichte fort, „gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten anhaltenden Bemühungen deutscher Sprach- und Altertumsfreunde besser zu beurteilen, zu genießen und zu benutzen wußte." Schon in den Tag- und Jahresheften 1806 hatte Goethe von seiner „Vorliebe" für die Nibelungen gesprochen, die „einen eigentlichen Nationalanteil gewonnen hätten", und in den Tag- und Jahresheften 1809 kommt er wieder darauf zu sprechen in den Worten: „In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und romantische Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene und immer besser gelingende Übersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; ... zugleich war nichts natürlicher, als daß man deutsche Sprachaltertümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt (Wilh. Grimm) unter uns mitwirkte, indes ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefrischt wurde." Den fortgesetzten lebhaften Anteil Goethes an den altdeutschen Studien bekunden besonders auch die Briefe Wilhelm Grimms an Goethe (Goethe-Jahrb. IX, 20 flg.), und als im Jahre 1827 Simrocks Nibelungenübersetzung erschienen war, plante er einen Aufsatz über diese, zu dem er ein uns glücklicherweise erhaltenes Schema entwarf, aus dem hier nur folgende Stichworte

1) Durch v. d. Hagens Übersetzung, die der Übersetzer an Goethe gesandt hatte. Goethe dankte dafür am 18. Oktober 1807; in einem anderen Briefe an F. v. d. Hagen vom 11. September 1811 giebt er der Hagenschen Behandlungsweise seinen Beifall, indem durch diese die Gedichte uns näher gebracht würden „um so mehr als das Rohe und Ungeschlachte, was sich an ihnen finde, zwar dem Charakter jener Zeit angemessen, auch bey der historischen Würdigung wohl nothwendig zu beachten, keineswegs aber zur wahren Schätzung nöthig und dem Genuß durchaus hinderlich sei." (Goethe-Jahrbuch III, 380.)

2) Vgl. hierzu auch den Brief Goethes an Knebel vom 25. November 1808.

Digitized by Google

ausgehoben seien: „Riesenmäßig.... Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der gröbsten Roheit und Härte. Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.... Der erste Teil hat mehr Prunk, der zweite mehr Kraft. Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth. Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Und zwar deswegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um sie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.... Dies Werk ist nicht da, ein- für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduktion fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Übergroße, sowie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben." (Hempel 29, 426—431.) Er rät dann zu einer Übersetzung in Prosa, damit die vielen Flick- und Füllverse wegfielen; ein Vorschlag, den er auch in den Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan machte: „Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sei, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben."

Mit der griechischen Dichtung wollte aber Goethe die Nibelungen nicht auf gleiche Höhe gestellt wissen. So schreibt er an Knebel am 9. November 1814: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner." Und in den Noten und Abhandlungen zum Divan sagt er: „Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß.... Haben wir Deutsche nicht unseren herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt,

Digitized by Google

so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte." Ähnlich äußerte sich Goethe in einem Briefe an Fr. Creuzer vom 1. Oktober 1817, sowie in einem Briefe an Boisserée (4. November 1827): „Hier (bei Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes) wird uns nun zu Mute, wie immer, wenn wir aufs neue vor ein schon bekanntes kolossales Bild hintreten: es wird immer aufs neue überschwenglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermaßen unbehaglich, indem wir uns mit unseren individuellen Kräften weder dasselbe völlig zueignen, noch uns demselben völlig gleichstellen können. Das ist dagegen das Eigene der griechischen Dichtkunst, daß sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingiebt und gleichstellt; das Erhabene verkörpert sich im Schönen." Und mit unmittelbarer Beziehung auf die Ilias sagt Goethe in seinem Aufsatze: „Urteilsworte französischer Kritiker" (1817): „Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Weg und wird ihn gleich wiederfinden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen." In diesem Urteile folgten Goethe die Philosophen Hegel (Ästhetik III, 408) und Schopenhauer, die freilich beide nicht einmal eine oberflächliche Kenntnis des deutschen Altertums und der mittelalterlichen Poesie besaßen. Schopenhauer ging sogar noch weit über Goethe hinaus, der doch die Kenntnis dieses Gedichts von jedem Gebildeten forderte; in den „Parerga und Paralipomena" sagt dieser Philosoph in dem Aufsatze „Über Sprache und Worte": „Auf Gymnasien sollte keine altdeutsche Litteratur, Nibelungen und sonstige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: diese Dinge sind zwar höchst merkwürdig, auch lesenswert, tragen aber nicht zur Bildung des Geschmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klassischen Litteratur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen und römischen Klassiker altdeutsche Reimereien setzt, so werdet ihr nichts anderes als Bärenhäuter erziehen. Nun aber gar diese Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen, ist eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend vor allem verschont bleiben sollen." Wir führen diese Worte Schopenhauers nur an, um an diesem Beispiel zu zeigen, wie sich das besonnene, aus lebendigstem, innerstem Anteil hervorgegangene Urteil Goethes im Laufe der Zeit im Munde eines vollständigen Nichtkenners, der hier nur auf das Nachsprechen angewiesen war, zu einem dreisten Absprechen verdichtete.[1])

1) Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Gesprächen." Goethes Gespräche IX, 2. Abt. S. 109—114.

Digitized by Google

Um das Urteil Schopenhauers recht zu würdigen, darf man nur an die Thatsache erinnern, daß sich alle großen weltgeschichtlichen Fortschritte stets unter dem Widerspruche der bei dem Auftreten eines solchen Fortschrittes herrschenden Geistesrichtung vollzogen haben. Genau so erging es dem Humanismus bei seinem Erscheinen in den deutschen Landen. Damals hatten die Führung in allen Lebenskreisen die Theologen; sie waren nicht nur die Prediger, sondern auch Minister, Richter, Ärzte und Lehrer. In diesen Kreisen erwuchs aber dem Humanismus ein Widerstand ohnegleichen, indem man durch das Eindringen der altklassischen heidnischen Bildung die gesamte christliche Kultur gefährdet glaubte. Und wie sich heute noch manche gegen das Eindringen des deutschen Altertums in unsere Schulen sträuben, so stellten sich damals viele einflußreiche Geister dem Eindringen des Humanismus in die Schulen als einer Quelle heidnischer Sittenlosigkeit und greulicher Verderbnis aufs heftigste entgegen. Aber wie damals der große neue Gedanke des Humanismus unbeirrt mit wuchtigem Schritte vorwärts drang und alle Gegner wie zeternde Jammergestalten beiseite schob, zum Segen unseres Volkes und zum Segen der ganzen Menschheit, so wird heute die neue gewaltige Idee des Germanismus alle Gegner siegreich überwinden und mit fliegenden Fahnen und schmetternden Fanfaren ihren Einzug in die Welt halten. Und ihre Stätte wird diese neue Weltanschauung vor allem in der Bildungsanstalt finden, die in diesem Jahrhundert neben dem altehrwürdigen humanistischen Gymnasium entstanden und bereits fest mit dem Leben unseres Volkes verwachsen ist: in dem realistischen Gymnasium, oder wie man vielleicht besser und schlagender sagen könnte, in dem deutschen Gymnasium.

Aber nicht als Feind des altklassischen Kunst- und Wissenschaftsideals, wie leider so viele gemeint haben und noch meinen, will die neue deutsche Bildung kommen, sondern als Freund und Förderer, ja zugleich als Schützer und Hüter wahrer humanistischer Bildung. Wie es einst der große Irrtum des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war, daß der Humanismus der altchristlichen Kultur feindlich gegenüber stehe und sie vernichten werde, während doch in Wirklichkeit der Humanismus eine außerordentliche Klärung und Vertiefung der christlichen Weltanschauung herbeiführte und sie zum Siege über die vorwärtsschreitenden materialistischen Ideen befähigte: so ist es der große Irrtum unseres Jahrhunderts, daß die neue deutsche Bildung dem Humanismus feindlich gesinnt sei und zu dessen Vernichtung führen werde, während sie gerade im Gegenteil durch eine innige Verschmelzung der antiken und modernen Kultur, wie sie Goethe im zweiten Teil seines Faust vorahnend gezeichnet hat, eine großartige Erweiterung und Vertiefung der humanistischen Bildung herbei-

Digitized by Google

führen wird. Dies ist das neue Ideal, das uns Goethe als Vermächtnis hinterlassen hat und das die kommenden Jahrhunderte in die Wirklichkeit hereinarbeiten müssen. Diese Entwickelung ist uns durch unsere ganze Vergangenheit so klar vorgezeichnet, daß niemand, bei näherer Erwägung, sich der Überzeugung verschließen kann, daß die deutsche Bildung als Ergänzung, ja als Folge der altklassischen kommen mußte und trotz alles Widerstandes ihren Siegeslauf durch die Welt halten wird. Fern sei es von mir, die altklassische Bildung herabzusetzen, ich will vielmehr ausdrücklich vorausschicken, daß ich sie für ein köstliches Juwel halte, von dem ich wünsche, daß es uns immer erhalten bleiben möge. Aber sie würde in das Gegenteil von dem umschlagen, was sie sein soll, wenn sie in einseitiger Weise unser Volk beherrschte und durch einen einseitigen Betrieb zu einer Verknöcherung und Erstarrung unseres Volkslebens nicht nur, sondern auch unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens führte. Alle Einseitigkeit ist von jeher der größte Feind wahrer humanistischer Bildung gewesen, und ein einseitiger Betrieb der griechisch-römischen Sprache und Litteratur ist genau so schädlich wie jede andere Einseitigkeit. Das Wort Goethes „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage" gilt auch hier wie überall, wo hohe und große Güter unseres Volkes durch starre Einseitigkeit in ihr Gegenteil umgewandelt werden. Schon Goethe erkannte, trotz der innigen Verehrung, die er dem klassischen Altertum entgegenbrachte, die Gefahren einer solchen Einseitigkeit. „Schon seit einem Jahrhundert," äußert er einmal im Hinblick auf Friedrich August Wolff, „wirken Humaniora nicht auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann." Und auch bei dem viel zitierten und erst neuerdings wieder von dem österreichischen Kultusminister bei der Begrüßung der Philologenversammlung in Wien angeführten Worte Goethes: „Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben" (Sprüche in Prosa Nr. 510), hat der Dichter nicht an eine mühsame Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache in der Schule gedacht, sondern es war einer seiner Lieblings-

Digitized by Google

gedanken, daß die Jugend die alten Klassiker lieber in guten deutschen Übersetzungen lesen sollte. Um nur einen der Aussprüche Goethes anzuführen, die dem angezogenen Spruche die rechte Auslegung geben, sei hier erwähnt, was er am 10. Januar 1825 gegen einen englischen Ingenieuroffizier äußerte: „Ihre jungen Landsleute," sagte der Dichter, „thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen; denn nicht allein daß unsere eigene Litteratur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umganges und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen."

Die Erkenntnis des großen Dichters hat nun schon längst weite Kreise unseres Volkes durchdrungen und zur Gründung einer neuen Bildungsanstalt neben dem Gymnasium: der Realschule geführt, auf der sich dann in immer klarerer Erkenntnis dessen, was uns not thut, das Realgymnasium aufbaute. Man kann die Bildung, die das Realgymnasium geben will, kurz als die deutsche bezeichnen (wie ich es schon oben gethan habe), wenn man dabei berücksichtigt, daß das Realgymnasium seinen Bildungsstoff vor allem denjenigen Wissenschaften entnimmt, die von dem Augenblicke an aufzublühen begannen, als man in der wissenschaftlichen Welt an Stelle der lateinischen Gelehrtensprache die deutsche setzte und die Blicke von den lateinischen und italienischen Schriften, aus welchen man allein hatte Natur und Leben kennen lernen wollen, erhob und dafür die lebendige Natur und Umgebung selbst ins Auge faßte, um von da aus den Weg zur Humanität zu suchen. So bezeichnet die deutsche Bildung den Übergang vom Verbalismus zum Realismus, sie wollte nicht mehr den Umweg über Rom und Italien gehen, sondern sie schlug den geraden Weg zum Ziele ein. Es war dabei ganz natürlich, daß zunächst beide Richtungen, die altklassische und die deutschmoderne, feindlich aufeinanderprallten. Aber allmählich zwang eine Richtung die andere zu größerer Annäherung. Das Gymnasium nahm mehr und mehr moderne Bildungsstoffe auf, vor allem auch den Unterricht in

Digitized by Google

der Muttersprache, und die Realschule zog antike Bildungselemente, vor allem das Lateinische, in ihren Bereich und stieg so allmählich zu einem realistischen Gymnasium empor. Weiter, als die Annäherung bisher geschehen ist, darf sie aber wohl kaum gehen, wenn nicht die alte verwerfliche Einseitigkeit durch eine Verschmelzung zu einer Einheitsschule, die das größte Unglück für unser Volk und unsere Zukunft wäre, wiedererstehen und damit nicht nur eine völlige Verflachung unserer Bildung, sondern auch eine Abkehr von der wahren humanistischen Bildung herbeigeführt werden soll. So haben wir in der lebendigen Zweiheit Gymnasium und Realgymnasium die einzige den thatsächlichen Verhältnissen genau entsprechende Gestalt unseres höheren Bildungswesens, welche die sichere Gewähr giebt, daß weder die altklassische Bildung des Gymnasiums, noch die deutschmoderne Bildung des Realgymnasiums zu thörichter Einseitigkeit, der größten Feindin aller wahren Humanität und humanistischen Bildung, ausarten kann. So wird die Gesamtheit der Gebildeten, von denen nun immer ein Teil auf gymnasialer, ein anderer auf realgymnasialer Grundlage erzogen sein wird, das rechte Verhältnis der altklassischen und der deutschmodernen Bildungsstoffe aufweisen, und dadurch allein wird eine wahre Wiedergeburt unseres Volkes und eine neue Blüte unseres geistigen Lebens herbeigeführt werden. Und wie das Realgymnasium ein Schutzwall geworden ist für das humanistische Gymnasium, indem jenes durch Pflege der deutschmodernen Bildung die gewaltigen Strömungen unseres Jahrhunderts von den Mauern des humanistischen Gymnasiums abgelenkt und in das rechte Bett geleitet hat, so ist das Gymnasium eine Schutzmauer geworden für das Realgymnasium, indem es durch einen gesunden Ausbau des altklassischen Unterrichts das Realgymnasium gegen den Ansturm philhellenischer Geister sicherte und so dessen Lehrplan vor einem Überwuchern der antiken Bildungsstoffe bewahrte. So ergänzen sich beide Bildungsanstalten in der schönsten Weise, und sie sind berufen, nicht als Todfeinde einander gegenüberzustehen, sondern in treuem Verein die wahre humanistische Bildung unseres Volkes zu hüten und zu fördern.

So sind also beide, das klassische und das deutsche Gymnasium, humanistische Bildungsanstalten, und die Namen humanistisches und realistisches Gymnasium bezeichnen das Verhältnis zwischen beiden Anstalten ungenau und sind heute noch der Grund, daß Fernstehende oft eine ganz verkehrte Anschauung von dem Verhältnis beider Anstalten zu einander haben. Wir haben hier nicht die Aufgabe, zu erweisen, wie insbesondere der deutsche Unterricht humanistische Bildung geben kann, dieser Beweis ist bereits von Friedrich Paulsen in seiner trefflichen Schrift: „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung (1889)"

Digitized by Google

erbracht worden, sondern wir haben hier nur die Frage zu beantworten: Hat der deutsche Unterricht des Realgymnasiums besondere von dem des Gymnasiums verschiedene Aufgaben? und welche sind es?

Die Beantwortung der ersten Frage ist in dem bisher Gesagten enthalten. Es ergiebt sich daraus, daß der deutsche Unterricht des Realgymnasiums doch seine besonderen Aufgaben hat. Denn wenn das Gymnasium das Hauptgewicht auf die altklassischen Bildungsstoffe legt und die deutschmodernen diesen unterordnet, während das Realgymnasium umgekehrt in den deutschmodernen Bildungsstoffen die Hauptsache sieht und die altklassischen in zweite Linie stellt, so muß sich trotz der zahlreichen gemeinsamen Aufgaben, die gerade der deutsche Unterricht für beide Anstalten hat, doch in Bezug auf den Umfang und die Art des Betriebes in gewissen Punkten ein Unterschied ergeben. Dem deutschen Unterricht auf dem Realgymnasium wird also nicht nur eine größere Stundenzahl zugewiesen werden müssen als auf dem Gymnasium, sondern es werden sich auch ganz bestimmte Aufgaben für das Realgymnasium ergeben, die das Gymnasium teils durch den Betrieb der altklassischen Sprachen löst und daher nicht noch einmal durch den deutschen Unterricht zu lösen braucht, teils überhaupt seiner ganzen Anlage nach nicht eingehender berücksichtigen kann. Wir sehen diese Aufgaben in folgendem:

1. Wie auf dem Gymnasium der Schüler ganz in den Geist des klassischen Altertums eingeführt wird, so soll er auf dem Realgymnasium ganz mit dem Geiste des deutschen Altertums vertraut gemacht werden. Märchen und Rittergeschichten, in denen nach Schillers letzten Worten der Grund zu allem Großen und Schönen liegt, sollen schon auf den untersten Stufen den Schüler umgeben. Das Lesebuch für Sexta und Quinta muß daher eine Auswahl aus Grimms Märchen und kleinere Prosaerzählungen aus der deutschen Heldensage enthalten, z. B. Abschnitte aus der Karls- und Rolandssage nebst den entsprechenden Gedichten Uhlands, einzelnes aus der Dietrichsage, die Sage von Lohengrin, vom Wartburgkrieg u. a. Der Quarta wird neben anderen Sagen eine Prosaerzählung der Nibelungen, der Untertertia eine solche der Gudrun, der Obertertia eine des Parzival zuzuweisen sein. Auf diese Klassen sind zugleich die schönsten aus Grimms deutschen Sagen zu verteilen. In Unter- und Obersekunda ist dann der Schüler in die mittelhochdeutsche Sprache einzuführen, das Nibelungenlied und die Gudrun werden im Urtext gelesen, ebenso eine Auswahl der Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide sowie einiger anderer Minnesinger. Der Prima würden ausgewählte Abschnitte aus dem Parzival zufallen. — Hand in Hand mit der Darstellung des deutschen Altertums geht die der Sprach-

Digitized by Google

geschichte. In den unteren Klassen ist an ausgewählten Beispielen aus dem Wortschatze die Entwickelung verschiedener sprachlichen Erscheinungen zu zeigen. Der Bedeutungswechsel der Wörter ist auf diese Weise gelegentlich darzulegen, das Wesen der Analogiebildung an dem Übertritt gewisser Wörter aus der schwachen in die starke Form (preisen, weisen u. a.) oder umgekehrt (winken, bellen u. a.) aufzuhellen, die Bedeutung der Kontaminationen und Mischbildungen an Wörtern wie: zu guter Letzt (statt Letze, d. i. Labung), einstmals (statt eines Males, wie Uhland wieder zu schreiben pflegte) u. a. zu zeigen, oder an Formen wie: salzen, salzte, gesalzen, mahlen, mahlte, gemahlen, frage, frug, gefragt u. ähnl., wo sich schwache und starke Form vermischt haben. Überall ist darauf hinzuarbeiten, daß der kleinliche Standpunkt, dem die Sprache als etwas willkürlich Gemachtes und daher nach unserem Gutdünken zu Regelndes erscheint, niemals in den jungen Geistern zur Herrschaft gelange, sondern daß sie die Sprache als etwas natürlich Erwachsenes und allmählich Gewordenes betrachten lernen, das zwar durch den denkenden Geist unter Berücksichtigung des Sprachgeistes und des Sprachgebrauches in zarter und vorsichtiger Weise veredelt und weiter entwickelt werden kann, das aber durch jeden gewaltsamen Eingriff und namentlich durch künstliche Regelung nur Schaden erleidet. Der Umstand, daß bei dem Betriebe toter Sprachen der Sprachgebrauch bestimmter hervorragender Schriftsteller als Regel und Richtschnur zu Grunde gelegt werden muß, weil hier kein lebendes Volk mehr entscheiden kann, hat vielfach dazu geführt, dieses Verfahren auch auf die Behandlung der deutschen Sprache zu übertragen. Dadurch haben sich zum Teil ganz unrichtige Anschauungen über Leben und Wesen der Sprache unter den Gebildeten festgesetzt, und es ist die Pflicht des Realgymnasiums vor allem, das sich doch eingehend mit den lebenden Sprachen beschäftigt, die angeführten falschen Sprachanschauungen schon bei der Jugend zu berichtigen und so allmählich auch unter den Erwachsenen zu verbreiten. Hierzu wird vor allem die Sprachgeschichte dienen, und es wird daher gut sein, wenn in den oberen Klassen eine zusammenhängende, natürlich ganz einfache und durch klare Beispiele verdeutlichte Darstellung der Sprachgeschichte gegeben wird.

Bei der Lektüre der alten Sprachdenkmäler und der Darstellung der Sprachgeschichte wird man von selbst auf die Kulturverhältnisse unserer Vorzeit geführt. Ohne deren Berücksichtigung ist das Verständnis unserer altdeutschen Litteratur unmöglich. Bei der Lektüre soll daher der Schüler zugleich in die deutschen Altertümer eingeführt werden. Möglichst an der Hand von Abbildungen soll er die Erzeugnisse altdeutscher Kunstfertigkeit kennen lernen. Wie unsere Vorfahren ihre Häuser bauten, ihre Wohnungen schmückten, wie sie sich kleideten und in welchen Formen sich ihr

Digitized by Google

geselliges Leben vollzog u. a. soll ihm lebendig geschildert werden, immer an der Hand der Quellen. Mit dem Bau der Ritterburg soll der Schüler des Realgymnasiums so vertraut sein wie der Zögling des Gymnasiums mit dem Bau des griechischen Theaters. Aus späterer Zeit soll er die Anfänge der deutschen Malerei, soll er die Kerngestalten eines Dürer, Holbein, Cranach u. a. und ebenso die ersten Erzgießer und Bildhauer kennen lernen. Der Bau der alten Mysterienbühne, die Einrichtungen bei den Weihnachts-, Oster- und Fastnachtsspielen u. a. sollen ihm nicht verborgen bleiben. Die Betrachtung der politischen, wirtschaftlichen und Rechtsaltertümer wird man dem Geschichtsunterricht überlassen können, doch darf der deutsche Unterricht an dem Sachsen- und Schwabenspiegel nicht ganz vorübergehen. Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und ähnliche Werke müssen dem Schüler völlig vertraut sein, sodaß er über ihren Inhalt Rechenschaft geben kann.

Auch die Götterlehre unserer Vorfahren ist ein wichtiger Gegenstand des deutschen Unterrichts, der am besten im Anschluß an die Lektüre zu behandeln ist. Die trefflichen Arbeiten eines Mogk und Meyer, eines Kauffmann u. ähnl. sollen ihrem Hauptinhalte nach den Schülern bekannt werden. Und nicht bloß die großen Götter unserer Vorfahren sollen in die Schule ihren Einzug halten, nein, auch die kleinen Geister, die in den Sagen und Bräuchen unseres Volkes bis auf den heutigen Tag fortleben, die Nixen und Elfen, die Kobolde und Wichtelmänner, die Gnomen und Alraunen, die Berg-, Wald-, Luft- und Wassergeister u. a. sollen ihren lustigen Reigen vor dem geistigen Auge unserer Jugend tanzen. Balladen aus Herders Volksliedern, Gedichte wie Goethes Fischer und Erlkönig, die Heinzelmännlein und des kleinen Volkes Überfahrt von Kopisch u. a. geben hinreichenden Anhalt zur Einführung in diese geheimnisvolle Welt. Vor allem sind hier die Bräuche und Sagen der Stadt und der Landschaft, der eine Anstalt angehört, in lebendiger Weise zu behandeln. Hier ist der deutsche Unterricht aufs innigste mit der Heimatskunde zu verknüpfen. Wenn der Knabe draußen durch die Fluren streift, so sollen ihm die Steine, die Berge, die Flüsse, die Bäume reden, bei jedem Schritte sollen ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit und an die phantasiereiche Welt unserer Vorfahren lebendig werden. Er wird dann ein schlichtes Bauernhaus, einen alten Hain, ein verfallenes Gemäuer, einen einsamen Teich mit ganz anderen Blicken anschauen, als bisher, und er wird sich mit immer neuen, unzerreißbaren Fäden an seine Heimat gefesselt fühlen. Hierin sehen wir geradezu ein Hauptmittel humanistischer Bildung. Dasselbe Gefühl, das der klassische Philolog und der klassisch Gebildete überhaupt empfindet, wenn er in Italien oder Griechenland auf dem Heimatboden der von

Digitized by Google

ihm gepflegten klassischen Erinnerungen steht, wird mit seinem überwältigenden Zauber die junge Seele gefangen nehmen, wenn sie, ausgerüstet mit allen Mitteln einer deutschen Bildung, überall den Zeugen einer großen Vergangenheit in der deutschen Heimat begegnet. Das ist humanistische Bildung im höchsten und besten Sinne des Wortes.

2. Weiter hat aber der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium insbesondere einen Teil der Aufgaben mit zu lösen, die auf dem Gymnasium dem griechischen Unterrichte zugewiesen sind. Die Hauptwerke des griechischen Altertums sind dem Realgymnasiasten in deutscher Übersetzung zu übermitteln. Schon in Sexta und Quinta sind Prosaerzählungen aus der Odyssee und der Ilias, auf späteren Stufen die hauptsächlichsten griechischen Sagen, die von den größten griechischen Tragikern ihren Dramen zu Grunde gelegt sind, in guten Prosadarstellungen zu geben. In Obertertia sind dann die Hauptteile der Odyssee in einer metrischen Übersetzung (etwa in der von Hubatsch, Velhagens und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben) oder in einer guten Nachdichtung zu lesen, in Untersekunda die der Ilias (etwa in der Ausgabe der Voßischen Übersetzung von Franz Kern, ebenda). In den oberen Klassen müssen Dramen von Äschylus, Sophokles, einige Reden des Demosthenes, sowie verschiedene Dialoge Platos in den besten neueren Übersetzungen durchgenommen oder zum Teil der Privatlektüre zugewiesen werden. Dabei ist vorwiegend darauf zu achten, daß diese Schriften nicht durch Einzelerklärung zerpflückt, sondern in großem Zuge gelesen und behandelt werden, sodaß die Schüler einen lebhaften Eindruck bekommen und vor allem den wertvollen Gehalt dieser Werke in sich aufnehmen. Diese Art zu lesen ist auch bei den deutschen Geisteswerken einzuhalten, nur wird hier die Betrachtung der Kunstform eingehender zu gestalten sein. Gerade in einer sorgfältigen Behandlung der deutschen Metrik und Poetik sehen wir einen Hauptersatz für die formale Bildung, welche die Beschäftigung mit dem Griechischen gewährt. Die großartige Verstechnik der mittelhochdeutschen Epik und Lyrik muß dem Schüler zum Verständnis gebracht werden, sodaß er die Schönheit der mittelhochdeutschen Kunstform, die in vollkommenster Weise der Natur der deutschen Sprache gerecht wird, und deren wunderbaren Reichtum ebenso zu erkennen vermag, wie der Gymnasiast die Schönheit der griechischen Kunstformen. Von da aus wird er dann mit Leichtigkeit die Entwickelung und den Bau des neuhochdeutschen Verses, sowie die Gestaltung der verschiedenen Dichtungsgattungen verstehen und mit ihrem Wesen vollkommen vertraut werden. Durch die rechte Behandlung des mittel- und neuhochdeutschen Verses, zu der noch ein kurzes Eingehen auf den Allitterationsvers tritt, wird eine formale Bildung übermittelt, die man

Digitized by Google

recht wohl der durch die Betrachtung der griechischen Kunstformen gewonnenen an die Seite stellen kann. Außerdem wird die Beschäftigung mit der neuhochdeutschen Kunstform, die ja zahlreiche antike Einflüsse aufweist, ganz von selbst auch zu einem Eingehen auf griechische Kunstformen führen, das natürlich nur soweit gehen darf, als es zur Erklärung der genannten Einflüsse nötig ist.

Von größter Wichtigkeit ist beim griechischen Unterrichte der Umstand, daß von vornherein der Betonung große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Dadurch, daß die Wörter in Oxytona, Paroxytona und Properispomena und Properispomena u. s. w. eingeteilt, daß bestimmte Regeln aufgestellt werden, nach denen auf einer Silbe der Acut oder der Circumflex ruht, oder nach denen ein Wort als Enklitica oder Proklitica steht u. ähnl, wird die Aufmerksamkeit des Schülers auf feinere sprachliche Verhältnisse und Zustände außerordentlich geschärft und zugleich dem Ohre wie der Zunge eine besondere Schulung zuteil. Gerade die deutsche Sprache bietet aber in ihren Tonverhältnissen so Mannigfaltiges und Wichtiges, daß eine eingehendere Behandlung der deutschen Betonungslehre im Realgymnasium einen Ersatz für die entsprechenden Übungen am Griechischen zu bieten vermag. Man darf sich fernerhin nicht mehr mit der nichtssagenden und noch dazu ungenauen Bestimmung begnügen, daß im Deutschen der Ton auf der Stammsilbe ruhe. Man muß vielmehr von der indogermanischen Betonung ausgehen, wie diese völlig frei war und auf jede Silbe treten konnte und wie sie ferner innerhalb desselben Wortes von einer Silbe auf die andere überzugehen vermochte. Von dieser völlig freien Beweglichkeit des Tones geht man dann zu dessen Einschränkung auf die drei letzten Silben im Griechischen und Lateinischen, auf das sogenannte Dreisilbengesetz über, das sich für den Schüler des Realgymnasiums bequem am Lateinischen verdeutlichen läßt. Dann zeigt man den durchgreifenden Unterschied zwischen den germanischen und den älteren indogermanischen Sprachen, der darin besteht, daß sich im Germanischen der Ton fest mit einer Silbe verbunden hat und daß er, im schroffen Gegensatz zum Griechisch-Lateinischen, auf dem ersten Teile eines Wortes ruht, der im einfachen Worte gewöhnlich die Stammsilbe (z. B. Váter), im zusammengesetzten das Bestimmungswort ist (z. B. Háusvater). Daran schließt sich dann eine Darlegung, wie diese allgemeine Regel allmählich durchbrochen wurde, indem die bedeutungslosen Vorsilben, mit denen die Verben zusammengesetzt wurden, die Verbalpartikeln ge, be, er, ver, zer und ent den Ton an die Stammsilbe abgaben (gelángen, bewúndern, erhálten u. s. w.), und wie dieser Vorgang von der Verbalkomposition auf die entsprechenden Gebilde der Nominalkomposition überging (Gebúrt, Beweís, Zerfáll u s. w.), während

Digitized by Google

die inhaltsreichen Adverbien auch in der Verbalzusammensetzung ihren Ton festhielten (z. B. ábgehen, áufstehen, Ábgang, Áufstand u. s. w.), mit Ausnahme der Adverbien wider, wieder, durch, hinter, unter, über, um und voll, die in untrennbarer Zusammensetzung ihren Ton wie bedeutungslose Partikeln an die Stammsilbe abgaben (unterhálten, übersétzen u. s. w.). Zu köstlichen Betrachtungen der verschiedensten Art bietet dann die Eigentümlichkeit unserer Sprache Anlaß, daß wir nicht schlechtweg betonte oder unbetonte Wörter unterscheiden, sondern die betonten wieder in haupt- und nebentonige scheiden. Die Lachmannschen Ausdrücke Hoch- und Tiefton wird man, da sie von der neueren Wissenschaft zur Benennung des musikalischen Accentes gebraucht werden, für den dynamischen Accent nicht mehr verwenden und nach dem Vorgange von Sievers besser durch die Bezeichnungen Haupt- und Nebenton ersetzen. Man kann hier von der Schwierigkeit ausgehen, die es dem Ausländer macht, deutsche Wörter wie Áusstèllung, Mittèilung, Vórlesung u. a. nicht fälschlich als Áusstellung, Mitteilung, Vórlesung u. s. w. auszusprechen, und dann an solchen Beispielen das Gesetz entwickeln, daß die deutsche Sprache in zusammengesetzten Wörtern dem Bestimmungsworte zwar den Hauptton, aber der Stammsilbe des Grundwortes einen Nebenton giebt. An Wörtern wie únglaublich und ungláublich, únmöglich und unmóglich u. a. läßt sich der wichtige Unterschied zwischen dem logischen und dem bloß rhetorischen[1]) Tone erörtern. Als logischen Ton können wir den auf der Stammsilbe und dem ersten Gliede der Zusammensetzung ruhenden bezeichnen. So ruht der Ton in Adjektiven auf der Vorsilbe un, wenn lediglich die Verneinung ausgedrückt werden soll, z. B. die Nachricht ist únglaublich; dieser Fall ist únmöglich u. s. w. Rein rhetorisch wirkt jedoch die Tonverlegung auf die zweite Silbe, indem die Wörter ungláublich, unmóglich u. a. dadurch lediglich zu steigernden Ausdrücken werden, z. B. Es ist ungláublich (d. h. außerordentlich), was er leistet; er ist ungláublich glücklich; das kann er unmóglich gesagt haben u. s. w. Diese rhetorische Accentverlegung, die wohl vorwiegend dem Streben nach einer besonderen Wucht des Tones im zweiten Teile des einfachen Wortes oder der Zusammensetzung entspringt (vielleicht unter Einwirkung fremder Vorbilder, man vergleiche rednerische Lieblingsworte wie: monumentál, fundamentál u. a.), findet sich in allen Steigerungen durch vorgesetztes all, z. B. allwissend, allgütig, allmächtig u. a., dann aber auch in Wörtern, wie: vollkómmen, willkómmen, wahrháftig, teilháftig, eigentümlich, barmhérzig, wahrscheinlich, leibháftig, Jahr-

1) Oder zwischen dem grammatischen und rhythmischen Tone. Vergl. R. Hildebrand, S. 641 d. Ztschr.

Digitized by Google

hündert u. a., auch in einfachen Wörtern wie, lebéndig, Forélle, Holúnder u. s. w., und namentlich in Ortsnamen: Wörishófen, Nordháusen, Mühlháusen, Blankenése, Blankenbérge, Bremerháfen, Cuxháfen u. s. w. In vielen Gegenden Norddeutschlands hört man auch regelmäßig: notwéndig, Prinzessinnen, Königinnen u. s. w.

Ebenso lassen sich bei der Betrachtung des Satztones bestimmte Gesetze finden. Das Hauptgesetz, daß das bestimmende Wort einen stärkeren Ton erhält als das bestimmte, z. B. das Haus des Vaters; er eilt héim; die Rose blüht schön u. s. w., werden die Schüler leicht erkennen. Man kann diesen Ton wiederum den logischen nennen und davon den rhetorischen scheiden, der bestrebt ist, das letzte Glied einer Satzteilgruppe oder eines Satzes hervorzuheben. So sagt man mit richtigem logischem Tone: der Faust Goethes, dieses Werk Schillers, der Sturm heult, der Wind braust u. s. w., aber mit rhetorischer Tonverlegung: Goethes Faust; Schillers Werke; es heult der Sturm, es braust der Wind u. s. w. Zeigt man dann noch, wie sich häufig logischer und rhetorischer Ton durchkreuzen, und nimmt man endlich noch den künstlichen Beziehungston hinzu, nach welchem jede Silbe und jedes Wort im Satze den Hauptton erhalten kann (z. B. es kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein), so erhält der Schüler eine Ahnung von dem wunderbaren Reichtum und der großartigen Mannigfaltigkeit der Tonverhältnisse unserer Sprache. Und diese Anregung wird umsomehr in ihm weiter arbeiten und ihn zu eigenen Beobachtungen vorwärts treiben, als ihn überall im Leben diese Tonverhältnisse wirklich umgeben, während sie bei der Betrachtung der griechischen Sprache immer erst künstlich aus dem jahrhundertelangen Schlafe wieder erweckt werden müssen. So wird der Schüler des Realgymnasiums in dem deutschen Unterrichte manchen Ersatz für den griechischen finden, und er wird dann um so leichter zu der Erkenntnis gelangen, daß auch von manchem deutschen Meister gilt, was Homer an dem greisen Nestor rühmte:

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

3. Aber es ist keineswegs die Hauptaufgabe der Lektüre und Litteraturgeschichte auf dem Realgymnasium, den antiken Elementen in unserer Dichtung nachzugehen, sondern der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium hat vor allem die Pflicht, die deutschen Grundlagen und Stoffe unserer Litteratur aufzusuchen und dem Schüler zum klaren Bewußtsein zu bringen. Neben der auf altklassischer Grundlage ruhenden deutschen Kunst, die von Martin Opitz an bis zu Schiller und Goethe sich zu immer edleren Gestaltungen und Wirkungen entfaltet, geht von Anfang an eine rein deutsche Kunst,

Digitized by Google

die sich von fremden Einflüssen entweder ganz fern gehalten oder diese vollständig der deutschen Eigenart unterworfen hat. Diese deutsche Kunst nimmt ihren Ausgang von der altheimischen Heldendichtung, dem Hildebrandslied, den Nibelungen, der Gudrun, von der Lyrik des Kürenbergers und Dietmars von Aist, von den Sprüchen Spervogels und Freidanks, von den unsterblichen Liedern Walthers, Neidharts und Wolframs, verschwindet zeitweilig ganz von der Oberfläche der Erscheinung, lebt aber doch allezeit in ungeschwächter Kraft, wenn auch oft ganz versteckt und verborgen, in breiten Schichten unseres Volkes weiter. Oft erstarrt die herrschende, offizielle Kunst, welche die Litteraturgeschichte aufgezeichnet hat, zu einer toten Eisdecke, auf der die Dichter des Tages ihre zierlichen Kunststückchen ausführen, während darunter heimlich und verborgen der Quell der heimischen Dichtung rinnt, bis das fließende, pochende Leben mit unwiderstehlicher Gewalt die starre Decke sprengt und bald wildaufschäumend, bald majestätisch dahinwogend vor die erstaunten Augen der gebildeten Kreise des Volkes tritt. Nachdem im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das, was im dreizehnten so herrlich bei uns erblüht war, die selbwachsene deutsche Dichtung, fast gänzlich wieder zu Boden getreten und verschüttet worden war, trat im sechzehnten Jahrhundert deutsche Art und Kunst namentlich in den Werken eines Luther und Hans Sachs mit ungestümer, alles mit sich fortreißender Kraft wieder zu Tage. War diese deutsche Kunst auch häufig noch derb und roh, so war sie doch wahr, frisch und natürlich, dazu von einer herrlichen Geradheit und köstlichen Unberührheit, und in ihr leuchtete vor allem mit wunderbarem Glanze das deutsche Gemüt in seiner unergründlichen Tiefe und Innigkeit. In diese Sprache des sechzehnten Jahrhunderts muß vor allem das Realgymnasium den Schüler einführen; hier muß sich gleichsam sein Geist gesund baden von moderner Anempfindelei und Gedankenblässe, von der kraftlosen Geziertheit und dem widerwärtigen Phrasenschwulst, die ihm in dem Schrifttum unserer Tage auf Schritt und Tritt entgegentreten. Und während nun die Schulgelehrsamkeit in Martin Opitz und seinen Nachfolgern Wege wandelte, die weitab von denen Martin Luthers und Hans Sachsens lagen, lebte die altheimische Kunst im Volksliede weiter, das zuerst wieder von Herder und Goethe ans Tageslicht gezogen wurde und von diesem Augenblicke an eine unvergleichliche Wirkung auf unsere Kunstdichtung übte, eine Wirkung, welche man als eine Wiedergeburt deutscher Art und Kunst bezeichnen kann. In das Volkslied, mit seinem frischen Wiesenduft und heimlichen Waldesrauschen, mit seinem ungeschminkten Empfinden und frischklaren Schauen, mit seinem tiefen Weh und innigen Klagen, mit seinem derben Humor und herzhaften Lachen, muß sich der Schüler ver-

Digitized by Google

senken und aus ihm einen glühenden Haß saugen gegen alle Unnatur und Unwahrheit, gegen Gefühlsverfälschung und weibisch weichliche Überschwenglichkeit, gegen witzlose Geistreichelei und gemütlose Witzelei, gegen leere Formenspielerei und inhaltlose Sprachkunststückchen, gegen die marklose Zierlichkeit und glatte Süßlichkeit gewisser moderner Poeten. Auch das ist humanistische Bildung im besten Sinne des Wortes; denn hier wird der moderne Mensch zu den frischen, reinen Quellen des wahren Menschentums zurückgeführt. Die Wirkung ist eine ganz ähnliche, wie sie das Studium der griechischen Sprache und Kunst mit sich bringt, aber sie ist vielleicht noch tiefer gehend, weil sie am Heimischen und daher dem Geiste unmittelbar Verständlichen gewonnen wird. Dem entsprechend muß natürlich auch auf dem Realgymnasium die Persönlichkeit Herders, der ein schönes Gegengewicht gegen die übermächtige Herrschaft des altklassischen Kunstideals bildete, der zuerst wieder auf die Bedeutung deutscher Art und Kunst nachdrücklich hinwies, der den Namen „Volkslied" prägte und den fast versunkenen Schatz zuerst wieder hob, eingehend behandelt und ihrer ganzen Geistesrichtung nach dargelegt werden. Freilich darf man dabei Herders Leben und Schaffen nicht durch die Parteibrille des Goethephilologen sehen, der Herder deshalb geringer achtet, weil dieser der Weimarer Kunstrichtung Goethes und Schillers feindlich gegenüberstand und gegen die „Philinenwirtschaft" in Goethes Wilhelm Meister mit allzuscharfen Worten auftrat. Hierdurch dürfen wir uns Herders Bedeutung nicht verkleinern lassen. Es war sein deutsches Empfinden und der innige Zusammenhang seines Denkens mit dem des Volkes, der ihn gegen die Herrschaft der altklassischen Kunst mit einer gewissen Voreingenommenheit erfüllte. Es war der alte Gegensatz zwischen dem deutschen Hain und dem griechischen Parnaß, den schon Klopstock scharf zum Ausdruck gebracht hatte, wie es ja von Klopstock bekannt ist, daß er Goethes Iphigenie als eine „steife Nachahmung der Griechen" bezeichnete. Wir werden in der Schule uns natürlich weder auf den einseitigen Standpunkt des Goethephilologen, noch lediglich auf den Herders und Klopstocks stellen, sondern wir werden Goethes Tasso und Iphigenie, sowie Abschnitte aus Wilhelm Meister mit gleicher Liebe lesen, wie wir uns in die Gedankenwelt Herders und Klopstocks versenken, aber wir werden nicht nur Goethe, sondern auch Herder und Klopstock volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sie nicht als Hemmschuhe der Weimarer Kunstrichtung betrachten, sondern als gewaltige Befreier und Vorkämpfer des deutschen Denkens und Empfindens. Hat doch Herders Einfluß auf Goethe in Straßburg diesen zum Volksliede und zu den besten Quellen deutschen Sinnens und Fühlens hingeführt, und hat doch Goethe aus den Tönen des Volksliedes, aus der Sprache Luthers und Hans Sachsens

Digitized by Google

so reiche Nahrung gesogen, daß sein gewaltigstes Werk, der Faust, auf dieser Grundlage erwuchs, daß sein Götz, sein Werther, seine schönsten Lieder u. a. aus diesen Quellen hervorsprudelten. Und so werden wir auf dem Realgymnasium nicht nur die italienische Reise Goethes, durch die er vor allem auf das altklassische Kunstideal hingewiesen wurde, betrachten und würdigen, sondern wir werden seine Reise am Main und Rhein in den Jahren 1814 und 1815, durch die er zur altdeutschen Kunst hin und zu dem rein deutschen Denken und Empfinden seiner Jugend zurückgeführt wurde, gleichberechtigt neben die italienische Reise treten lassen. Wie Goethe auf jener denkwürdigen Reise im Jahre 1814 und 1815 dahin wandelt, umgeben von dem Zauber der Rhein- und Mainlandschaft, schwelgend in der Erinnerung an die deutsche Vergangenheit, forschend und genießend in den altdeutschen Kunstsammlungen der Brüder Boisserée, getragen und gehegt von sorgenden Freunden, durchglüht von der Liebe zu Marianne Jung-Willemer, wie sich da gleichsam eine Eisrinde von seinem Herzen löst, wie er eine Verjüngung, eine wahre Wiedergeburt seines deutschen Fühlens und Schauens erlebt: das ist von rührender Gewalt und geisteserfrischender Macht für jedes empfängliche Gemüt und sollte in die Seelen unserer Jugend sorglich eingepflanzt werden. Daher soll das Realgymnasium auch an den Werken des alten Goethe, deren ganze Größe und Tiefe uns freilich heute noch nicht erschlossen ist, ja vielleicht erst durch die Arbeit von Jahrhunderten klar dargelegt werden wird, nicht stillschweigend vorübergehen. Die schönsten Lieder aus Goethes Westöstlichem Divan, der jene Wandlung im Geistesleben des großen Dichters am unmittelbarsten zur Anschauung bringt, viele seiner zahmen Xenien und Sprüche in Prosa, ausgewählte Stellen aus dem zweiten Teile seines Faust, aus Dichtung und Wahrheit, einzelne seiner späteren Lieder u. a. sollten nach und nach in die Schule hereingearbeitet und dadurch ein unvergängliches Besitztum unserer Jugend und damit unseres Volkes werden.

Ganz eng berührt sich damit die Thätigkeit unserer romantischen Dichter. Von hier aus kann die Stellung derselben am besten begriffen werden. Natürlich müssen die krankhaften Verirrungen der älteren Romantiker der Jugend durchaus ferngehalten werden, aber das allmähliche Wiedererwachen des deutschen Altertums in der Dichtung, das in Ludwig Uhland am reichsten und entschiedensten hervortritt, die damit innig verbundene Erstarkung des deutschen Nationalgefühls, wie sie in den Befreiungskriegen und in den Werken eines Arndt und Rückert, eines Schenkendorf und Theodor Körner emporbringt, die immer mächtiger um sich greifende Wirkung des Volksliedes, wie sie in der Dichtung Heinrich Heines, Eichendorffs, Emanuel Geibels sich offenbart: das alles soll dem jungen Geiste des Lernenden nahe gerückt und womöglich zum

Digitized by Google

unverlierbaren Eigentum gemacht werden. Will man dann noch den Niederschlag der altdeutschen Sage und Dichtung in unserer neuesten Kunst und Litteratur kurz berühren, so wird man damit nichts Überflüssiges oder Unnötiges thun, sondern einem in unbilliger Weise vernachlässigten Standpunkte unserer Kunst zu der gebührenden Beachtung verhelfen. Noch heute gilt, was Simrock vor mehr als dreißig Jahren schrieb: „Unsere heutige Kunst liegt zu sehr in den Fesseln der Antike, und zu tief schläft der deutsche Sinn noch in dem Berge, um den die Raben fliegen, als daß die schönste Aufgabe unserer Kunst, deutsche Mythologie und Sage, ihr bewußt würde." Gerade deshalb aber haben wir die Pflicht, die Jugend auf die Kunstwerke, die ihre Stoffe der germanischen Götter- und Heldensage entnehmen, hinzuweisen. In Leipzig wird man die Schüler ins Museum führen, um ihnen den grimmen Hagen des Bildhauers Behrens zu zeigen, in Hannover in die Durchgangshalle der technischen Hochschule, um den Eddafries Wilhelm Engelhards zu erläutern, in Berlin in das neue Museum, wo die germanischen Götterbilder der Maler Heidenreich, Müller und Richter ihren Eindruck nicht verfehlen werden, in München in die Residenz, um dort die Nibelungengemälde eines Schnorr von Carolsfeld zu zeigen u. s. w. Für den Unterricht in der Klasse wird man sich mit Abbildungen begnügen müssen. Hier muß ein kunsthistorischer Atlas geschaffen werden, der Abbildungen der ebengenannten Werke enthält und außerdem Bilder des Ragnarökfrieses[1]) von dem Bildhauer Hermann Freund, der Statuen Odhinns, Thors und Baldrs von dem schwedischen Bildhauer Fogelberg (Museum zu Stockholm), der Walküre Bissens, der Göttergestalten der Bildhauer Andresen, Härtel, Kruse, Rusche, Natter, Geiger, Stein, Sjöstrand, der Maler Ehrenberg, Frölich, Eckersberg, Hansen, Arbo, Gebhard, Dahl, Handrich, Gräf, Rößler, Heyden und Gehrts, des großen Bildercyklus „das Schicksal der Götter", den der Maler Julius Naue geschaffen hat und der sich in dem Hause des Herrn Arnold Otto Meyer zu Hamburg befindet, der Nibelungengemälde eines Cornelius, Ewald Kolbe, Frank Kirchbach, auch die Mustertypen Döplers für die kostümliche Ausstattung der Wagnerschen Nibelungen-Tetralogie dürften reiche Ausbeute geben. Hierher gehören auch die Märchenillustrationen und die entsprechenden Bilder Schwinds, Illes und für sächsische Schüler (aber nicht bloß für diese) ganz besonders die Ludwig Richters sollen der Jugend wirklich vertraut werden. Aber auch das Hereindringen des deutschen Altertums in die Dichtung unserer Zeit soll hinreichend gewürdigt werden. Gustav Freytags Ahnen und von Felix Dahn mindestens

1) Ragnarökr = Göttergeschick, Götterdämmerung.

Digitized by Google

„Odhinns Troſt“ und „Ein Kampf um Rom“, Hebbels und Wilhelm Jordans Nibelungen, Victor Scheffels Ekkehard und ähnliche ſollen der Privatlektüre zugewieſen und in großen Zügen in der Schule überblickt werden. Vor allem darf der Unterricht auch nicht ſchweigend an Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ vorübergehen, der bisher unter allen ähnlichen Werken die ausgedehnteſte Wirkung gehabt hat. — Selbſtverſtändlich müſſen auch Bilder aus dem Leben hervorragender geſchichtlicher Perſönlichkeiten in einem Leſebuche für Realgymnaſien enthalten ſein, z. B. aus dem Leben des großen Kurfürſten, Friedrichs des Großen, Blüchers, Steins, Gneiſenaus, Friedrich Wilhelms III., Kaiſer Wilhelms I., Kaiſer Friedrichs III., Bismarcks, Moltkes u. ſ. w. Von Moltke müſſen die Schüler auch einige ſeiner Briefe, von Bismarck einzelne ſeiner Reden leſen.

So ſoll das Realgymnaſium vor allem die deutſchen Grundlagen unſerer Dichtung in den Gemütern unſerer Jugend zu klarem Bewußtſein und womöglich zu lebendiger Wirkung bringen, ohne natürlich das altklaſſiſche Kunſtideal zu vernachläſſigen (ſ. Punkt 2) oder gar zu verkleinern. Auch in Leſſings und Schillers Dichtung wird ſich im einzelnen manches ſpezifiſch Deutſche nachweiſen laſſen, doch deckt ſich hier bei dieſen beiden Dichtern im allgemeinen die Aufgabe der Lektüre vollſtändig mit der des Gymnaſiums, ſodaß beſondere Vorſchläge für die Behandlung nicht nötig ſind. Wenn wir Punkt 2 und 3 unſerer Ausführungen zuſammenhalten, ſo ergiebt ſich daraus von ſelbſt, daß alle Einſeitigkeit vermieden werden ſoll, wie denn eine einſeitige Beſchränkung auf das deutſche Altertum genau ſo bedenklich und von wahrer humaniſtiſcher Bildung abführend wäre wie einſeitige Verſenkung in das klaſſiſche Altertum.

4. Ferner ſoll der deutſche Unterricht auf dem Realgymnaſium ſtets in inniger Beziehung zum Leben ſtehen. Das fordern ſchon Weſen und Aufgabe des Realgymnaſiums. Hierher gehört vor allem, daß der Schüler ſeine Mutterſprache ſchriftlich und mündlich ſicher und gewandt gebrauchen lerne. Doch deckt ſich dieſes Ziel vollſtändig mit dem des Gymnaſiums, ſodaß ſich hier nur geringe Unterſchiede in dem Betriebe des Unterrichts zeigen. Namentlich bietet der neue ſächſiſche Gymnaſiallehrplan[1]) hier ſo vorzügliche Vorſchriften in Bezug auf die anzuſtellenden grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Übungen, die abzufaſſenden Aufſätze, Protokolle und Referate, ſowie betreffs der mündlichen Übungen, der freien Vorträge und Deklamationen, daß wir dem Realgymnaſium nur empfehlen können, dieſen wohldurchdachten und in ſeinen Wirkungen genau abgewogenen Lehrgang in ſeinen Grundzügen

1) S. über denſelben unſere Ztſchr. S. 398.

Digitized by Google

vom Gymnasium zu übernehmen. Besonders ist der wichtige Gedanke, den Herr Geh. Schulrat Prof. Dr. Vogel vor kurzem in einem Aufsatze in den Neuen Jahrbüchern für Philologie ausführte[1]), daß die grammatischen Erörterungen und Übungen im allgemeinen nicht an die Lektüre, sondern an einzelne, nach den jeweiligen Gesichtspunkten auszuwählende Beispiele anzuknüpfen seien, auch dem Realgymnasium dringend zur Beachtung zu empfehlen. Die vom Volksschulunterrichte übernommene grammatische Zergliederung der Lesestücke, die namentlich Otto und Kehr zu einer Art Virtuosität ausgebildet haben, hat der sprachlichen Ausbildung der Jugend eher geschadet, als genützt; ihr ist es namentlich zuzuschreiben, daß in dem Schrifttum der Gegenwart eine so große Unsicherheit in der Handhabung der grammatischen Gesetze zu Tage tritt. Wenn daher auch hie und da einmal ein inhaltlich weniger wertvolles Lesestück zergliedert werden mag, namentlich wenn es darauf ankommt, die Probe auf das Gelernte zu machen, so muß doch im allgemeinen die grammatische Zergliederung von unsern Lesestücken ferngehalten werden. Eine Beispielgrammatik, die den Stoff nach methodischen Gesichtspunkten ordnet und die Regeln durch fortgesetzte Übung und Wiederholung sicher befestigt, sollte an Stelle der grammatisch zu analysierenden Lesestücke treten und in keinem Realgymnasium fehlen. Dadurch wird es auch ermöglicht, ohne leeren und geisttötenden Formalismus einen strengeren grammatisch-stilistischen Lehrgang durchzuführen, als ihn der neue Gymnasiallehrplan bietet. Hier ist der Punkt, wo das Realgymnasium seine eigenen Wege einschlagen muß. Während im Gymnasium die große Zahl der lateinischen Stunden hinreichend Gelegenheit bietet, auch die Grundlinien des deutschgrammatischen Unterrichts mit zu ziehen, ist für das Realgymnasium, wo die geringere Zahl der lateinischen Stunden eine nachdrückliche Ausnutzung derselben lediglich für das Lateinische nötig macht, ein genau gegliederter Stufengang des deutschgrammatischen Unterrichts, und zwar der Formenlehre so gut wie der Satzlehre, zu fordern. Einen solchen hat Prof. Dr. Hentschel in Döbeln in seinem „Lehrplane für den deutschen Unterricht eines sächsischen Realgymnasiums" gegeben, und ich kann hier, da sich meine Anschauungen in den Hauptpunkten mit denen Hentschels decken, der Kürze wegen einfach auf die Ausführungen dieses verdienten sächsischen Schulmannes verweisen.

Von Wichtigkeit dürfte es ferner sein, daß eine genau geordnete Belehrung über die Schwankungen des Sprachgebrauchs in den grammatischen Lehrgang des Realgymnasiums aufgenommen würde. Wir haben ja nun seit einem Jahre endlich einen auf der Höhe der Wissen-

1) S. über denselben unsere Ztschr. S. 131.

Digitized by Google

schaft stehenden Antibarbarus, der mit feinem Sinne, wie kein anderer, den Regungen des Sprachgeistes nachgeht, ich meine das treffliche Buch von Theodor Matthias: Sprachleben und Sprachschäden[1]), das nicht nur hoch über Wustmanns Sprachdummheiten steht, sondern selbst ernste wissenschaftliche Werke, wie Andresens Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, durch die Lebendigkeit und Genauigkeit seiner historischen Sprachanschauung überragt. Das Werk, das ersichtlich aus der Schule Rudolf Hildebrands hervorgegangen ist, sollte in den Klassen Untertertia bis Untersekunda herangezogen und den Hauptpunkten nach besprochen, auch den Schülern zur Anschaffung empfohlen werden.

Zu diesem Punkte gehört auch ein gelegentlicher Hinweis auf die deutschen Dialekte. Mit den Hauptunterschieden des Hoch-, Mittel- und Niederdeutschen, des Alemannischen und Bayrischen soll der Schüler an der Hand geeigneter Proben bekannt gemacht werden. Oder sollte es dem Schüler zuviel zugemutet sein, wenn er gelegentlich erfährt, daß die Ortsnamen auf ingen dem alemannischen, die auf ing dem bayrischen Dialekte angehören, daß sich die alten Dualformen ös, enk noch heute im bayrischen (als 2. Person Plur.), nicht aber im alemannischen Dialekte erhalten haben, daß die Verkleinerungssilbe im Alemannischen — li oder — le, im Bayrischen — el oder — erl lautet? Daß wir hochdeutsch überall da haben, wo die Verschiebung des p, t, k zu f, z, ch durchgeführt ist, dürfte sich gleichfalls ohne Schwierigkeit dem Schüler einprägen. Und wie lauscht er, wenn er erfährt, daß die mitteldeutsche Aussprache der Zahlen eens, zwee, drei, der Wörter Kleed, weenen und Leib, Wein, Boom, Gloobe und Haus, Haut u. s. w. darauf beruht, daß im Mittel- und Niederdeutschen die alten Diphthonge ai und ou stets zu ee und oo geworden sind, die aus altem î und û dagegen entstandenen neuen Diphthonge ei und au niemals zu ee und oo wurden, sondern als Diphthonge erhalten blieben. Vereinzelte Proben aus Fritz Reuters Werken, aus den alemannischen Gedichten Hebels, aus den bayrischen Karl Stielers, aus Holteis schlesischen Gedichten, aus Sommers Rudolstädter Klängen, aus Wagners Allerlee aus der Überlausitz, aus Edwin Bormanns Liedern eines alten Leipzigers u. a. können getrost einmal zu diesem Zwecke den Schülern dargeboten werden. Er soll wenigstens eine Ahnung von dem unerschöpflichen Reichtum der deutschen Sprache auf dem Gebiete der Mundarten erhalten, er soll auch zur Achtung vor der Mundart erzogen werden und erkennen lernen, daß wir in den Mundarten nicht etwa ein verschlechtertes Schriftdeutsch vor uns haben, sondern lediglich die geschichtlich gewordenen Formen unserer

1) Leipzig, Richard Richter. 1892.

Digitized by Google

Sprache, im Gegensatz zu der mehr oder minder künstlich zugestutzten Sprache der Schrift.

5. Endlich ist es eine Ehrenpflicht des deutschen Unterrichts auf dem Realgymnasium, allen Verbalismus durchaus zu vermeiden. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit." Dieser Satz Lessings sollte mit Flammenlettern in die Seele jedes Realgymnasiasten eingebrannt werden. Rücksichtslos müssen bei der Korrektur der Aufsätze alle zusammengeplünderten Phrasen und zusammengesuchten Schönheitsfloskeln getilgt werden, nur der Ausdruck, der sich von selbst aus der Seele des Jünglings ringt, der sein ursprüngliches oder wohlerworbenes geistiges Eigentum ist, der nach allen Seiten hin klar durchdacht ist und auf scharfer Auffassung der Dinge beruht, darf geduldet und muß vorsichtig zu wirklicher Gestaltung weiter geführt werden. Nur dann, wenn er Stoff und Sprache vollkommen geistig beherrscht, darf sich der Schüler vom einfachen und schlichten Ausdruck zu farbenprächtiger und phantasiereicher Darstellung erheben. Ebenso sind alle ästhetischen Schlagworte dem Schüler sorglich fernzuhalten. In der Litteraturgeschichte vor allem hüte man sich vor allgemeinen Urteilen, die man nicht aus Beispielen zu entwickeln oder durch solche zu belegen vermag. Es würde viel zu weit führen, dies im einzelnen hier darzulegen. Ein einziges Beispiel mag daher das Gesagte beleuchten. Bei Luther begnüge man sich nicht damit zu sagen, daß seine Bibelübersetzung alle ihre Vorgänger übertreffe, sondern man gehe aus von einigen Proben etwa aus der Bibelübersetzung, die vier Jahre vor der lutherischen zu Augsburg 1518 gedruckt wurde. Da heißt es in Psalm 23: „Der Herr regieret mich und mir gepriſt nichts, und an der ſtat der wayde da satzt er mich. Er hatt mich gefüret auff dem wasser der widerpringung, er bekeret mein sel. Er fürt mich aufs auf die steyg der gerechtigkait umb seinen namen. Wann ob ich gee in mitte des schatten des todes, ich fürcht nit die üblen ding, wann du bist bey mir u. s. w." Welch eine ganz andere Sprachbehandlung dagegen bei Luther: „Der HERR ist meyn Hirtte, myr wird nichts mangeln. Er lesst mich weyden da viel gras steht, und furet mich zum Wasser das mich erkulet. Er erquickt meyne seele, er furet mich auf rechter strasse umb seynes namens willen. Und ob ich schon wandert ym finstern tal, furcht ich keyn unglück. Denn du bist bey mir u. s. w." (nach der ersten Originalausgabe von 1524). Und damit vergleiche man dann wieder den Fortschritt in der letzten von Luther durchgesehenen Originalausgabe aus dem Jahre 1545: „DER HERR ist mein Hirte, Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff einer grünen Awen, Und füret mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er füret mich auff rechter Strasse, Umb seines Namens

Digitized by Google

willen. Und ob ich schon wandert im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bey mir u. s. w." Und wie tritt die ganz andere Auffassung des Übersetzeramtes, die Luther hatte, deutlich hervor, wenn man aus demselben Psalm nach der vorlutherischen Übersetzung die Stelle vorliest: „Du hast ersayssitet mein Haubt in dem öl, und mein kelich machet trucken wie lauter er ist" und dieselbe dann nach der letzten Originalausgabe der Lutherbibel giebt: „Du salbest mein Heubt mit öle, Und schenckest mir vol ein." An solche und ähnliche Proben schließe man dann die Lektüre von Luthers Sendbrief von Dolmetschen an, aus dem die Schüler die Übersetzungsgrundsätze Luthers am besten und unmittelbarsten kennen lernen. So wie ich es an diesem Falle gezeigt habe, soll überall verfahren werden; nie lasse man irgendwelche allgemeine Behauptung oder Beurteilung durch, die der Schüler nicht durch ein deutliches und schlagendes Beispiel belegen kann. Alles Nachsprechen fertiger Urteile weise man mit Entschiedenheit aus der Schule hinaus.

Hierher gehört ferner, daß die scheinbare Fülle von Stoff (in der That ist sie nur scheinbar; denn bei methodischer Behandlung vereinfacht sich alles, was hier gleichsam als ein Ideal gefordert wird, ganz von selbst) immer in der einfachsten und natürlichsten Weise behandelt werde und daß man den deutschen Unterricht vor aller Unklarheit und Verstiegenheit nachdrücklich bewahre. Oft genügt eine kurze Andeutung, um alles auf die richtige Grundlage zu stellen und das Gelesene in die rechte Beleuchtung zu rücken. Es kommt vor allem darauf an, daß man bei der Behandlung das hohe Ziel unverrückt im Auge behält und sich demselben nicht auf Umwegen, sondern gerade vorwärts gehend zu nähern sucht, nicht aber darauf, daß man das Einzelne durch übergründliche Behandlung dem Schüler zu einem Gegenstande der langen Weile oder wohl gar des Überdrusses macht.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so zeigt sich, daß sich im deutschen Unterrichte Gymnasium und Realgymnasium zwar innig und vielfältig berühren, daß aber die besondere Aufgabe des Realgymnasiums in einer größeren Betonung und Berücksichtigung der deutschen Grundlagen unseres Schrifttums und in einer eingehenderen und intensiveren Behandlung der einzelnen Gebiete und Stoffe des deutschen Unterrichts besteht, und daß das Realgymnasium infolgedessen berufen ist, eine lebendige Ergänzung zu dem humanistischen Gymnasium zu bilden, das vor allem die altklassischen Grundlagen unserer Kultur berücksichtigt und daher diesen Stoffen in eingehenderer und intensiverer Weise nachzugehen hat.

So soll also, wird nun mancher am Schlusse unserer Darlegungen fragen, das Realgymnasium Deutschtümler bilden? Keineswegs. Man

Digitized by Google

darf doch dabei nie außer acht lassen, daß auch das Deutsche immer nur ein einzelnes Fach innerhalb des Ganzen ist, und daß gerade der Schüler des Realgymnasiums durch die neueren Sprachen und durch die exakten Wissenschaften zu der gemeinsamen Arbeit der modernen Kulturvölker, insbesondere der Deutschen, Engländer und Franzosen, nachdrücklich hingeführt wird. Gerade der Umstand, daß wir fremde Völker nicht mehr wie einst die Alten als Barbaren betrachten und daß nicht mehr ein einziges, sich auserwählt dünkendes Volk Träger der Kultur ist, sondern eine gleichberechtigte Gruppe von Völkern, giebt uns die Gewähr, daß unsere moderne Kulturarbeit nicht zu Grunde gehen wird wie einst die Kultur der Alten, sondern daß sie, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte ein oder das andere Kulturvolk verschwinden sollte, von den anderen bewahrt und ungeschmälert weitergeführt werden wird. Größer aber, als die Gefahr, daß wir engherzige und einseitige Deutschtümler werden, ist wohl für den Deutschen allezeit die gewesen, daß er sich zu sehr den Einflüssen des Fremden hingiebt und schließlich sich selbst an das Ausland verliert. Darum soll der deutsche Unterricht die vaterländische Seite nachdrücklich betonen, daß wir uns durch unsere Sprache und Sitte immer eins fühlen selbst mit dem Niedrigsten aus unserem Volke, daß wir uns der Wurzeln unserer Kraft und der Quellen unserer Eigenart allezeit bewußt bleiben, und daß wir, wenn es darauf ankommt, alle dem Rufe folgen: Hier deutscher Geist und deutsches Schwert! Hier Kaiser und Reich! Gott mit uns allewege!

Die Quitzows Ernst von Wildenbruchs.

Von **Heinrich Gloël** in Wesel.

Ohne Frage ist es unberechtigt, den Unterricht in der deutschen Litteratur mit Schiller und Goethe abzuschließen. Die höhere Schule hat vielmehr die Aufgabe, die Schüler auch in die neuere Litteratur einzuführen. Übermittelung bloßer Namen und fertiger Urteile genügt natürlich nicht. Manches aus der neueren Lyrik können die Schüler in der Klasse kennen lernen. In dem Lesebuche für die Prima müssen auch moderne Prosastücke stehen, namentlich über psychologische, ästhetische, volkswirtschaftliche und kulturgeschichtliche Fragen. Die Schüler sind ferner anzuhalten, durch Benutzung der Büchersammlung der Anstalt sich z. B. mit den Romanen von Freytag, Scheffel, Eckstein, Wilhelm Raabe, W. Alexis und Reuter bekannt zu machen. Und sehr wünschenswert ist es, daß sie der Aufführung guter neuer Dramen im Theater beiwohnen. Der Deutschlehrer der Prima hat Gelegenheit genug, sich von Zeit zu

Digitized by Google

Zeit zu überzeugen, was die Schüler aus der neueren Litteratur kennen, und wie weit ihr Verständnis gedrungen ist.

Eine Besprechung verdienen namentlich „Die Quitzows" von Ernst von Wildenbruch.

Der Dichter wurde 1845 in Beirut in Syrien geboren, wo sein Vater preußischer Konsul war, verlebte seine Knabenjahre zum großen Teil in Athen und Konstantinopel, war Zögling des Kadettenhauses zu Berlin und wurde Lieutenant, gab aber die militärische Laufbahn nach kurzer Zeit wieder auf, um die Rechte zu studieren, und lebt jetzt als Legationsrat in Berlin. Er verfaßte lyrische Gedichte, Epen und Novellen, unter denen „Der Meister von Tanagra" hervorragt; seine eigentliche Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete des Dramas. Von seinen Schauspielen nenne ich „Die Haubenlerche" (1890), welche die soziale Frage der Gegenwart behandelt. Von den Lustspielen ist besonders „Das heilige Lachen" (1892) wegen seines allegorischen Gehaltes eigenartig. Seine meisten Dramen gehören der ernsten Gattung an, und die meisten sind historisch. Die bedeutendsten mache ich namhaft. Durchschlagenden Erfolg errang zuerst das 1882 aufgeführte Trauerspiel „Die Karolinger", welches den Streit zwischen den Söhnen Ludwigs des Deutschen darstellt. Im „Harold" (1882) kämpft der angelsächsische Herzog Harold mit Wilhelm von der Normandie um die englische Königskrone. „Das neue Gebot" (1886) schildert den Kampf zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Partei zur Zeit Heinrichs IV., „Bernhard von Weimar" (1892) feiert den Herzog Bernhard als selbständigen Sieger in der Schlacht bei Lützow und schließt mit seinem plötzlichen Tode durch Gift. „Christof Marlow" (1884) stellt die Leidenschaft des englischen Dichters Marlow und seine Künstlereifersucht gegen Shakespeare dar.

Besonders gern nimmt Wildenbruch seinen Stoff aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte. „Der Menonit" (1882) enthält den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der religiösen Satzung der Menonitengemeinde zur Zeit der Franzosenherrschaft. Das Schauspiel „Väter und Söhne" (1882) bezieht sich auf die unglückliche Übergabe Küstrins und auf die Schlacht bei Großbeeren. „Der Generalfeldoberst" (1889) behandelt den gescheiterten Versuch des Hohenzollern Johann Georg von Jägerndorf, den böhmischen Königsthron für Friedrich von der Pfalz zu retten. Im „Neuen Herrn" (1891) ergreift der große Kurfürst Friedrich Wilhelm nach dem Tode seines Vaters kräftig die Zügel der Regierung. Den größten Beifall aber fanden „Die Quitzows", die zuerst 1888 in Berlin aufgeführt wurden.

Ich sehe es als die Hauptaufgabe des Beurteilers an, ein Dichtwerk als individuelles Erzeugnis des Dichtergeistes zu verstehen und es,

Digitized by Google

ohne sich durch Vorurteile beirren zu lassen, in seiner Eigenart zu würdigen. In dieser Überzeugung vergegenwärtige ich dem Leser zunächst den Gang der Handlung von Wildenbruchs Quitzows, wodurch auch der Bau des Dramas schon deutlich werden wird.

Der Dichter führt uns nicht sofort mitten in die Handlung hinein, sondern schildert uns zunächst in höchst anschaulicher Weise den trostlosen Zustand der Mark Brandenburg zur Zeit des Kaisers Sigismund. Aus einem Gespräch der beiden Berliner Bürgermeister und mehrerer Ratmannen erfahren wir, daß der Markgraf Jobst von Mähren zwar fortwährend Geld verlangt und Schlösser und Städte verpfändet, aber unthätig in Prag sitzen bleibt und herrlich und in Freuden lebt. Indessen wird die Mark von den Pommern verheert, und Raubritter hausen im Lande. Der gefährlichste und mächtigste unter diesen ist Dietrich von Quitzow. Der Bürgermeister Perwenitz ist trotz des Widerspruchs der anderen dafür, diesen zum Feldhauptmann zu machen. Denn „der Quitz hat Schneid, er ist ein Held in der Schlacht, er hat Gedanken, die nicht auf der Erde kriechen", kurz er ist ein ganzer Mann, und die Mark hungert nach einem Manne.

Darauf kommt die Nachricht, daß Dietrich von Quitzow mit den Pommern Straußberg belagert, sich aber gern mit den Berlinern zusammen thun möchte, um die anmaßenden Pommern mit gekerbtem Rücken nach Hause zu schicken. Der lustige Schmiedegeselle Köhne Finke überbringt einen Brief Dietrichs. In der Übergabe dieses Schreibens an den Bürgermeister sehe ich das erregende Moment des Stückes oder den Anstoß zum Handeln.

Es folgt eine komische und doch rührende Wiedersehens- und Liebesscene zwischen Köhne Finke und Rieke Stroband, der Tochter seines früheren Meisters. In einer Volksscene wird uns sodann das himmelschreiende Elend der Straußberger vorgeführt, deren Stadt zerstört ist, und die jetzt hilfeflehend nach Berlin kommen. Des Klagens, Heulens und Wimmerns wird fast zu viel gethan. Verzweifelt ist namentlich Thomas Wins, der Bürgermeister von Straußberg, zumal seine Tochter bei dem Morden und Brennen vor Entsetzen den Verstand verloren hat. Auch der junge Konrad von Quitzow, der seit seiner Kindheit die Berliner Domschule besucht, ist bei dem Auflauf zugegen und wird durch den Anblick des Elends tief ergriffen. Die Berliner Ratsherren wollen ihre Stadt vor einem ähnlichen Schicksal wie Straußberg bewahren und sind jetzt bereit, auf den von Dietrich in seinem Briefe gemachten Vorschlag einzugehen, nämlich ein Bündnis mit ihm gegen die Pommern zu machen, und ihm seinen Bruder Konrad wohlbehalten zuzuführen. Vorläufig schließen sie den Bund mit Konrad ab, der sich durch einen Schwur

Digitized by Google

auf sein Schwert ganz dem Vaterlande weiht. So führt uns der erste Aufzug genau in die vorliegenden Verhältnisse ein, macht uns deutlich, daß es unmöglich so bleiben kann, führt uns den jüngeren Quitzow vor, spannt uns auf das persönliche Auftreten des anderen und giebt uns in dem Entschlusse Konrads und der Berliner den Anfang der dramatischen Verwickelung.

Nun schreitet die Handlung rüstig vorwärts. Wir werden endlich mit Dietrich von Quitzow selbst bekannt gemacht. Nach der Eroberung Straußbergs läßt der hünenhafte, rücksichtslose Mann die schwachmütigen Herzöge von Pommern seine ganze Überlegenheit fühlen, und als ihm ihre Prahlerei zu groß wird, kündigt er ihnen die Freundschaft. Aber er feiert noch einen anderen Triumph. Die Gräfin Barbara von Bug, eine natürliche Tochter des Königs Jagello von Polen, sagt sich von ihrem Verlobten, dem Pommernherzog Kasimir, los und wendet sich voll glühender Bewunderung dem Dietrich zu, weil Mannesmut ihr höher steht als Fürstenblut. Dietrich schließt sie erfreut in seine Arme, weil er in ihr eine kühne, ihm verwandte Seele erkennt.

Inzwischen ist Konrad mit den Berlinern angekommen. Er ist begeistert von der Heldengröße seines Bruders, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hat, schwärmt für Liebe, Freiheit und Vaterland und freut sich, ihm Landsleute zuzuführen. Dietrich aber wird durch Barbaras Hohn bewogen, die Berliner nicht als Landsleute, sondern nur als Werkzeuge anzusehen.

„Bündnis mit Quitzow? Krämerseelen, wißt,
Bündnis mach ich mit euch, — nicht ihr mit mir!"

Hierauf treten die Berliner Ratmannen ein, die ihn zu ihrem Führer gegen die Pommern machen und von ihm veranlaßt werden, ein Bündnis auf Tod und Leben mit ihm zu schließen.

Eine neue Stufe der Steigerung liegt darin, daß die Stadt Berlin den Quitzows ein glänzendes Fest veranstaltet. Dabei wird die Nachricht, daß Jobst von Mähren gestorben ist, mit großem Jubel aufgenommen. Die Stimmung ändert sich, als gemeldet wird, daß der Kaiser den Hohenzollern Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, zum Statthalter ernannt habe. Die Berliner sind so thöricht, Quitzow zu ihrem Sprecher zu machen und wollen sich an alles binden, was er abmacht. Nun hat dieser das Heft in Händen. Er steht auf dem Gipfel des Erfolges, als er im Namen der Bürger und der Schloßgesessenen dem Abgesandten des Kaisers trotzig erklärt, den neuen Markgrafen nicht anerkennen zu wollen.

Auf den Höhepunkt der Handlung aber folgt sofort der Umschlag. Durch herrisches, rohes Benehmen schadet sich Dietrich selbst. Er verlangt von allen den Schwur, daß sie dem Hohenzollern die Huldigung

Digitized by Google

weigern. Konrad schwört, aber die Berliner werden von Thomas Wins vor dem Schwure gewarnt. Dietrich läßt diesen trotz des Einspruchs der Bürger ergreifen und abführen. Diese Gewaltthat führt zum völligen Bruche zwischen ihm und den Berlinern. Damit schließt der zweite Aufzug.

Im dritten Akte zeigt sich Dietrich in seiner ganzen Engherzigkeit und Härte. Der alte Wins sitzt im Verließ der Burg Friesack. Frau und Tochter bitten für ihn vergeblich, vergeblich auch der junge Konrad, der es wagt, seinen Bruder an Volk, Pflicht und Vaterland zu mahnen. Dietrich erwidert starr:

„Was schiert mich Brandenburg?
Eins nur fühl ich ganz:
Das bin ich selbst. Ich bin mir Brandenburg."

Die beiden Brüder können sich nicht verstehen und entzweien sich völlig. Mit Konrad verzweifeln wir nun daran, daß Dietrich wirklich berufen sei, der Retter der Mark zu werden. Wir sind gespannt auf Friedrich von Hohenzollern. Wird er kommen? Wird ihm die Mark huldigen? Wird er sich Dietrich fügen, oder wird es zum Kampfe zwischen beiden kommen? Auf wessen Seite wird sich Konrad stellen? Alle diese Fragen werden durch den weiteren Verlauf der Handlung beantwortet.

Friedrich von Hohenzollern erscheint, um dem bedrängten Lande Frieden, Recht und Glück zu bringen. Die Edlen und die Städte der Mark huldigen ihm bei Brandenburg, zuletzt auch die Berliner. Da plötzlich tritt Dietrich von Quitzow herzu und wirft den Berlinern Meineid vor, weil sie zuerst ihm auf Tod und Leben geschworen und jetzt dem Hohenzollern gehuldigt hätten. Da er weder den Markgrafen anerkennen, noch den alten Wins herausgeben will, so wird er von Friedrich in Kaisers Namen in Acht und Aberacht erklärt. Konrad gerät dadurch in bittere Seelenpein. Denn innerlich jubelt er dem Hohenzollern als dem Retter des Landes zu, aber das gleiche Blut und sein Eid fesseln ihn an den Bruder. Er ruft aus:

„Es ist der Retter, — und er kommt als Feind!
Dein Feind ich? Es ist wider die Natur!
Dein Freund ich? Es ist wider die Natur!
Mördrin Natur, gieb zwischen Leib und Seele
Mir einen Ausweg! Wenn du keinen findest,
So brauch dein letztes Mittel, gieb mir Tod!"

Im Anfang des vierten und letzten Aufzugs scheint der Faden der eigentlichen Handlung unterbrochen zu sein. Köhne Finke nimmt Abschied von Rieke Stroband und versöhnt sich mit ihrem Vater. Morgen geht es in den Krieg, denn der neue Markgraf will mit den märkischen Städten die Burg Friesack belagern, um den Quitzow zu strafen und den alten Wins zu befreien. Agnes verzweifelt, weil Konrad in Todesnot kommt.

Digitized by Google

Nun nähern wir uns der Katastrophe immer mehr. Wir werden in die Burg Friesack selbst hineingeführt. Dietrich ist von Feinden umzingelt und wird besonders durch Friedrichs große Donnerbüchse in Bedrängnis gebracht. Ergreifend ist ein Gespräch Konrads mit Dietrich Schwalbe, dem alten treuen Bannerträger der Quitzows. Aus Pflichtgefühl harrt Konrad bei seinem Bruder aus, obgleich er dessen Sache nicht billigt, und obgleich er weiß, daß Friesack fallen muß. Und dann? „Dann wird gestorben".

Da tritt ein Moment der letzten Spannung ein; es scheint, als ob der Untergang noch vermieden werden könnte. Als Mann verkleidet kommt Barbara in die belagerte Burg und bringt die Nachricht, daß 10 000 Polen ihres Vaters Jagello und selbst die Pommern den Quitzows zu Hilfe eilen. Dietrich beschließt, sich durchzuschlagen, um sich an die Spitze des heranrückenden Heeres zu stellen, und befiehlt seinem Bruder Konrad, ihm voran mit den besten Knechten in die brennende Stadt Friesack einzubrechen. Aber Konrad will sich nicht mit Hilfe der Polen befreien. Er läßt sich nicht zum Slavenknechte dingen, und zu dem empörten Bruder sagt er:

„Ich entsetze dich
Des Brudernamens, ich entsetze dich
Des Namens unsrer Ahnen, ich entsetze dich
Des brandenburgischen, des deutschen Namens,
Den du entehrt, da du ein Slave wardst".

Barbara trennt die Wütenden; da kommt ein Abgesandter des Burggrafen und verlangt die Auslieferung von Thomas Wins. Dietrich will ihn ausliefern, nicht lebendig, aber tot. Die Jammergestalt des lange geketteten Wins erscheint auf der Bühne. Dietrich stürzt auf ihn los, um ihn zu erschlagen, wird aber von seinem Bruder zurückgehalten. Konrad wird von Dietrich geschlagen, zwingt ihn aber in die Kniee. Dann greifen beide zu den Schwertern, und Konrad haut seinen Bruder mit einem Streiche nieder. Der alte Schwalbe fragt seinen jungen Herrn, was mit dem Mörder geschehen solle. Dieser antwortet: „Du weißt, was ihm zu geschehen hat, thu deines Amts", bietet ihm die Brust dar und wird von dem schluchzenden Diener erdolcht.

Konrad richtet sich noch einmal auf und spricht die begeisterten Worte:

„Ich höre — ich höre — die Stimme Brandenburgs!
Fernher tönt sie, — näher schwillt sie und wächst, —
Ihr voran schreitet ein Name,
Wandelnd den ehernen Gang, —
Die Zeit geht neben seinem Schritte her. —
Tausend Zungen rufen ihn, —
Tausend Herzen schlagen in ihm, —
Näher und näher —
Mächtig und mächtiger" —

Digitized by Google

Da stürmt der siegreiche Friedrich mit seinen Rittern in die eroberte Burg ein. Konrad streckt beide Hände nach ihm aus und stirbt in seinen Armen mit dem Rufe „Hohenzollern".

Dies ist der Inhalt des Stückes. Seine Wirkung verdankt es besonders dem edlen vaterländischen Geiste, von dem das Ganze getragen ist. Der Dichter nimmt seinen Stoff hier nicht aus dem letzten französischen Kriege wie in den Epen Sédan und Vionville, nicht aus der Zeit der Franzosenherrschaft wie in dem Trauerspiel „Der Menonit" und in dem Schauspiel „Väter und Söhne", nicht aus dem dreißigjährigen Kriege wie im „Generalfeldobersten" und im „Neuen Herrn", sondern er greift in eine viel frühere Zeit der brandenburgisch-preußischen Geschichte zurück. Er verherrlicht die Begründung der Hohenzollernherrschaft. Gewiß ein würdiger Gegenstand, zumal in unserer Zeit, wo der nationale Gedanke wieder gekräftigt ist und die Hohenzollern sich solche Verdienste um seine Erstarkung erworben haben. Wildenbruch schlägt damit eine Saite an, die im ganzen preußischen Volke Widerhall finden muß. Selbst begeistert, weckt er Begeisterung. Obgleich er alte Zeiten darstellt, steht er so doch mitten im Volksleben. Sein Drama ist nicht nur historisch, sondern, wie jedes Drama sein sollte, seinem innersten Wesen nach zugleich auch modern und zeitgemäß.

Der Patriot darf aber nicht den Dichter vertreiben, wie Lessing sagt. Dies ist nicht nur in manchen gutgemeinten Festspielen der Fall, sondern meines Erachtens auch in Wildenbruchs Generalfeldoberst. Hier merkt man zu deutlich die Absicht, das Hohenzollernhaus zu verherrlichen. Eine hellsehende Jungfrau giebt nämlich im Jahre 1620 eine Weissagung auf Friedrich den Großen, und zwar so genau, daß sie sogar den Namen Friedrich nennt. Zweifellos recht unnatürlich und gesucht! Und es wird dadurch nicht gemildert, daß die Personen des Stückes die Worte auf den Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz beziehen. In den Quitzows dagegen wird die patriotische Wirkung nicht von außen hineingetragen, sondern liegt im Stoffe selbst. Auch Konrads prophetische Worte am Schlusse ergeben sich ungezwungen aus der Sachlage und sind unbestimmt genug, um natürlich zu sein. Oder soll das Drama allein deswegen byzantynisch und höfisch sein, weil ein Hohenzoller darin auftritt? Daß dieser allerdings realistischer gehalten sein müßte, werden wir unten sehen. Und soll der Dichter sich gerade die so dankbaren und wirkungsvollen vaterländischen Stoffe entgehen lassen? Er muß allerdings auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei stehen und darf nicht im einseitigen Lokalpatriotismus aufgehen. Und in der That ist ja Wildenbruchs Stück nicht nur brandenburgisch-preußisch, sondern, was höher ist, auch echt deutsch.

Digitized by Google

In meinen Augen ist es ein Vorzug, wenn eine Dichtung vaterländischen Geist atmet. Aber Haupterfordernis bleibt doch immer der poetische Gehalt. Fehlt dieser, so ist sie als Dichtung wertlos. Um also das Wildenbruchsche Drama recht zu würdigen, müssen wir fragen, ob Handlung, Charakteristik und Darstellung Wohlgefallen erregen, ob das Ganze auf unser Empfindungsleben Eindruck macht, ob es auf einen geläuterten Geschmack harmonisch wirkt, ob es wirklich schön ist.

Wie die meisten Wildenbruchschen Dramen zeichnet sich das Stück durch klare, fesselnde Exposition und durch reiche, lebhafte Handlung aus, einige Scenen sind äußerst packend, besonders der zweite und dritte Aufzug sind sehr spannend und voll dramatischen Lebens. Ich erinnere nur an zwei große Scenen, das Festmahl in Berlin und die Huldigung. Beide sind figurenreich, mannigfaltig und abgestuft in ihren Motiven, beide gewähren auf der Bühne ein äußerst farbenprächtiges Bild, beide sind von großartiger Wirkung. Sie bezeugen, daß wir es hier mit einem großen Dramatiker zu thun haben. Zuweilen zeigt sich kräftige Steigerung, z. B. dem Abschluß des Bündnisses zwischen Dietrich und den Berlinern gehen vier Stufen der Vorbereitung voraus: Der Bürgermeister tritt für den Quitzow ein, Dietrich sendet einen Brief an die Berliner, diese machen ihren Bund mit Konrad, Dietrich veruneinigt sich mit den Pommern. Am kräftigsten herausgearbeitet ist der Schluß der Akte und Halbakte. Einmal rufen die Berliner unter brausendem Jubel zugleich: „Für Brandenburg auf den Weg!" Ein andermal ruft alles: „Hinaus mit den Pommern aus der Mark, hinaus!" Am Ende des zweiten Aufzuges suchen die Bürger den Reisigen Quitzows den alten Wins wieder zu entreißen. Der dritte schließt mit der Ächtung Dietrichs, der vierte mit dem Untergange der Brüder und dem Siege Hohenzollerns. Indem so der bühnenkundige Dichter eindrucksvolle Stellen unmittelbar vor das Fallen des Vorhanges legt, erzielt er natürlich eine große theatralische Wirkung.

Es kommt aber nicht nur auf die Fülle von Begebenheiten an, sondern auch darauf, daß sie zusammen ein übersichtliches und einheitliches Ganzes bilden. In der Geschichte wurde Straußberg durch Quitzow im Jahre 1402 zerstört, 1411 starb Jobst von Mähren, Friedrich langte 1412 in der Mark an und zerstörte 1414 Friesack. Es zeugt von richtiger Einsicht in die Natur des Dramas, daß Wildenbruch diese auf 12 Jahre verteilten Ereignisse in die Zeit von wenigen Wochen zusammengerückt hat. So machen sich Lücken in seinem Drama nicht bemerkbar, der Strom der Handlung scheint ununterbrochen dahin zu fließen.

Digitized by Google

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz im Gesange
Der Ordnung leichtgefaßtes Glied."

Die Einheit der Zeit ist also gewahrt, obgleich die Handlung nicht innerhalb 24 Stunden vor sich geht, wie es die von Lessing bekämpfte französische Technik verlangte.

Und wie steht es mit dem Orte der Handlung? Der Schauplatz ist in dem Drama Berlin, Straußberg, Brandenburg und Friesack. Er wechselt im ganzen sechsmal und zwar innerhalb des ersten Aufzuges gar nicht, in den folgenden nur je einmal, also nicht so oft, daß der Zuschauer verwirrt werden kann, wie es im Shakespeareschen Drama vorkommt oder auch in Goethes Götz, in dem 45mal Szenenwechsel stattfindet.

Zeit und Ort bilden aber nur den äußeren Rahmen, wichtiger ist die Einheit der Handlung. „Die Einheit des Ganzen beruht aber auf der Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzwecke." (Lessing.) Die einzelnen Vorgänge müssen also innerlich verknüpft sein und von einem einheitlichen Ziele beherrscht werden. Die Ziele der handelnden Personen sind natürlich verschieden, aber das Ziel der Handlung oder das Ziel des Dichters ist offenbar die Befreiung der Mark Brandenburg aus ihrer jammervollen Lage. Es fragt sich, ob Dietrich von Quitzow im stande ist, diese Aufgabe zu erfüllen, oder ob ein anderer, nämlich der Hohenzoller, würdiger ist, die Mark zu retten und zu beherrschen. Dies ist die Achse des Stückes, um die sich alles dreht, dies ist der Augenpunkt, von dem das Drama betrachtet werden muß. Hierauf bezieht sich fast alles. Episodisches Beiwerk findet sich kaum, abgesehen von dem Liebesverhältnis zwischen Köhne Finke und Rieke Stroband, das sich zu einer anziehenden Nebenhandlung erweitert und für die Ausmalung des Hintergrundes wichtig ist.

Der persönliche Mittelpunkt des Stückes ist Dietrich von Quitzow. Im ersten Teile hat er Erfolg, vom Wendepunkte an sinkt sein Stern; auf seiner Seite stehen Barbara, Dietrich Schwalbe, anfangs auch Konrad. Ihm gegenüber stehen Friedrich von Hohenzollern, die Berliner und auch Konrad. Ähnlich wie im „Menoniten" und im Schauspiel „Väter und Söhne" kommt es zu einem Kampfe zwischen Willkür und Recht, Engherzigkeit und Gemeinsinn, Eigenliebe und Vaterlandsliebe. Dies kann man als den einheitlichen Grundgedanken, oder wenn man will, mit etwas hochtrabenderem Ausdruck als die Idee des Dramas bezeichnen. Der Streit ist um so bedeutsamer, weil er zur Begründung der Hohenzollernherrschaft in der Mark führt, und weil die beiden entgegengesetzten Standpunkte durch zwei Brüder vertreten werden. Der Gegensatz der

Digitized by Google

feindlichen Brüder ist hier also wieder ganz anders als der zwischen Eteokles und Polyneikes, zwischen Don Manuel und Don Cesar, zwischen Karl und Franz Moor. Zum eigentlichen Konflikt kommt es aber erst im zweiten Teil, und ein innerer Kampf findet nicht in Dietrichs, sondern in Konrads Brust statt. So spaltet sich die Teilnahme. Dietrich sinkt in unserer Achtung, je genauer wir ihn kennen lernen, und Konrad gewinnt unsere Sympathie immer mehr. Dem Gefüge der Handlung schadet es auch, daß der Hohenzoller erst gegen Ende des vorletzten Aktes auftritt. Ja das Interesse beginnt gegen den Schluß zu erlahmen, weil der Anfang des 4. Aktes etwas abfällt. In dieser Hinsicht ist also keine vollständige Geschlossenheit erreicht. Das Drama klafft zwar nicht ganz in zwei Hälften auseinander wie „Väter und Söhne", aber es hat doch nicht die Einheit des Baues wie der „Menonit."

Es ist aber lehrreich zu sehen, wie Wildenbruch der Einheit und poetischen Wahrheit zu liebe den ihm vorliegenden geschichtlichen Stoff umgestaltet hat. In der Geschichte war Dietrichs Bruder Hans von Quitzow ein selbständiger Raubritter, der in der Burg Plaue saß und samt dem dritten Bruder Henning durch den Erzbischof Günther von Magdeburg gefangen wurde. Wildenbruch sieht von Hans ganz ab und schafft den Priester Henning, der in Paris studiert hatte, und sich eine Zeit lang in Berlin aufhielt, um zu der Gestalt des Scholaren Konrad. In der Geschichte huldigten die Quitzows dem Hohenzollern anfangs und empörten sich erst nachher. Ein Zwiespalt fand zwischen den Brüdern nicht statt. Verschieden war auch ihr Ende. Hans wurde von Friedrich seiner Güter beraubt, später aber entschädigt. Dietrich entkam aus Friesack, irrte vogelfrei in der Mark umher und verkam. Unhistorisch ist auch das Verhältnis zwischen Dietrich und den Polen und Pommern. Barbara von Burg und die Prachtgestalt Köhne Finke sind ganz neu geschaffen. Die Charakteristik der Personen ist ganz Eigentum des Dichters.

Man hat ihm die Abweichung von der Geschichte zum Vorwurf gemacht. Aber „der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber". Viel höher als die historische Treue muß ihm die poetische Wahrheit stehen, er muß seinen Stoff einem Idealisierungsprozesse unterwerfen. Er darf nicht nur die Überlieferung ändern, sondern er muß es sogar häufig. So verfuhren Shakespeare, Schiller und Goethe in ihren historischen Dramen, so auch Wildenbruch z. B. in den Karolingern und im Harold. In den „Quitzows" aber hat der Dichter das Wesentliche beibehalten und ist der Überlieferung immer noch nahe genug geblieben, viel näher als z. B. in seinem „Bernhard von Weimar". Und seine Änderungen sind durchaus passend, sie machen den Stoff erst poetisch

Digitized by Google

und bedeutend und dienen der dramatischen Einheit und Wahrscheinlichkeit.

Aber ist denn die Handlung des Dramas überhaupt wahrscheinlich und natürlich? Erklären sich die einzelnen Vorgänge aus dem innersten Wesen der Personen? Im allgemeinen, ja. Immer mehr fühlen wir die Notwendigkeit, daß die Quitzows fallen müssen. Dietrich verschuldet seinen Untergang selbst. Er ist hart und unmenschlich gegen Wins, er stößt den liebenden, warnenden Bruder zurück, er lehnt sich nicht nur gegen den vom Kaiser gesandten Hohenzoller auf, sondern auch gegen das Gebot der Sittlichkeit überhaupt. Sein Tod ist das notwendige Ergebnis seines Charakters und seiner Handlungsweise. Wenn irgendwo, so haben wir hier eine Schuld, die gesühnt werden muß. Tragik liegt aber erst in Konrads Schicksal. Auch er trägt den Keim des Todes in sich; er muß sterben, wenn er sich nicht untreu werden oder seinen Eid brechen soll.

Schiller verlangt mit Recht in der Tragödie ein großes, gigantisches Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Aber mich wenigstens entläßt das Drama nicht mit dem reinen Gefühl der Befriedigung und Erhebung. Gehoben werden wir ja durch den Sieg des Guten. Aber im Grunde genommen, siegt der Hohenzoller doch mehr durch das äußere Mittel seiner Donnerbüchse als durch seinen Heldenmut. Ist es natürlich, daß der junge Konrad den riesenstarken Bruder erschlägt? Zum Grundgedanken des Stückes würde es allerdings nicht gut passen, wenn Konrad durch Dietrich besiegt würde. Der Schluß ist ja rührend und erschütternd. Aber hat es nicht etwas Anstößiges und Peinliches, daß Konrad von dem eigenen Bannerträger erdolcht wird? Wir bedauern das herbe Schicksal, es fehlt aber doch die Einsicht, daß es so kommen mußte. Kurz der Eindruck des Willkürlichen und Zufälligen läßt sich am Schlusse nicht ganz verwischen.

Auch sonst sind die „Quitzows“ ebenso wie Wildenbruchs übrige Dramen, besonders das wirkungsvollste, „Die Karolinger“, nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten. Würde Dietrich in Wirklichkeit, wenn er in Fehde mit den Berlinern war, seinen Bruder so lange in Berlin gelassen haben? Ist es wahrscheinlich, daß ein Zögling der Domschule einen Vertrag mit den Berlinern schließt? Ist es nicht auffallend, daß diese überhaupt zu einem Bündnis mit Dietrich bereit sind, der ihnen bisher nur geschadet hat? Ist es psychologisch begründet, daß der alte Wins dem Dietrich flucht, der doch seiner Tochter in Straußberg das Leben gerettet hat? Ist es nicht wunderbar, daß der Geist der Agnes Wins beim bloßen Anblick Konrads wieder licht wird? Aber alle diese Einwürfe hat sich der Dichter vielleicht schon selbst während der Arbeit

Digitized by Google

gemacht und beantwortet. Und für Fehler des Stückes werden wir durch seine Vorzüge reichlich entschädigt. So durch die Charakteristik.

Die Handlung muß Ausfluß der Charaktere sein. Wildenbruch weiß nun seine vielen Personen nicht nur geschickt zu bewegen, nein, er hat es auch verstanden, und mehr als in seinen früheren Dramen verstanden, seinen Personen lebendige Seelen einzuhauchen. Wir haben es meist nicht mit schemenhaften Gestalten zu thun, es sind fast alles Menschen von Fleisch und Blut, die er uns darstellt. Eine ganze Reihe der verschiedensten Charaktere tritt uns entgegen. Manche sind mit wenigen Strichen gekennzeichnet, wie z. B. die Pommernherzöge, andere sind tief und fein ausgearbeitet. Ohne in schematische Gegenüberstellung zu verfallen, hat der Dichter das Kunstmittel des Kontrastes angewandt.

Was für ein Mensch ist nun Dietrich? Er ist die bedeutendste Persönlichkeit des Stückes und hat entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Handlung. Er ist voll kühnen Selbstbewußtseins, von großer Willensstärke, tapfer, offen und nicht ohne Ritterlichkeit. Frisch und unmittelbar folgt er dem Naturtrieb, ohne von des Gedankens Blässe angekränkelt zu sein. Geleitet wird er von der Herrschsucht, aber in gemeinerer Weise als Macbeth, Wallenstein, Fiesko und andere tragische Helden; es fehlt ihm die sittliche Größe, wenn er auch nicht solch Schurke ist, wie der Graf Bernhard in Wildenbruchs Karolingern und Matthias im Menoniten. Shakespeares Richard III. ist ihm an geistiger Bedeutung und Großartigkeit weit überlegen. Von einer gewissen Großartigkeit ist nur Dietrichs Selbstsucht. Er ruft aus: „Unser Wille, unser Recht!“ und „Gesetz — Gesetz — so wißt, daß ich auf Erden nichts so verachte wie das Wort Gesetz! Gesetz ist Bündnis aller feigen Memmen wider den starken, mutgen, freien Mann!“ Er spricht stets von der Freiheit, findet sie aber nur in der schrankenlosen Macht und Willkür. Er ist übermütig, trotzig, unbeugsam, den Regungen des Mitleids nicht zugänglich, von eiserner Folgerichtigkeit des Handelns, voll Rachsucht und ohne Gnade gegen den Beleidiger. Ohne das heilige Amt zu erkennen, das ihm das Schicksal anbietet, sagt er: „Mein Volk, mein Volk! Das thörichte Gerede! Wo ist mein Volk? Mein Vaterland bin ich!“ Überall rohe Kraft ohne Gefühl! Gehoben wird er nur durch seine Liebe zu Barbara, aber er ist zu stolz, sie sich vom König Jagello zur Ehegemahlin zu erbitten. Beim ersten Wiedersehen mit Konrad zeigt er einige Bewegung, aber diese Stunde nennt er selbst die sonderbarste seines Lebens. Sonst ist seine Seele starr, meines Erachtens zu starr für einen dramatischen Helden. Ich erkenne ja an, daß Dietrichs Charakter von historischer Wahrheit ist; solch ein Mann war im 15. Jahrhundert sehr wohl möglich. Und er ist vom Dichter

Digitized by Google

mit scharfen Zügen gezeichnet. Aber bei dem Haupthelden eines Dramas darf das psychologische Problem nicht fehlen.

Im Gegensatz zu Dietrich ist Friedrich von Hohenzollern lauter Edelmut und Tugend. Ihm fehlt es an scharf ausgeprägten Zügen. An Stelle der Thaten treten wortreiche Selbstgespräche. Wir hören nicht einmal etwas von seinen früheren Leistungen für den Kaiser. Er kommt uns fast wie ein Fremdling aus der anderen Welt vor, der die Erde beglücken will. Man wird an Lohengrin erinnert. Seine Rolle führt leicht zu übertriebenem Pathos.

Wie Max Piccolomoni als Idealist den realistischen Wallenstein ergänzt, so stellt sich Konrad neben Dietrich. Reich an Glauben und Hoffnung, eine empfindsame Natur, schwärmend für alles Gute und Hohe, tritt er in die ihm fremde Welt ein und sieht sich bald getäuscht, getäuscht durch den eigenen Bruder. Unsere innige Teilnahme begleitet ihn, denn er ist ein wirklich dramatischer Charakter, der sich entwickelt, und ein tragischer Charakter, der infolge seiner an sich berechtigten Eigenart unter der Wucht des Schicksals leidet. Wie Schillers Don Carlos und wie Reinhold im „Menoniten" wird er vom Jüngling zum Manne. Am Schlusse steht er dem Bruder an Stärke und Entschiedenheit des Wollens nicht nach. Er erschließt uns sein innerstes Herz und hat einen ergreifenden Seelenkampf zu bestehen. Zu Grunde geht er, weil er für eine Sache zu kämpfen hat, die er nicht billigt. Die Rolle erfordert einen jugendlichen, feurigen Darsteller, der aber nicht viel kleiner als Dietrich sein darf, weil sonst dessen Bewältigung durch Konrad gar zu sehr auffällt.

Noch manche andere Charaktere des Stückes verdienen Erwähnung, so der lebensfrohe Perwenitz, der nicht ohne Schwung des Geistes ist, sich aber im Quitzow gründlich verrechnet, der eigensinnige und doch gutmütige Stroband, der maßlose, haßerfüllte Wins, dessen Klagen und Winseln allerdings unangenehm berührt und zu übertriebenem Spiel verführt. Eine lebensfrohe Gestalt ist besonders Köhne Finke, gemütvoll, voll Mutterwitzes, keck und „immer vornweg mit dem Mundwerk". Einen Gegensatz zu der amazonenhaften, leidenschaftlichen Barbara bildet die sanfte Agnes mit ihrer zarten Liebe zu Konrad. Aber gerade die Frauencharaktere sind mehr angedeutet als wirklich ausgeführt. Vortrefflich gelungen ist die komische Gestalt des biederen Wachtmeisters Hans Sturz.

Ähnlich wie die Personen ist auch die Zeit charakterisiert. Ein anschauliches Kulturbild vom Zustande der Mark im Anfang des 15. Jahrhunderts wird vor unseren Augen entworfen. Wir lernen das Leben der Bürger und der Ritter kennen. Das Treiben vor dem Rathauskeller, das Spielen und Tanzen der Jugend, das Unwesen der Raub-

Digitized by Google

Man sieht, es fehlt dem Dichter nicht am Ausdruck für die Leidenschaft und für die sanfte Empfindung. Friedrich, Dietrich, Konrad, Perwenitz, Köhne, jeder hat seine eigene Sprache, obgleich die Abstufungen manchmal noch feiner sein könnten.

Viel seltener als früher führt den Dichter eine ungezügelte Phantasie an falscher Stelle zu feierlichem Pathos, seltener wird der rechte Ton verfehlt. Zuweilen aber läßt auch die Sprache dieses Dramas noch das rechte Maß vermissen, besonders in den Reden des alten Wins, die zum Teil unnatürlich sind. Manchmal ist überhaupt stark aufgetragen, es wird viel gelärmt, die Kraftausdrücke häufen sich. Jobst wird genannt ein „Erzlump", ein „böhmischer Judas", ein „verfluchter Slave". Die Schloßgesessenen sind „Deibels". Dietrich von Quitzow wird mit Namen beehrt wie „Teufelskröte", „Haifisch", „Drache Brandenburgs", „Satansknochen". Dafür giebt er den Berlinern die Ehrentitel: „Elende Wetterfahnen", „Froschquaker von der Spree" und „blökendes Herdenvieh". Köhne nennt die Pommern nicht nur „pommersche Spickgänse", sondern auch „pommersche Schwuchtlümmel".

Wie bei Shakespeare sind in diesem Drama die erhabenen Stellen in Versen, die weniger getragenen in Prosa abgefaßt.[1]) Dieser Unterschied findet sich bereits in des Dichters „Marlow" und im „Neuen Gebot". Er ist auch für die Charakteristik verwertet. In den üblichen dramatischen Versen sprechen die tragischen Personen, oder wenn ich so sagen darf, die Personen hohen Stils wie Friedrich, Dietrich, Konrad. Die Berliner sprechen meistens in Prosa. Kühn und eigenartig aber ist, daß dieses nicht hochdeutsche Prosa, sondern echt Berliner Deutsch ist, wie es allerdings auch schon in einer Scene der „Väter und Söhne" vorkommt. Man nimmt nun Anstoß daran, daß der Dichter in den „Quitzows" Personen des 15. Jahrhunderts in der Mundart der heutigen Berliner reden läßt. Aber derselbe Anachronismus liegt ja vor, wenn Friedrich und andere Personen des Stücks sich unseres jetzigen Hochdeutsch bedienen. Wäre die Poesie eine bloße Nachbildung oder ein Abklatsch der Wirklichkeit, so müßte z. B. Goethes Tasso italienisch und Schillers Maria Stuart schottisch sprechen, dann dürften dramatische Personen auch nicht in Versen reden. Gerade die „Quitzows" sind nicht ohne Realismus, aber zu den modernen Realisten gehört Wildenbruch Gott sei Dank nicht. „Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen". Der Künstler führt uns eben in eine idealisierte

1) Der „Generalfeldoberst" und der „Neue Herr" sind übrigens wieder rein in Versen geschrieben, und zwar nicht in jambischen Fünffüßlern, sondern in den echt deutschen Reimpaaren wie „Wallensteins Lager" und „Faust". „Bernhard von Weimar" hat Prosaform.

Digitized by Google

gerundetes Kunstwerk sind, so hat Wildenbruch doch das erfüllt, was Goethe als Hauptaufgabe des Dichters bezeichnet, nämlich: „Anschauungen und Eindrücke in sich künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhalten, wenn sie das Dargestellte hören oder lesen". Das Drama läßt uns nicht kalt, sondern durch würdigen Stoff, vaterländischen Sinn, volkstümliche Behandlung, poetische Kraft, ergreifende Auftritte, lebendigen Dialog und manche Schönheiten im einzelnen wirkt es auf unser gesamtes Seelenleben. Und das ist ja gerade das Merkmal des echten Dichters, daß er uns in seinen Bann zieht, daß er uns hinreißt. Und das Stück hat nicht nur eine vorübergehende Bühnenwirkung, sondern hinterläßt auch einen bleibenden Eindruck. Wildenbruch läßt sich zwar nicht auf eine Stufe mit Schiller und Shakespeare stellen, wie wohl geschehen ist, aber er ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker der Gegenwart. Wärme der Empfindung und reiche Phantasie sind mit Gestaltungskraft verbunden; es ist ihm hoch anzurechnen, daß er seine Helden nicht im klassischen Altertum oder in der Fremde, sondern in Deutschland sucht; seine Schöpfungen sind immer vollkommener geworden; es ist sein Verdienst, in den Gebildeten die Teilnahme für das ernste Drama wieder geweckt zu haben. Freuen wir uns seiner Leistungen und hoffen wir, daß uns seine schöpferische Kraft noch manche bedeutende Bühnenstücke beschere!

Zum Umlaut.

Von **Rudolf Hildebrand.**

1. Die sogenannte Mouillirung.

Über die Entstehung des sog. Umlauts ist seit einiger Zeit eine Lehre im Gange, die nun wie unantastbar und endgültig fast allgemeine Geltung gewinnt,[1]) getragen zumal von Namen besten Klanges, die ich doch gleich bei ihrem ersten Auftreten als schwer verfehlt bezeichnen mußte. Sie war begreiflich als Ausfluß einer verfehlten Grundrichtung in Auffassung des Sprachlebens, nämlich der einseitig und bloß physiologischen, die ja mit triumphirender Miene auftrat, als wäre durch sie endlich der Stein der Weisen in der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache entdeckt, die aber nun doch in eine bescheidenere Stellung zurücktreten und dem geschmähten Gegner neben sich sein Recht einräumen muß.

1) Neuerdings hat sich Wilmanns davon losgesagt, in seiner deutschen Grammatik, Straßb. 1893, 1, 194.

Digitized by Google

wie die Schreibung doch sagt (franz. taille, lat. talea, dann talia), sondern mit dem i so gemengt, daß es ebenso noch nach ihm anklingt.

Das alles ist ja unserm Umlaut ganz fremd. Dieser thut dem Consonanten, der ins Spiel kommt, so gar keinen Schaden (verdoppelt oder steigert ihn sogar unter Umständen), daß von einem Erweichen, mouiller gar keine Rede sein kann, geschweige von einem Aufzehren, einem Herausnagen, wie dort bei den französischen ll. Wie hätte das auch bei t, p, k, vollends bei Häufungen wie mb, nd geschehen sollen? Wie und wann sollten diese harten, schweren Laute (das l ist ja seiner Art nach halb vocalisch), *wenn* sie herausgenagt gewesen wären, wieder eingesetzt worden sein, wie man sich in Frankreich (z. B. Littré) jetzt bemüht, das verlorene ll wieder einzusetzen?

Ferner hat es mit dem i, um das es sich handelt, bei uns und bei der wirklichen Mouillirung doch eine ganz verschiedene Bewandtniß. Bei dieser strebt das i aus der Endung weg in den Stamm hinüber, beim Umlaut aber bleibt es an seiner Stelle (wird nur später zu e herabgestimmt) und *färbt* den Stammvocal nach sich, tritt nicht in ihn über wie dort. Wenn ahd. plat den Plur. pletir bildet, so ist von einer Gefährdung des t nicht entfernt die Rede, das i bleibt an seiner Stelle und wirkt von da aus über das t hinweg färbend auf den Stammvocal — der Vorgang ist ein ganz anderer als der bei der sog. Mouillirung.

Allerdings nimmt Scherer auch für den Umlaut den Fall an, daß das Endungs-i in die Stammsilbe hinüber tritt und darüber wol auch seine Stelle verläßt. Aber die kleine gegen die andern Fälle verschwindend kleine Zahl von Schreibungen, auf die er diese Annahme aufbaut, können diese nicht begründen, sind auch zum Theil ganz anders aufzufassen, s. darüber unter 3. Wenn er aber, wozu ihn freilich diese Annahme drängte, weiter annahm, daß für das e als Umlaut zuerst wirklich ai, für ü wirkliches ui gegolten habe usw., die erst dann durch eine Art Verfall in der Kunst des Sprechens zu e und ü geworden wären, so ist das ebenso wenig in den Thatsachen begründet, wie es unmöglich ist. In pletir also sollte zuerst das kurze a zu einem Diphthong ai und dieser dann wieder zu einem kurzen e geworden sein? Wie unmöglich. Es ist in der ganzen „Theorie" wirklich wie eine Unmöglichkeit auf die andere gebaut.

Am unmöglichsten aber ist die Annahme, mit der er der psychologischen Behandlung, der „teleologischen Äußerlichkeit" zu entgehen gedenkt. Indem er nämlich das Übertreten des i der Endung in den Stamm sich „*causal mechanisch*" geschehend denkt, so fußt das doch auf der Annahme, daß das i schon da war, wenn man das betreffende Wort

Digitized by Google

2. Wie der Umlaut entstanden ist.

Man hat aber die wirkliche Erklärung der Erscheinung ganz in der Nähe an sich selbst, wenn sie auch gar kein gelehrtes, physiologisches oder philosophisches Mäntelchen trägt, sondern als einfältige Thatsache hintritt, d. h. man kann den Umlaut jeden Augenblick im eignen Munde wie neu entstehen sehen oder hören und fühlen.

Die Umlautung hat beim kurzen a begonnen, dem ein i folgte. Man braucht dieß aber nur unmittelbar auf jenes folgen zu lassen, also im Diphthong ai, so zeigt sich was ich meine. Wer also z. B. kaiser spricht — ich folge da freilich meiner Mundart, die aber damit den Durchschnitt darstellen wird — so hört man darin kein reines a. Setzt man dieß aber mit Gewalt durch, so ist dazu mehr Zeit nöthig, als wir sonst darauf verwenden können, und das a und i hören auf, als rechter Diphthong einem einzigen Laute zu gleichen, sie treten mehr aus einander, als wollten sie sich trennen, oder thun dieß schon. Was aber für gewöhnlich wirklich in kaiser für das ai erklingt, darin ist das a dem i näher gerückt, es gehört schon in die e Reihe, die sich zwischen a und i in eigentlich unmeßbaren und unzählbaren Abstufungen, dem a oder dem i näher, bewegt. Daher auch die Schreibung weizen, kreis, heiser usw., die wirklich richtiger ist als waizen, krais (schwäb.) usw., d. h. die Vielseitigkeit des e vorausgesetzt, da ja kurzes ä im ältern Gebrauch sehr beschränkt ist. Landschaftlich, z. B. in Ostpreußen, ist ja das ai völlig zu ei (e-i) aufgestiegen, so daß keiser, weizen, heiß usw. genau mit ei gesprochen erklingen, wie weise, seide, wein auch.

Das ist denn der Umlaut, wie ihn jeder wider Willen sich selbst neu bildet, man kann ihm nicht entgehen.

Zur Bestätigung und Beleuchtung dieses Vorgangs kann das Schicksal des ai im Bairischen dienen, das ja da seltsamer Weise zu oa geworden ist, kaiser zu koaser usw. Das ist so zugegangen.

Der bairische Mund muß in ai das a mit Fleiß deutlich festgehalten haben. Da brachte es aber die Schwierigkeit, daß a und i für rasches Sprechen zu weit aus einander liegen, mit sich, daß nur das i etwas von seiner Reinheit hergeben und dem a näher kommen mußte. Daher die Schreibung ae (d. h. nicht æ), die im 15., 16. Jahrhundert bairischen Schreibern mitten unter ai entschlüpfte[1]):

so pistu nun alain (als Zeuge)
und der knecht spricht dar zue: naen.
Kellers Fastnachtsp. 995, 13.
nun schweigt und last ewer geschrae,
der krieg (Proceß) ist nun entzway. 1001, 23.

1) Dieß zugleich als Nachtrag zu Weinholds bair. Grammatik S. 98.

Digitized by Google

nach kurzem Vocal jetzt zu lang machen, daß er körperlicher wird als nöthig ist. Will man sich die Kürze eines solchen Lautes, wie die alte Sprache sie voraussetzt, zu Gehör bringen, so taugt dazu z. B. zu ahd. manag das Subst. menigî Menge; da ist das n so leicht zu kürzen, daß man das e-i aus a-i noch begreifen kann. Wie sehr unser Sprachgefühl und die Kunst des Hörens jetzt verloren hat gegen damals, kann man z. B. am Stabreim sehen. Das Gefühl dafür ist von der Schule wieder erweckt und ins Bewußtsein getreten. An zittern und zagen z. B. hört ihn jeder Gebildete wieder. Nicht aber in Fällen, wie z. B. in Schillers Verse „Da ist kein Widerstand und keine Wahl." Das wi- und wa- liegen für unser Ohr, dem die Übung verloren ist, zu weit auseinander, um den alten Anklang zu geben.

3. Wie man den Umlaut bezeichnete.

Er blieb ohne Zweifel lange, vielleicht sehr lange unbezeichnet, schon darum, weil die lateinische Schrift, in der sich ja die Schreiber bewegen mußten, für viele Fälle ein Zeichen nicht darbot, aber und noch mehr wohl darum, weil die Gewissenhaften darin eine Entstellung des reinen Lautes, einen Verderb sehen mochten. Ist er doch auch bis heute nicht rein durchgedrungen, sehr merkwürdig z. B. in mitteldeutsch funfzig, funfzehn neben fünf.

Da ist es denn besonders lehrreich, wie man sich beim Umlaut des u endlich half. Wenn im Georgslied 38 (Müllenhoff und Scherers Denkm. XVII) in der Handschrift mûllen geschrieben steht, im Texte mit müllen gegeben, gewiß richtig, während sich die Anm. Scherers noch unsicher ausdrückt: „durch das ui in muillen scheint der Umlaut bezeichnet zu sein, auffallend genug!" Aber die Schreibung mit ui gibt der Sache eine falsche Wendung. Das i ist eben nicht in die Linie der Buchstaben aufgenommen, sondern nur einem davon zugesetzt als Lesezeichen, wie der Punkt, ursprünglich Strich über dem i, wie ein Strich über dem m, der seine Verdoppelung meint. Was der Schreiber mit dem u und übergesetzten i meinte? „Ein u, das aber nach dem i hin klingt", der erste Schreiber, der diese Auskunft fand, wie es keine bessere geben konnte, fand gewiß rasch Nachfolger. So kúrbz, Kürbis, Haupts Zeitschr. 9,397. So in der von Joh. Haupt herausgegebenen Erklärung des Hohen Liedes aus dem 12. Jh. únsich 93,3, chúski 94,16, túre 138,31, kúnde usw. Zu bemerken ist dabei, daß z. B. in túri das i etwas vor dem u über der Zeile steht; was für die Aussprache nicht gleichgültig ist. Wenn aber das i doch auch in die Zeile aufgenommen wird, wie in tuitili papillae Haupt 5,201b (mhd. tütel), so ist das wohl nur Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit, die keinen Diphthong ui bezeugt.

Digitized by Google

geschichtlich berechtigt war. Und davon hier noch ein Wort, wenn es auch keine Zustimmung finden sollte.

Das u kam durch den Umlaut, der an sich wirklich eine Entartung war, auf den Weg zum i, das o auf den Weg zum e, wie das a gleichfalls, und alle drei sind im Laufe der Zeit bei diesem i und e als ihrem Ziele angelangt; das ist es, was als Thatsache einfach vorliegt. Daß man sich von Haus aus dieses i und e als Zieles bewußt war, das zeigen die Schreibungen[1]) deutlich. Fragt sich nur, ob dieß Bewußtsein im Lauf der Jahrhunderte so weiter wirken konnte, wie da gedacht wird. Aber eben das ist die Annahme, der ich seit Jahren nicht entgehen kann. Wir sehen da eine Bewegung, die wie durch einen Urwurf bestimmt, durch die Jahrhunderte hin geht und von allen Einzelnen, Individuen wie Geschlechtern, wie in stiller Verabredung gleichmäßig aufgenommen und fortgeführt wird, bis sie an ihrem ursprünglichen Ziele Ruhe findet. Das ist mystisch, nicht wahr? und gar nicht zeitgemäß gedacht; aber ich halte es, mystisch oder nicht, für thatsächlich und kann es durch die Behauptung stützen, daß alle Sprachentwicklung in ihrer innersten Regelmäßigkeit (bei aller Freiheit) mit ihrer wunderbaren Stätigkeit über die wechselnden Geschlechter hin nur und allein auf diesem (mystischen) Wege möglich ist. Der Einzelne steht dabei, an sich ganz frei, doch unter einer höhern Gewalt, die wie über die Köpfe hin wirkt, der er sich aber willig hingibt, sodaß die Bewegung, in sich eine, doch von den sich ablösenden Tausenden wie von einem Geiste getragen wird. Wunderbar, ja wohl! Aber in aller menschlichen Entwickelung wirkt dieß stille wunderbare Gesetz, alle religiösen, politischen, socialen, ethisch-ästhetischen Grundgedanken, die das wirkliche Werden bestimmen, stehn unter jenem Gesetz, da mag man es wohl auch dem Bischen Umlaut und seinem Schicksal zu Gute kommen lassen.

Sprechzimmer.

1.

Toast.

Während es bisher meines Wissens nicht bezweifelt ist, daß Toast (sprich Tôst) in unsere Sprache aus dem Englischen, und zwar erst spät

1) Besonders deutlich, wenn schon früh i geradezu für ü geschrieben wurde, wie ibilo im Merigarto 64, ja im Tatian S. 311 gihigita für gihügita, gihugita, wo an gesprochenes bloßes i noch nicht zu denken ist, aber dem Schreiber wurde das i zur Hauptsache, es stand ihm im Bewußtsein voran. Das bildet aber doch zugleich die Brücke zu Schreibungen wie im 15. Jahrh. „ibelgeherender, surdus“ (übel hörend) Grimms W.-B. IV, 252b, wo das i und e gewiß auch gesprochen gemeint sind.

bis zur völligen Erschöpfung abmühen" (s. Schambachs Gött — Grubenhag. Idiotikon S. 2) gemeint ist. Aber auch wenn wir bei der bisher üblichen Ableitung des Wortes aus dem Englischen bleiben, ist nach meiner Meinung bei der Erklärung von toast als „Trinkspruch" von der einer „würzenden Zuthat" auszugehen. Man ist bisher fälschlich von der jetzt gebräuchlichsten Bedeutung von toast — geröstete Brot- oder Semmelschnitte zu Thee" ausgegangen. So bemerkt Weigand II[3], 906 (Lexer in D. W. 11, Bd. Sp. 527 läßt sich auf eine Erklärung nicht ein): „Toast, spät im 18. Jahrhundert aufgenommen, ist das englische toast — geröstete Brot- oder Semmelschnitte zu Thee, dann Trinkspruch, weil, wie angegeben wird, der Ausbringer eines Trinkspruches in England beim Ausbringen eine jener Schnitten in einen Becher that, diesen kreisen ließ, bei der Rückkehr desselben den Rest austrank und die Schnitte aß". Ähnlich bemerkt (der Engländer) Lucas in seinem Englischen Wörterbuche (Bremen, Schünemann 1856): „Nach gewöhnlicher Erklärung kommt der Name daher, daß man früher demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen sollte, mit dem Glase zugleich eine geröstete Brotschnitte überreichte". Es scheint ganz so, als ob diese alte Sitte erst zum Zwecke der Erklärung erdacht ist. Ich schließe dies auch daraus, daß sie englischen Gelehrten nicht genügt hat, wie z. B. Thomson (vergl. Lucas a. a. O.) toast — Trinkspruch aus einem angelsächsischen Wort toaset — weihen erklären wollte, von dessen Vorkommen mir allerdings nichts bekannt ist.

Der Hergang scheint mir folgender: In „merry old England" pflegte man geröstete Stücken Gebäck als Leckerbissen in den Wein zu thun, ähnlich wie man noch jetzt in niederdeutschen Gegenden eine sogenannte „Kalte Schale" aus Spirituosen, gewürzt mit Honigkuchen, als Festtagsgetränk herstellt.[1]) Ich zitiere für diesen Gebrauch zwei Stellen aus Websters Complete English Dictionary; aus Rochester:

---

1) So ist auch kolle schal in der in J. Grimms Mythologie 780 (vergl. auch Mittelhochdeutsches Wörterbuch I, 600) mitgeteilten Grabschrift an einem Grabgewölbe der Doberaner Kirche zu erklären. Sie lautet:

Wiek düvel wiek, wiek wit van mi,
ik scher mi nig en har um di,
ik bin en meklenburgsch edelman:
wat geit di düvel min sûpen an?
ik sûp mit mîn herr Jesu Christ,
wenn dei düvel ewig dörsten müst,
un drink mit en fort kolle schal,
wenn du sittst in de höllequal.

Kolle schal, auch Koschale ist in Quedlinburg noch gebräuchlich (vergl. dänisch-schwedisch skål, Becher).

2.

Zwei Volkslieder.

(Entnommen einem geschriebenen Soldaten-Liederbuche.)

1.

Der König von Preußen,
Der hat es gesagt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.

Mein Vater, meine Mutter,
Die weinten so sehr,
Drum fällt mir das Marschieren
Und der Abschied so schwer.

Der Hauptmann stand draußen,
Schaut' seine Leut' an:
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich!
Es kommt keiner davon".

Die schönen jungen Burschen
Sucht der Prinz von Preußen aus,
Die Krummen, die Lahmen
Schickt er alle nach Haus.

2.

Jetzt geht der Marsch ins Feld.
Dann heißt es: Soldaten, schlagt auf euer Zelt!
Frühmorgens müssen wir exerzieren,
Halblinks, halbrechts, drei Glieder formieren;
Sobald der Tag anbricht,
Das Gewehr auf der Schulter liegt.

Bald hört man das Trommeln und Pfeifenspiel,
Da giebt es viel tausend Freuden und Plaisier.
Da wo die Bomben schlagen ein,
Da heißt es: Soldaten, schlagt tapfer drein!
Sonst gehen wir alle zu Grund
In einer Viertelstund.

Es fragt so mancher brave Soldat:
Wo ist, wo bleibt mein lieber Kamrad?
Er liegt erschossen auf grüner Heid',
Das Blut floß ihm aus seiner Seit'.
Unser Kamrad und der ist tot,
Tröst' ihn der liebe Gott!

Da fingen auch die Weiber zu weinen an:
Wo ist, wo bleibt mein lieber, lieber Mann?
Die Kinder schrien allzugleich:
Tröst' Gott unsern Vater im Himmelreich!
Unser Vater und der ist tot,
Wer schafft uns Kindern Brot?

Da fingen auch die Mädchen zu weinen an:
Wo ist, wo bleibt mein lieber Bräutigam?
Er liegt erschossen auf grüner Heid',
Das Blut floß ihm aus seiner Seit'.
Unser Bräutigam und der ist tot,
Wer hilft uns Mädchen aus der Not?

Stolp. **A. Heintze.**

Digitized by Google

Trivialität der landläufigen Auffassung, weil hiermit Geßler einen Ausblick auf zukünftige Rettungsthaten eröffnen würde, im Gegensatz zu den in den vorher erwähnten bisherigen Rettungen. Allein damit ist doch zu viel in diesen Worten gesucht. Die Sache ist viel einfacher, wenn wir uns ganz in die augenblickliche Lage versenken und daraufhin diese Worte ansehen. Da klingen sie doch höchst einfach wie ein Versprechen. Wenn Du, Allerweltsretter, jetzt durch den verlangten Schuß Dir selbst hilfst, so rettest Du alle. Ja, wer können denn diese alle in diesem Zusammenhang allein sein? Nun erinnere man sich, daß Geßler zuvor gesagt hat: Du schießest oder stirbst mit Deinem Knaben. Da hätten wir also schon einen weiter, den er durch den Schuß retten muß. Dazu kommen nachher noch Bertha von Bruneck, Walther Fürst, Stauffacher, Rösselmann, die sich durch ihre Fürsprache für Tell in Geßlers Augen zu seinen Mitschuldigen gemacht, „den Wütenden noch mehr gereizt" haben. Geßler selber spricht es nachher ja deutlich aus, daß sie alle in seinen Augen schuldig sind:

Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch ihr seid alle teilhaft seiner Schuld,

und läßt seine eigene Verwandte Bertha im Sarner Schloß gefangen setzen, womit er weniger sie, als Rudenz treffen will, der ihn gleichfalls gereizt hat (IV, 2. V, 1). In Erwägung dieser Umstände habe ich die Worte nie anders verstanden, als in diesem einfachen Sinne: Dein Knabe ist mit Dir dem Tode, deine Fürsprecher sind meiner Bestrafung verfallen, wenn Du nicht schießest. Der Druck, den Geßler dadurch auf den Tell ausübt, daß im Falle der Weigerung der Vater samt dem Sohne das Leben verwirkt haben, wird noch gesteigert durch die in dem Versprechen „Du rettest alle" deutlich enthaltene Drohung, daß auch seine Fürsprecher die Strafe des Tyrannen zu gewärtigen haben, wenn der Tell den Schuß nicht wage. Und dieser übermenschliche Druck bewirkt mehr, als Geßler wollte. Das ist eben das Schöne, das Prägnante in diesem Wort „Du rettest alle", daß Tell es nicht auf die von Geßler Gemeinten beschränkt, sondern auf sein ganzes Volk ausdehnt, indem er hier den Entschluß zur Rettung des ganzen Volkes durch Geßlers Ermordung faßt und dann erst den Schuß vollführt.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

Nachschrift. Zu spät sehe ich, daß schon R. Sprenger (Zeitschrift VI, 653) die Stelle ähnlich wie ich erklärt hat. Meine Ausführung, die zugleich der schönen Auffassung Hoffmanns gerecht wird, soweit dies möglich ist, zeigt wohl deutlich genug, daß sie völlig unabhängig von der Sprengers entstanden ist, und dürfte daher auch nach dieser nicht überflüssig sein. **P. W.**

Digitized by Google

Ruf gebracht.) Ich vermute also, daß auch unsere Redensart „ein Hühnchen mit jemandem pflücken, rupfen" ursprünglich gar nichts mit Huhn und pflücken zu thun hatte, sondern auf handel = Streitsache (vergl. Händel suchen, das war ein böser Handel u. a.) und pflegen (mhd. pflëgen) zurückzuführen sei. Die Redensart lautete also ehedem wahrscheinlich hendel pflegen. Diese Verbindung selbst finde ich zwar nirgends belegt, aber dafür zahlreiche verwandte Ausdrücke wie kampfes pflegen, strites pflegen (Mhd. Wb. II. 1. 150, Grimm, Wb. VII. 1738). Nun ist aber Händl (Hendl) im bayerisch-österreichischen Dialekt = Hühnchen und pflëgen konnte leicht als pflücken = rupfen gefaßt werden. Der mundartliche Ausdruck Händl (Hendl) kann also leicht die falsche Übertragung der Wendung hendel pflegen in das schriftdeutsche „Hühnchen pflücken" verursacht haben. Übrigens wäre es auch denkbar, daß bei dieser falschen Übertragung ein beabsichtigter sprachlicher Scherz vorliegt. Komische Verdrehungen sind ja in der lebendigen Sprache so zahlreich, daß sie eine besondere Betrachtung verdienten. Vielleicht gelingt es einem der Leser, mehr zur Deutung unserer Redensart beizubringen.

An dieser Stelle mögen auch einige Zusätze zu einzelnen bildlichen Wendungen Platz finden, die im V. Bande der Zeitschrift behandelt wurden. R. Sprenger meint S. 270 „aus dem Häuschen sein" bezeichne stets eine lustige Stimmung. Das gilt wenigstens für Mitteldeutschland nicht durchwegs. Man sagt hier wohl „vor Freude aus dem Häuschen sein" = vor Freude närrisch sein, aber bloß „aus dem Häuschen sein" **nur** in dem Sinn „aufgebracht, erzürnt sein". Von jemandem, der sehr reizbar ist, heißt es „er ist gleich aus dem Häuschen".

R. Hildebrand S. 200 flg. und S. Feist S. 355 behandeln die eigentümliche Anwendung des Wortes „Ritt". Es fragt sich, ob nicht bei manchen Redensarten an Ried = Streifen Landes zu denken sei. Wenigstens sagt man im Gebiete des ehemaligen Saazer Kreises riedweise = strichweise, z. B. das Getreide ist riedweise mißraten; dann aber auch in zeitlichem Sinne „alle Ried = bei jeder Gelegenheit, jeden Augenblick", ganz so, wie es Feist für das Mainzer „alle(n) Ritt" nachweist. Allerdings wäre in der Saazer Mundart eine Längung des kurzen „Ritt" zu „Ried" nicht undenkbar, zumal sich für „Schnitt = Ernte" ganz feststehendes „Schnied" sich findet.

In der genannten Mundart läßt sich auch das von Dr. May S. 358 erwähnte „heich" und ein nicht minder abgeschliffenes und häufiges „mä = meine ich nachweisen. Auch „heint früh, heint Abend, heint Nacht" ist in derselben Mundart geläufig. — Dr. R. Sprenger führt S. 483 „schief geladen" auf den schwankenden Gang der Matrosen zurück. Aber wir haben es hier offenbar mit einer echten Binnenlands-

Digitized by Google

„I, gu'n Dag uck, Fritzing!“ segg ick, „wo geit Di dat, oll Jung?“

Hei kickt mi blot von dei Sid an und seggt: „Na, Du bliw mi man von' Liw mit Din oll'n Lägenbäuker!“ geit aff un lett mi as'n dummen Jung stahn.

Ick argert mi, denk äwer: „Lat'n lopen!“ un gah mine Weg.

Nah 'ne lange Tied kam ick wedder nah Schwerin, un wen drap ick wedder up de Strat? — Fritz Sahlmann! Ick will nu natürlich vörbigahn, äwer dor kümmt hei mi nah, streckt mi dei Hand hen, lacht mi vergnäugt an un seggt: „Fritzing, Du büst hier. Dat's mal nett, ick freug mi siehr, Di, oll Fründ, mal wedder tau seihn. Na, nu kumm man 'n bäten mit!“

„Nee!“ segg ick, „so geit dat nich! Ick verstah Di gor nich. Enmal latst Du mi up dei Strat stahn as en dummen Jung', un nu ätst Du mi fast upp vör Fründschaft?“

„Na“, seggt hei, „kumm man mit, ick will Di 't vertellen, wo dat kamen is:

Süh mal, uns Grotherzog is storben. Dei nige Grotherzog let sick nu all siene Beamten vörstellen. Dor stunden wi all in eine Reig, ganz baben dei Ministers, dei Geheimrät un so wider, un ganz an'n Enn stünn dei Aktuar Fritz Sahlmann. Dei Hofmarschall stellt uns all' vör, un dei Grotherzog nickt ümmer gnädig mit 'n Kopp. As dei Hofmarschall mi nennt, rep dei Grotherzog: „Sagen Sie mal, mein lieber Hofmarschall, ist das etwa der Sahlmann, von dem Fritz Reuter geschrieben hat?“ Dei Marschall bestätigt dit. Nu kem dei Grotherzog to mi ran und seggt noch mal: „Also, Sie sind wirklich der Sahlmann, von dem Reuter geschrieben hat?“ Zu Befehl, königliche Hoheit, äwer dei Wust hew ick nich stahlen.“ Dei Grotherzog lachte un let all dei Ministers un Geheimrät stahn un unnerhöl sick blot noch mit'n Aktuar Fritz Sahlmann. Sühst Du, Fritzing: so is't kamen!“

Wismar i. M. **O. Glöde.**

7.

Zu Schillers „Kampf mit dem Drachen“.

In VI, 5 dieser Zeitschrift, S. 352 flg. vertritt Krüger die Ansicht, daß dem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen“ die Idee zu Grunde liege: Jede That wird nach ihrem Beweggrunde beurteilt. Der Meister, sagt Krüger, hat die That des Ritters gelobt, weil er erkannt, daß derselbe aus reinem Beweggrunde, aus Nächstenliebe, ungehorsam gewesen war. Ich glaube nicht, daß man dieser Ansicht beipflichten darf.

Den Ritter trieb nämlich nicht allein die Nächstenliebe in den Kampf mit dem Drachen. Es waren vielmehr drei Beweggründe in seinem

man die Heldenstirne kröne? Erscheint es somit aus inneren Gründen nicht angängig, dem Gedichte die Idee zu Grunde zu legen, das Schlechte sei zu loben, wenn es aus gutem Beweggrunde stamme, so wird ein Nachweis solcher Ansicht Schillers aus anderen Werken des Dichters wohl ebensowenig möglich sein. Besonders erscheint es absurd, hierzu den Grundgedanken des Gedichtes „Der Taucher" heranzuziehen; sagt doch der Dichter selbst: „Der Mensch versuche die Götter nicht". Wofür läßt er also den Knappen den Tod erleiden, wenn nicht für die Versuchung Gottes? Auch nicht aus „Wilhelm Tell" läßt sich die Richtigkeit der Krügerschen Ansicht folgern. Tell tötet den Geßler. Hat er diese That im Augenblicke der Notwehr begangen, so ist er zweifellos ohne Schuld. Befindet sich aber Tell wirklich in Notwehr? Wohl sagt er: „Die armen Kindlein, das treue Weib muß ich vor deiner Wut beschützen, Landvogt!" Bleibt ihm aber kein anderer Ausweg, sich und die Seinen zu schützen, wie die Tötung Geßlers? Ohne Zweifel! Doch ihn treibt der Rachsucht gärend Drachengift; ihn macht der furchtbare Eidschwur, den er sich in jenes Augenblickes Höllenqualen abgerungen, zum feigen Mörder, der aus dem sicheren Hinterhalte dem Feinde das todbringende Geschoß in die Brust sendet und sich stolz zum Werkzeug Gottes macht, der lebt zu strafen und zu rächen. Hätte Schiller das nicht gefühlt, er hätte den Parricida nicht in sein Schauspiel eingeführt. Dieser Deus ex machina soll uns über unser sittliches Gefühl hinwegtäuschen; wir sollen durch sein Auftreten gezwungen werden, seine That mit der Tells zu vergleichen. Daß ein solcher Vergleich zu Gunsten des Schweizer Helden ausfällt, ist zweifellos. Er wäre aber überflüssig, wenn die That Tells im Augenblicke der Not geschehen wäre. Als einen Akt der Notwehr will Schiller sie uns vielmehr aufdrängen, indem er uns nötigt, ihr die scheußlichere des Parricida gegenüber zu stellen. Indem aber der Dichter in dieser deutlichen Absicht den Herzog Johann einführt, giebt er sich selbst das beredte Zeugnis, daß er nicht die That gutheißen will, weil sie aus der Liebe Tells zu Weib und Kind hervorgegangen ist.

Nach alledem glaube ich, daß ich nicht ohne Zustimmung bleiben werde, wenn ich mir die Ansicht Krügers nicht aneignen kann. Dem Lehrer aber, welcher dieser entsprechend, mit seinen Schülern aus dem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen" die Idee entwickelt: „Der Ungehorsam, hervorgegangen aus Liebe zu den Mitmenschen, ist nicht strafwürdig", dem Lehrer wünsche ich, daß ihm die Strafe erspart bleibe, welche er leicht von den Schülern erleiden kann, die sich diesen Grundsatz zu eigen machen.

Warendorf. **Bernhard Stein.**

Digitized by Google

Arbeit von D. Jacoby über Goethes Gedicht „Deutscher Parnaß" ein Muster klarer Beweisführung zu nennen. Wer dies Gedicht unbefangen liest, wird gewiß geneigt sein, mit V. Hehn zu urteilen: Der innige und warme Ton dieses Gedichts schließt die Annahme einer satirischen Absicht schlechterdings aus. Doch steht dem entgegen die briefliche Äußerung Schillers vom 23. Juli 1798: Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passenderen Titel als: Sängerwürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt. (Den Namen „Deutscher Parnaß" erhielt das Gedicht erst später durch Riemer.) Schiller hätte, wie das Beispiel V. Hehns zeigt, zu dieser Auffassung nicht kommen können, wenn nicht Goethe selbst ihm die ironisch-satirische Absicht des Gedichts mitgeteilt hätte; die Art, wie Viehoff Schillers Äußerung zu entkräften sucht, ist daher völlig zu verwerfen. Ebenso wenig ist wohl die Ansicht R. M. Meyers (Goethe-Jahrbuch XIII 226 flg.), daß das Gedicht gegen die Romantiker gerichtet sei, richtig, da ja Goethe durchaus nicht in so schroffem Gegensatz zu diesen stand, wie etwa Schiller. Jacoby führt nun den meines Erachtens unwiderleglichen Nachweis, daß das Gedicht aus Anlaß des Xenienstreites entstanden ist und eine Schrift Gleims „Kraft und Schnelle des alten Peleus. 1797", die gegen die Xeniendichter gerichtet war, in feiner Weise verspottet. Demnach ist der Hüter des Parnaß nicht Goethe, sondern Gleim, und unter der wild herstürmenden Rotte sind nicht die Stürmer und Dränger, wie Viehoff, oder die Romantiker, wie R. M. Meyer will, sondern Goethe, Schiller und ihre Anhänger zu verstehen. — In der Abhandlung „Goethes Festspiel: des Epimenides Erwachen" berichtet Morsch über drei französische Epimenidesdichtungen und untersucht das Verhältnis der Goetheschen Dichtung zu ihnen; dieser Vergleich giebt den Anlaß, einerseits die Kunst des deutschen Dichters darzulegen, anderseits Goethes Stellung zu den großen Zeitereignissen der Jahre 1806—1815 zu besprechen. — Beiträge zur Geschichte der Faustsage enthält R. M. Werners Abhandlung „zur Faustsage".

Unter den Miscellen erweckt besonderes Interesse die zehnte, die eine im Jahre 1816 erfolgte Zusammenkunft Goethes mit Lotte nach Berichten von ihr selbst und ihrer Tochter Clara behandelt; für den Historiker der Faustsage ist auch Nr. 11: „Beiträge zur Literaturgeschichte der Faustfabel" wichtig. — Die Chronik des Jahrbuches enthält außer einem von E. Schmidt verfaßten, schönen Nekrologe R. Köhlers, des verstorbenen Weimarer Oberbibliothekars, eine Todesanzeige eines Enkels der Lotte Kestner und im Anschluß daran kurze Mitteilungen über andere Nachkommen derselben. — Die sehr reichhaltige Bibliographie, sorgfältige

Digitized by Google

Dissertationen und dergleichen niedergelegt; aber gerade dieser Umstand macht ein genaues Verzeichnis von ihnen äußerst wünschenswert. Da der Verfasser sich als warmen Freund der Mundarten zeigt, wird sicherlich eine zweite Ausgabe, die entschieden die überaus fleißige Arbeit verdient, diesen kleinen Mangel beseitigen.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Schiller, Wallenstein. Première et deuxième Parties. Le Camp de Wallenstein. Les Piccolomini. Avec une Introduction et des Notes par J. Kont. Paris, Garnier Frères. (1891.) 203 u. XL S. 8°.

Goethe, Dichtung und Wahrheit. Poésie et Vérité. (Extraits.) Avec une Introduction et des Notes par J. Kont. Paris, Garnier Frères. Ohne Jahreszahl. 173 u. XX S. 8°.

In französischer Sprache giebt der Verfasser eine ausführliche Biographie Schillers resp. Goethes, sowie eine kurze Einführung in die beiden Werke. Der Text ist nach einer guten Ausgabe gedruckt.

Der Wallenstein ist entschieden keine leichte Lektüre für französische Schüler der oberen Klassen, besonders bedürfen die volkstümlichen Ausdrücke der genauesten Erklärung in den Anmerkungen. Kont hat hier das richtige Maß ziemlich getroffen. Es kommt natürlich viel auf den betreffenden Lehrer an, wie weit er des Deutschen mächtig ist, und ob er gerade in Schillers Werken wohl bewandert ist. Ich habe Franzosen gekannt, die dieser Aufgabe wohl gewachsen waren; ob aber die Masse der französischen Lehrer dem Stücke sprachlich und sachlich ganz gerecht werden kann, bezweifle ich nach meinen Erfahrungen allerdings. Die Schwierigkeit, einem sonst sehr begabten und aufgeweckten sechzehnjährigen Franzosen die Schönheit Schillerscher Sprache voll zum Bewußtsein zu bringen, kenne ich aus eigener Praxis, obgleich mir in der damaligen Zeit der französische Ausdruck fast gerade so gut wie der deutsche zu Gebote stand. Auf jeden Fall wird die Ausgabe dem Lehrer des Deutschen in den französischen „lycées" oder „collèges" gute Dienste thun, den Schülern wird man sie nur mit Vorsicht in die Hand geben dürfen.

Leichter zu verstehen ist Goethes Prosawerk. Die historischen und litterarischen Anmerkungen, sowie die Einleitung beruhen auf der Kenntnis der neuesten Forschungen über Goethe und seine Werke.

Beide gut ausgestatteten korrekten Ausgaben zeigen, daß die Franzosen den Wert unserer klassischen Werke täglich mehr schätzen lernen.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Digitized by Google

Auch „Minna von Barnhelm" hat er herausgegeben. Offenbar hat so Girot eine sehr glückliche Auswahl getroffen. Auch ist es sehr zu billigen, daß er „Hermann und Dorothea" völlig unverkürzt gegeben hat. Aus der „Frau Professorin" und aus „Soll und Haben" dagegen sind nur einzelne Kapitel ausgehoben worden, so: „Es kamen zwei fremde Gesellen." — „Bergaus und bergein." — „Zwischen hohen Mauern." — „Fürnehmes Leben, fürstliches Brot." — „Die Flügel ausgebreitet!" — und: „Der Freiherr von Rothsattel und Ehrenthal." — „Das Haus Schröter." — „Veitel und Hippus." — „Ein Markttag in Rosmin." — Doch sind diese so glücklich gewählt und so geschickt durch kurze französische Auszüge aus dem Weggelassenen verbunden, daß der Fortschritt der Handlung und die Hauptcharaktere deutlich erkennbar sind und somit vor des Lesers Auge ein Bild der ganzen Dichtung, wenn auch nur in Umrissen, entsteht, im Gegensatz zur Häppchenlitteratur vieler unserer Lesebücher. — Die dem deutschen Texte beigegebenen französischen Einleitungen und Anmerkungen bekunden eine gediegene Fachkenntnis. Für den deutschen Leser sind letztere besonders deshalb interessant, weil der Herausgeber einen sehr scharfen Blick für Germanismen hat. Wenn er Dienst und Angst für die einzigen mit st abgeleiteten Hauptwörter hält (La femme du professeur S. 35, Anm. 4 und Doit et avoir S. 54, Anm. 1), ist es ihm zu verzeihen, daß er Hengst (hengist), Herbst (herbist) und Ernst (ernest) übersehen hat, und bei Geschwulst, Brunst, Gespenst, Gespinst, Gewinst, Gunst und Kunst wird ja meist euphonischer Einschub des s angenommen.

Auch die äußere Ausstattung dieser deutschen Ausgaben in Paris ist sehr trefflich. Der von „Hermann und Dorothea" ist ein Druckfehlerverzeichnis nachgestellt. In den zwei anderen habe ich nur folgende Druckfehler bemerkt: La femme de professeur S. 43, 3 „wir" für „wie", S. 83, 12 „meinst" für „meist" und in Doit et avoir S. 14, Anm. 2 „aufstacheln" für „aufstapeln".

Zum Schluß stimme ich aus vollem Herzen ein in den Wunsch des Verfassers, der unsere Litteratur wahrhaft lieb gewonnen zu haben scheint: Möchten doch diese Auszüge noch mehr die Aufmerksamkeit der französischen Leser auf die Werke G. Freytags lenken! Doch ich halte jene besonders wegen der französischen Anmerkungen auch für wohl geeignet, die oberen Klassen deutscher Gymnasien zu lehren, gutes Deutsch in gutes Französisch zu übersetzen.

In ähnlicher Weise haben andere französische Gelehrte, so Schmitt, Catala, Briois, Chuquet, Pey, Lévy, Hildt, Lange in demselben Verlag erscheinen lassen: von Benedix: der Prozeß, von Chamisso: Peter Schlemihl, von Goethe: Faust, Campagne, Iphigenie, sowie

Digitized by Google

fahren. Und wie merkwürdig ist es andererseits, daß unter den im Spiel auftretenden Handwerkern Hessen und Schwaben, Braunschweiger, Bayern und Franken brüderlich zum fröhlichen Thun vereint sind! Wir beobachten hierin, bemerkt Hartmann, ein lebendiges Stück deutschen Nationalgefühls, das mancher dieser Zeit nicht zutrauen möchte. In Wirklichkeit ist vielleicht kein Teil unseres Volkes, welcher sich selbst in den trüben Tagen politischer Zerrissenheit des großen Vaterlandes ein unverkennbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so treu bewahrt hat, wie der Handwerksstand.

Würdig reiht sich an diese Fastnachtsspiele das von Brenner mitgeteilte romantische Drama „Der Prinz von Arkadien" mit zahlreichen Einlagen im oberbayrischen Bauerndialekt, aus dem Jahre 1701, ein Werk voll sprudelnder Laune und komischer Verwickelungen. Wie die beiden Fastnachtsspiele, ist auch dieses litterarisch wichtige Denkmal mit lehrreichen sprachlichen Erläuterungen versehen.

Die nun folgenden Abhandlungen aus der Feder bewährter mundartlicher Forscher (C. Franke, H. Gradl, M. Himmelstoß, J. Neubauer) dienen in erster Linie dem Zwecke, auf Grund sicher festgestellter Lauteigentümlichkeiten und des Wortvorrats eine wissenschaftliche Abgrenzung der an der nördlichen und östlichen Grenze Bayerns sich ausbreitenden Nachbarmundarten zu geben — eine mühselige, aber lohnende Untersuchung.

In der reichhaltigen Bücherschau wird ein Überblick über die gesamte mundartliche Litteratur der letzten Jahre, soweit sie zugängig war, geboten. Einzelne Sprachproben, vollständige Grammatiken und Wörterbücher, wie auch mundartliche Dichtungen aus Alldeutschlands Gauen sind eingehend und unparteiisch gewürdigt.

Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen gedeihlichen Fortgang und rege Unterstützung auch außerhalb der Fachkreise. Schon jetzt läßt sich behaupten, daß die Zeitschrift eine ebenbürtige Fortsetzung der leider eingegangenen Frommannschen Vierteljahrsschrift für Erforschung deutscher Mundarten bildet. Die Erwartung ist berechtigt und wohl nicht zu kühn, daß unter der jetzigen trefflichen Leitung auch das besprochene Unternehmen dereinst zu einem alle deutschen Mundarten umfassenden Archive heranwachse.

Die Anschaffung wird dadurch erleichtert, daß im Jahre durchschnittlich nur ein Heft ausgegeben wird; der jährliche Aufwand von vier Mark dürfte nicht zu drückend sein.

Greiz. **L. Hertel.**

Digitized by Google

γ. durch nicht minder hervorragende intellektuelle Fähigkeiten, im einzelnen durch Menschenkenntnis, Schlauheit, Verstellungskunst, Geistesschärfe u. s. w.

C. Gott sei Dank, daß nur sehr selten solche Naturanlagen in einem menschlichen Wesen vereint sind, und daß noch viel seltener zu diesen Naturanlagen solche äußere Umstände und Verhältnisse sich gesellen, daß eben ein Scheusal, wie Richard der Dritte es ist, entstehen kann.

Es wundert mich, daß der Verfasser sich die Person Napoleons hat entgehen lassen, die an manchen Stellen sehr gut zur Parallele herangezogen werden konnte.

Sehr hübsch ist die Disposition zu den Worten aus Goethes Iphigenie:

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt!"

und zu denen aus Schillers Tell:

„Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten".

Bekannt sind die folgenden Themata:

4. Wahre Bildung macht bescheiden.

5. Tua res agitur, paries cum proximus ardet.
(Hor. Epist. I. 18. 84.)

Der Hinweis auf die in der Nähe stehenden Stellen:

„Ecquid
Ad te post paulo ventura pericula sentis?"

und:

„Et neglecta solent incendia sumere vires".

wird dem Primaner ein guter Anhaltspunkt sein und ihn auf das Wort des Terenz: „Homo sum: humani nihil a me alienum puto" oder Goethes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" führen.

Am schwierigsten ist das Thema der letzten Disposition: „Zufrieden bin ich, daß ich nicht zufrieden bin" (Max Kalbeck).

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Böttticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben:

I. Die deutsche Heldensage. 3. Das Nibelungenlied, im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage, herausgegeben von Böttticher und Kinzel. VIII, 170 S. Preis M. 0,90.

IV. Das 17. und 18. Jahrhundert. 2. Die Litteratur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock. Ausgewählt und erläutert von Gotthold Böttticher. 122 S. Preis M. 0,90.

Digitized by Google

Ind. Praet. gab, gâbi, gab (nicht: gap, gâbi, gap) angesetzt werden müssen, ebenso der althochd. Imperativ gib (nicht: gip). Daß der Urtext des Nibelungenliedes und somit die vorliegende Schulausgabe nicht bloß in die Hand des Lehrers, sondern vor allem in die Hand der Schüler gehört, auch der preußischen, unterliegt wohl heute keinem Zweifel mehr. Und so wünschen wir der trefflichen Arbeit Böttichers und Kinzels die weiteste Verbreitung. Leider beginnt schon hie und da die warme Begeisterung für unser deutsches Altertum, nachdem die Brüder Grimm und die Germanisten ihrer Schule zum größten Teile von uns gegangen sind, sichtlich zu schwinden. Möchte die Schule dafür sorgen, daß diese Liebe zu unserer Vorzeit, das heilige Erbe der Brüder Grimm, unserm Volke erhalten bleibt. Für diesen Zweck wird die vorliegende Ausgabe sich in hohem Grade geeignet erweisen; möchte nur jeder Lehrer des Deutschen dafür sorgen, daß sie auch wirklich in die Hände der Schüler kommt.

Die Auswahl aus der Litteratur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock enthält Gedichte Joh. Christian Günthers, Abschnitte aus Gottscheds „Kritischer Dichtkunst", sowie aus Bodmers „Diskoursen der Mahlern" und aus dessen Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen", ebenso aus Breitingers „Kritischer Dichtkunst", vier Gedichte Hagedorns (darunter: Johann, der Seifensieder), eine reiche Auswahl aus Gellerts Fabeln und Erzählungen, was besonders zu loben ist; auch geistliche Lieder Gellerts fehlen nicht. Christian Ewald von Kleist und Joh. Wilhelm Ludwig Gleim sind durch reiche Proben vertreten; den Schluß bilden zwei Oden Ramlers. Auch dieses Bändchen bildet ein würdiges Glied der schönen Sammlung. Für das gewaltigste Gedicht Günthers halten wir dessen Bußlied: „Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme"; wir möchten die Aufnahme desselben für eine neue Auflage empfehlen.

Das Hans-Sachs-Bändchen ist in der zweiten Auflage im Texte um ein Stück vermehrt, der Text ist genau durchgesehen und gebessert (z. B. S. 94, Z. 15 richtig lest statt ler gesetzt); ob man mit Kinzel: „die lest" (d. i. die läßt du gehen) oder nach andern: „du lests" (d. i. du läßt sie gehen) liest, dürfte für die Schule unwesentlich sein. Vielfach vermehrt sind die Erläuterungen, eine Vermehrung, die hier wohl am Platze war. So wird dieses Bändchen in seiner neuen Gestalt dem vorhandenen Bedürfnis noch besser entgegenkommen als bisher.

Und so sei das ganze schöne Unternehmen allen Freunden eines gesunden deutschen Unterrichts aufs wärmste ans Herz gelegt. Es ist seinem ganzen Plane wie der Ausführung im einzelnen nach vortrefflich.

Dresden. **Otto Lyon.**

Digitized by Google

ragender geistiger Bedeutung wie die Steinhausensche keine Zukunft haben? Ich dächte, was in Frankreich und England für selbstverständlich gilt, sollte auch in Deutschland nicht unmöglich sein.

Dresden. **Otto Lyon.**

Ernst Linde, Die Muttersprache im Elementarunterricht. Grundzüge für die Vermittelung des Sprachgehaltes im ersten Schuljahr. Mit einer Empfehlung von Prof. R. Hildebrand. Leipzig u. Berlin, Verlag von Julius Klinkhardt. 1891. VIII u. 90 S.

„Das vorliegende Werkchen will einen Beitrag liefern zur Lösung der Frage des Elementarunterrichts." In der That ist es ein schätzenswerter Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Frage, und zwar ein Beitrag auf der Grundlage Hildebrandscher Gedanken. Der Verfasser geht aus von dem schönen Grundsatze: „Laß den Inhalt der Sprache vor den Kindern lebendig werden, daß sie ihn erfassen und an sich reißen können; laß den Geist und die Seele, welche die Sprache erschaffen haben, sich wieder aus derselben entwickeln, daß sie sich vermählen mit der Seele und dem Geiste der Kinder!" Anschaulichkeit ist ihm daher mit Recht das Hauptmittel, um einem einseitigen, oberflächlichen, gedanken- und anschauungslosen Maulbrauchen, wie es in unserer Zeit an der Tagesordnung ist, von der Schule aus vorzubeugen. Als Mittel zur Veranschaulichung des Sprachinhaltes empfiehlt er: 1. Die Anwendung gleichbedeutender mundartlicher Ausdrücke und Wendungen; 2. das Aufsuchen von Synonymen; 3. die Gegenüberstellung des gegenteiligen Begriffes; 4. die drastische Betonung des zu verdeutlichenden Wortes; 5. die Etymologie des Wortes (in gewissen Fällen); 6. die Anwendung des zu verdeutlichenden Wortes in verändertem Zusammenhang; 7. Erzählung von kleinen Geschichten zur Verdeutlichung eines Wortes. Zu allen diesen Mitteln giebt er zahlreiche Beispiele der Anwendung. Wir empfehlen das frisch, lebendig und warm geschriebene Büchlein nicht nur dem Elementarlehrer, sondern jedem Lehrer des Deutschen. Es wäre ein Segen für unsere Schule, wenn die Grundsätze Lindes sich überall in ihr einbürgerten.

Dresden. **Otto Lyon.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Im letztern Falle muß doch wohl der Anklang von write und read mitwirkend sein, aber doch wohl auch die Sache. Lesen und Schreiben sind innerlich so nahe verwandt, wie Lehren und Lernen, und daß die Verwechselung eine innerliche ist, zeigt, jeden Zweifel ausschließend, der Tausch von teach und learn. Beide Begriffe kommen wie aus einer Wurzel, die sich in zwei Ästchen gabelt, der unbewußte Sprachgeist aber, auch der Kinder schon, faßt das Ganze eben wie mit großem kühnem Griff an der Wurzel.

Was aber borgen und leihen betrifft, die da so glücklich beigebracht werden, so ist es damit wie mit lehren und lernen. In meiner Heimat heißt es: „Ich habe erst noch Geld borgen (aufborgen) müssen, ehe ich die Reise vornehmen konnte"; aber ebenso gut „kannst du mir nicht hundert Mark borgen?" „Er borgt dir sicher, was du brauchst" — leihen dagegen lernen wir nur aus Büchern kennen, obschon nur Leihbibliothek, Leihanstalt im Gebrauch sind. Gerade hier ist die wurzelhafte Erscheinung der beiden Begriffe besonders deutlich, was dann durch die entsprechende englische Erscheinung von to borrow und to lend besser gestützt wird. Es ist ja im Grunde dasselbe, wie daß das ältere gelter sowohl Schuldner als Gläubiger bedeute, wie gelt die Schuld nach beiden Seiten. So heißt es auch noch auf borg geben und auf borg nehmen.

Nachträglich zu S. 450 (Anecdote von Gottsched).

Ich wurde von mehreren Seiten, zuerst von Hrn. Prof. v. Waldberg, darauf aufmerksam gemacht, daß die Anecdote von Gottsched auf der Hasenjagd doch schon gedruckt ist, in Danzels Gottsched S. 302, und ich fand das in meinem Exemplar auch vor Jahren schon angestrichen. Das Geschichtchen ist auch da nur aus mündlicher Überlieferung entnommen, aber der Fragende ist Popowitsch, der geistvolle und heftige Gegner Gottscheds, der sich bei einem Besuch in Leipzig entschließt, seinen Gegner einmal zu besuchen und auf den Bescheid wegen der Jagd den Witz aufs derbste ausbeutet mit den Worten: „nun, wenn er sie sch . . ßt, mag er sie auch selber fressen". Das sieht doch wie erfunden oder verschönert aus. Ob ich meine einfachere und harmlosere Fassung doch auch nur aus Danzel habe, kann ich nicht mehr entscheiden.

Das Wort sie sollen lassen stan
Und kein Dank darzu haben.

An den Dank im Turnier zu denken, wie letzthin in diesen Blättern geschah, ist hier kein Platz, denn es handelt sich im Bilde nicht um das ritterliche Waffenspiel des Turniers, sondern um den ernstesten Kampf im Felde (Plan), mit einer Burg als Rückhalt. Die fragliche Wendung

Digitized by Google

Hildebrant redete (zuerst, und Hadubrant ließ ihm das Vorrecht, denn), er war der ältere Mann; von einem Herren- oder Dienstverhältniß ist da keine Rede, es ist das höhere Alter, das von selbst höhere Geltung und Würde gibt. Wie da der Begriff Herr sich herausgebildet hat, das zeigt wohl unser altes Leben in einem wohlthuenden Lichte.

Und auch das gesamte romanische Gebiet gieng denselben Weg. Denn das Mutterwort von franz. seigneur, ital. signore, span. señor ist ja das lat. senior, d. h. der ältere, also Übersetzung von hêrôro. Die Bedeutung Herr ist im 9. Jahrh. schon ganz entwickelt, z. B. in dem Bericht des Chronisten über die Absetzung Karls des Einfältigen: proceres Francorum . . . rejecerunt eum, ne esset eis ultra senior (Grimms Rechtsalt. 123), daß er ihnen nicht ferner ein Herr wäre.

Man weiß übrigens, wie das französische Wort im Laufe des Gebrauchs über Jahrhunderte hin zusammenschrumpfte, von seigneur bis zu sire (engl. sir). Das war aber das Schicksal auch unseres Wortes; die Kürzung wird sich aber eben in der Anrede vollzogen haben. Schon bei Otfried erscheint neben vollklingendem hêrôsto, der Vornehmste, hêrero mîn, mein Herr (als Nom.) Nachher noch kürzer hêrro (schon in der Hs. des Otfried III, 2, 31). Das setzte sich dann in mhd. hêrre fort, ich glaube aber nicht so lange als man sich gern denkt. Die Kürzung herre gehört vielleicht schon dem 12. Jahrh. an, ward es doch dann im Titel weiter gekürzt zu her (hêr halte ich für unmöglich), das dann, auch noch in spät mhd. Zeit sein h— verlor, er Sifrit, Akkus. ern Sifrit. Und dieses hat sich dann wunderlich misverstandener Weise bis ins 18. Jahrh. erhalten, in Ehren z. B. „Ehren Voß", dieses als altväterisch spöttelnder Ehrentitel.

Zum Konjunktiv zur Bezeichnung der Wirklichkeit.

Von **Karl Tomanetz** in Wien.

Bis vor kurzem schlug er sich namenlos durch die Welt, unbeachtet von der Wissenschaft, in jüngster Zeit wendete sich ihm die Aufmerksamkeit verschiedener Grammatiker zu, und auf einmal entdeckte man eine Reihe von Eigentümlichkeiten an ihm, die geeignet schienen, einen bezeichnenden Namen für ihn abzugeben. Besonders warm nahmen sich seiner Hildebrand und Matthias im 3. und 4. Bande dieser Zeitschrift an, und beiden verdankt er auch neue Namen: der erste hieß ihn den vorsichtigen, der andere den bestätigenden Konjunktiv. Aber hatte er früher gar keinen Namen, so erdrückt ihn jetzt ihre Fülle; schon wieder soll er umgetauft werden: ich schlage nämlich vor, ihn den realen Kon-

Digitized by Google

eigener Erfahrung bestätigen kann. Man braucht ihn aber nur mit dem typischen Beispiel „da wär' ich nun" zusammenzuhalten, um zu erkennen, woran das liegt. Ich nenne das erwähnte Beispiel typisch, weil an den verschiedenen Orten, wo in neuerer Zeit von diesem Konjunktiv die Rede war, die Erörterung desselben durchgängig an diesen Satz geknüpft wurde, offenbar, weil man in ihm den Typus dieses Modusgebrauches erblickte. Wir werden wohl später sehen, daß er nur eine Art desselben darstellt, können ihn aber, da die Stelle aus Zriny sich mit dieser nahe berührt, zum Vergleiche immerhin heranziehen. Da fällt denn sofort in die Augen, daß die Schwierigkeit bloß in der Wortstellung liegt. In Solimans Worten fehlt das pronominale Subjekt, wenn es auch aus Vers 254 mitzuverstehen ist, und der Hinweis auf die Situation, der meist durch eine Demonstrativbestimmung ausgedrückt wird, ist zu weit getrennt; erst der nächste Vers bringt sie: „vor dieser Feste". Dieser Hinweis auf die Situation ist aber bei dieser Art des realen Konjunktivs geradezu die Hauptsache; nur durch ihn wird seine Geltung klar, jetzt erst wird der Gegensatz zwischen dem Inhalt der Aussage und ihrer Form ersichtlich, und auf den kommt es an. Doch darüber später im Zusammenhange. Hier können wir uns darauf beschränken, die Probe zu machen und die Stelle im Zriny nach dem Musterbeispiel umzubilden, so daß sie nun lautete: „Da läg' ich nun" oder „nun läg' ich da", und alles ist in Ordnung, niemandem wird die Bedeutung dieses Konjunktivs weiter unklar sein.

Das zweite Beispiel, auf das mich mein Freund W. Jerusalem aufmerksam gemacht hat, findet sich in den Anfangsversen des Monologes von Zriny V, 2 (V. 53 flg.):

So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens,
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot.

Dieses Beispiel ist darum interessant, weil dem präteritalen Konjunktiv im 1. und 3. Vers ein Indikativ Präsentis im 2. Vers in ganz gleicher Geltung parallel läuft. Immerhin zeigt uns aber dieser Wechsel, daß der Gebrauch des realen Konjunktivs schon formelhaft geworden ist. Nicht der Übergang vom Konjunktiv zum Indikativ; dieser läßt sich vielmehr ganz gut erklären. Die Aussage ist im Anfang noch nicht ganz sicher, der Sprechende muß sich in die Lage erst hineinfinden; aber schon der nächste Gedanke betont das unabweisbare Geschick und wählt darum den Indikativ. Daß aber dann nochmals der Konjunktiv wiederkehrt, ist eben bezeichnend. Allerdings ist hier auch eine Parallelbildung zum ersten Verse beabsichtigt.

Digitized by Google

Also Behaghels Erklärung paßt nur für eine sehr beschränkte Anzahl dieser Konjunktive. Ich habe diese Bedenken schon 1888 in der Ztschr. f. d. ö. Gymn. angedeutet und dort auch versucht, eine andere Deutung zu finden. Ich meine nämlich, die Mehrzahl solcher Sätze drücke den Gedanken aus, man habe endlich etwas Schwieriges, kaum Erhofftes oder Erwartetes erreicht. Da ist es nun geradezu selbstverständlich, daß man früher dem Wunsche Ausdruck giebt: „Wär's nur erreicht; wär' ich nur oben". Dieser Gedanke ist sicherlich fort und fort in der Seele des Strebenden lebendig, und es darf uns nicht wundern, daß er noch nachklingt, selbst wenn der Wunsch schon in Erfüllung geht. Also auch ich nehme eine Assimilation des Modus an, aber vom vorhergehenden optativen Konjunktiv Präteriti. Abgesehen davon, daß sich eine solche Assimilation leichter vollzieht als die an einen erst nachträglich entstehenden Gedanken, ist meine Erklärung umfassender als die Behaghels: sie paßt nämlich auch auf jene Fälle, in denen der Konjunktiv bei Erreichung des Endpunktes, des Zieles der Wünsche angewendet wird. Matthias hat S. 434 denselben Gedanken ausgedrückt, als er schrieb: „Dieser Konjunktiv ist nichts weiter als der Nachklang des Konjunktivs des vorher gehegten Wunsches", und weiter: „er dient sogar zu umso größerer Bestätigung der Erfüllung des Wunsches."

Aber auch diese weitere Erklärung paßt noch nicht auf alle Fälle, so gleich wieder nicht auf Solimans „Da läg' ich nun"; wir werden doch nicht annehmen wollen, daß sich Soliman zuvor gewünscht hätte: „Läg' ich nur schon vor Szigeth?" Er denkt ja viel weiter und wünscht, vor Wien zu liegen, ja es erobert zu haben.

Wir werden also nach einer noch umfassenderen Erklärung dieses Konjunktivs zu suchen haben. Nun stellen sich aber einer solchen merkwürdige Schwierigkeiten in den Weg, indem der reale Konjunktiv durch Weiterentwickelung seiner ursprünglichen Bedeutung und Geltung so verschiedene Beziehungen des Sprechenden zum ausgesprochenen Gedanken zum Ausdruck bringen kann, daß nichts übrig bleibt, als vorerst methodisch diese verschiedenen Möglichkeiten darzustellen und ihren Zusammenhang zu entwickeln.

Eines erleichtert dieses Beginnen: Der Charakter des Konjunktivs ist unbezweifelt. Es ist ein potentialer Konjunktiv und als solcher von Erdmann, Grundzüge d. d. Syntax I, 128, von Behaghel a. a. O., von Hildebrand und Matthias in dieser Zeitschrift, von mir an der angemerkten Stelle der Gymn. Ztschr. und kürzlich von Wunderlich in seinem trefflichen Buche „Der deutsche Satzbau" S. 85 bezeichnet worden.[1])

1) Vernaleken, Syntax II, 309 findet auch, daß dieser Konjunktiv im Hauptsatze dem lateinischen Potentialis am nächsten steht.

Digitized by Google

der Aussage. Hierher gehört wohl auch Parz. 188, 30 (M. 3)[1]); während Nr. 8 des Nachtrages: „Sufer gwachse wäri jo, das wäri schon" deutlich den Stempel der Bescheidenheit an sich trägt.

Die Worte des Schreinergesellen (Nr. 7):

„Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la,
Doch steht mers trinke gar viel besser a".

verraten durch das „so so, la la" die Zugehörigkeit des Konjunktivs zur 2. Kategorie.[2]) Ihr ist auch das 2. Beispiel aus Zrinyi zuzuzählen.

2. Anders liegen die Verhältnisse, wenn die Thatsache feststeht und der Redende keinen Grund hat, die Form der Aussage zu mildern, also „bescheiden" oder „vorsichtig" zu sein. Soliman z. B. giebt vielmehr seinem Unwillen Ausdruck. Ich erklärte den Konjunktiv, indem ich ihn mit den Worten umschrieb: Ist denn glaublich, daß...; wär's möglich,...; damit ist auch ein Zweifel bezeichnet, aber nicht daran, daß die Thatsache besteht, sondern daß sie eintreten konnte. Der Umstand also, daß das Eintreten der Thatsache in die Kategorie der Ungewißheit fiel, wirkt also selbst dann noch nach, wenn das Unglaubliche Realität gewonnen hat. Mich erinnert es an die Worte Dorotheas im 9. Gesang: „O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm Dich haltend, bebe! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken." Das Bild ist äußerst bezeichnend für die seelischen Vorgänge beim Eintreten eines kaum erhofften oder nicht für möglich gehaltenen Ereignisses. So erkläre ich mir den Konjunktiv in den Worten des Mameluken (Nathan V, Anfang) „So wäre ich ja der erste, den Saladin mit Worten abzulohnen doch endlich lernte": „Ist's möglich, daß Saladin das einmal gelernt hätte? Es ist kaum zu glauben! Und daß ich der erste bin, der das erfahren muß!" Wenn Matthias aus dem „doch endlich" einen Wunsch herausliest, so hat er nur insofern kaum Recht, wenn er die Bezeichnung desselben schon dem Konjunktiv mit zuweist. — In dieselbe Kategorie gehören Götzens Worte II, 8 (M. 14): „Der wäre nun auch verloren"; erg.: „Das habe (hätte) ich nie für möglich gehalten".

3. Ein ganz analoges Fortklingen vorhergehender Seelenstimmungen zeigen jene Fälle, wo nicht ein unerwartetes oder ungeahntes, sondern ein mit Wahrscheinlichkeit erhofftes Resultat gewonnen wird, das zu erzielen allerdings Mühe oder Zeitaufwand kostete: hierher gehört das

1) Man darf übrigens auch nicht unberücksichtigt lassen, daß im md. manche Konjunktivformen in die Indikativreihe übergetreten sind; auch da ist vielleicht eine Quelle der weiteren Ausbildung des realen Konjunktivs zu suchen.

2) Im bayerisch-österreichischen Dialekt kann man das „I moanet holt" sehr oft hören.

Digitized by Google

wie in den Worten Riedmattens bei Platter (Nr. 16). S. 438 hat Matthias hübsch und klar auseinandergesetzt, daß diese Konjunktive konditional zu fassen sind. Der konjunktivische Satz vertritt eine konditionale Bedingungsperiode mit irrealem Konjunktiv, in welcher allerdings die Thatsache, die jetzt im Konjunktiv steht, indikativisch ausgedrückt wurde. Also auch hier eine Übertragung des Modus, deutliche Assimilation. Ein Beispiel für alle. Tellheim sagt Minna von Barnhelm III, 10 zu Franziska: Doch, Franziska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief noch nicht gelesen hat, so habe ich dir noch nichts zu sagen". Tellheim will sagen, er wäre wohl in der Lage, behaupten zu können, daß sie allein sind, wenn er ihr nur auch etwas zu sagen hätte, oder umgestellt: „Ich hätte dir auch nichts zu sagen, selbst wenn wir allein wären, was allerdings der Fall ist". Der vollständige Satz enthielte also ein Verbum der Aussage im Konjunktiv Präteriti, und von diesem ist dann der Inhalt der Aussage, weil er thatsächlich ist, im Indikativ abhängig. Bei der Zusammenziehung geht das regierende Verb der Aussage als selbstverständlich verloren, und sein Modus geht auf das früher indikativische Verb über; der konditionale Nebensatz, in dieser Fügung meist nachgestellt, erscheint in der Regel als Hauptsatz mit einschränkendem „aber", „nur", „allein" und ähnlichen Partikeln. Hierher ziehe ich auch den Konjunktiv in den Worten Mephistos 3040 Schr. (M. 11): „O heil'ger Mann! Da wärt ihr's nun!" Der Nachdruck liegt hier auf dem „nun", wie das folgende beweist: „Ist es das erste Mal in euerem Leben, daß ihr falsch Zeugnis abgelegt?" Ferner ist sicher der vorausgeschickte Ausruf als Prädikatsbegriff im Konjunktivsatze gedacht und dort durch „es" angedeutet; Matthias substituiert als Prädikatsbegriff „schuld" und erklärt den Satz, indem er den Nachdruck auf „ihr" legt: „Ihr seid dann schuld, wenn mein Plan nicht glückt". Das ist zu weit hergeholt und läßt sich durch den Zusammenhang absolut nicht stützen. Vielmehr führt dieser auf folgenden Gedankengang: Es ließe sich ja nichts einwenden dagegen, daß ihr euch jetzt auf den heiligen Mann hinausspielen wollt; wenn ihr nur früher auch so gedacht und nicht wiederholt ohne Bedenken falsches Zeugnis abgelegt hättet.

Ebenso erklärt sich Holteis (M. Nachtrag Nr. 9):

Guld hätt' s'em wull in meiner Läderkatze,
Ack kee zu Hause ha ihch nich fur mihch!

„Ich könnte mich darüber freuen, daß ich Geld habe, wenn ich nur auch eine Heimat hätte!"

5. Ich habe schon S. 3 erwähnt, daß Behaghel, und so urteilen viele, in den Fällen, die unter 3 zu rechnen sind, an eine Beeinflussung des Ausdruckes durch einen gleichzeitig gedachten, aber verschwiegenen

Digitized by Google

gekostet hätte oder irgend einem konditionalen Nebensatze ähnlichen Inhaltes. Also: Selbst der Bleicher freute sich über die Wirksamkeit der Sonne, aber bedankt hätte er sich nicht, „nicht um alles in der Welt", wie man auch statt eines ganzen Satzes zu sagen pflegt.

Des Tempelherrn Worte (Nathan IV, 2, M. Nr. 6): „Ich wich ihm lieber aus. — Wär nicht mein Mann", fasse ich ebenfalls als konditionale Hauptsätze; bei beiden ist die Bedingung verschwiegen, aber aus der Situation leicht hinzuzufügen; das erstemal: „wenn ich nur noch könnte", das anderemal: „wenn's nur nach mir ginge und ich zu wählen hätte". Matthias hat bloß „wär" durch den Druck hervorgehoben, „wich" nicht. Wollte er es nicht heranziehen, oder hat er's übersehen? Ich meine, beide Konjunktive sind gleicher Art, weil beide gleichmäßig der Situation entsprechen. An sich ließe sich allerdings dieses „Wär nicht mein Mann" auch der ersten Gruppe einreihen, der Konjunktiv statt des Indikativ, um die Unsicherheit des Gedankeninhaltes zu bezeichnen: Soweit ich es beurteilen kann.

Nach dem Gesagten wird auch Wunderlichs Bemerkung zu berichtigen sein, der a. a. O. sagt: „Man hat auch diese Fügung elliptisch erklären wollen und demgemäß zum Konditionalsatze gezogen; aber die Erklärung aus dem Zusammenhange, in den wir sie gestellt haben, wird besser einleuchten". Das ist nur insoweit richtig, als Wunderlich jeder gerne zugeben wird, daß der Konjunktiv als solcher potential zu erklären ist. Wie aber die Belege unter 5 (vergl. auch 3 u. 4) erweisen, ist die Erklärung einzelner Gebrauchsweisen dieses Konjunktivs aus dem Konditionalsatze nicht zu umgehen.

6. Schließlich giebt es Sätze, die scheinbar unseren realen Konjunktiv enthalten, in der That aber nichts anderes sind als elliptische Hauptsätze einer irrealen konditionalen Periode, deren bedingender Satz unausgesprochen bleibt. Die Form ist also dieselbe wie in den Sätzen unter 5, aber das wesentliche Merkmal fehlt: dem Inhalt fehlt jede Thatsächlichkeit, seine Geltung ist bloß angenommen. Ein Beispiel liefert Matthias mit der Parzivalstelle 102,7 (Nr. 2): daz waere nu der liute spot. Es ist ganz unmöglich, hier ist für waere einzusetzen, Wolfram meint nur, jetzt würde man darüber spotten, wollte einer dergleichen auch jetzt noch glauben[1]); vergl. die Redensarten in der Mundart: „Na, das wär was! Das wär nicht schlecht!"

So wären alle Belege, die mir zur Verfügung stehen, durchgesprochen und nach Gruppen geordnet. Es handelt sich nun darum,

1) Das het im Parzival 223, 26 (M. Nr. 4) kann ich mich nicht entschließen, als Konjunktiv zu fassen.

Digitized by Google

Anschauungen anderer. Mithin gilt als gemeinsames Merkmal für alle Gruppen unseres Konjunktivs, daß er etwas Thatsächliches, Reales bezeichnet, und darum schlage ich vor, ihn den realen Konjunktiv zu nennen. Das ist eine contradictio in adjecto und paßt doch trefflich, um gerade unseren Konjunktiv zu kennzeichnen: der Inhalt der Aussage ist wirklich real, die Form aber potential.

So bezeichnet mir der eben vorgeschlagene Name das Wesen des Konjunktivs, läßt es aber unentschieden, wie er zu dieser Funktion gekommen ist. Diese Frage ist überhaupt noch nicht ganz zur Entscheidung gebracht. Daß alle Arten der Verwendung des realen Konjunktivs einer Wurzel gemeinsam entsprießen, wird kaum jemand behaupten wollen, wenn er die Reihe der bisher beigebrachten und von mir besprochenen Beispiele überblickt. Offenbar hat auch hier, wie so oft in sprachlichen Dingen, die Analogie mitgewirkt und das Geltungsgebiet des Konjunktivs immer weiter gezogen. Ich meine daher, daß der Anfangspunkt der ganzen Entwickelungsreihe dort zu suchen ist, wo der Konjunktiv seiner ursprünglichen Bedeutung noch am nächsten steht, das ist aber der Fall in jenen Beispielen, die ich unter 1 b eingereiht und früher besprochen habe. In diesen tritt die Thatsächlichkeit des Inhaltes am wenigsten scharf hervor. Ganz anders in allen übrigen Beispielen; überall unleugbare Thatsachen. Wie ist nun die Übertragung des Konjunktivs auch auf diese Fälle zu denken? Wenn ich sage „Ich wüßte wohl eine Erklärung", so bedeutet das doch nichts anderes als die Thatsache, daß ich eine weiß. Aber ich bedenke gleichzeitig, ob sie auch Anerkennung finden werde; und nichts anderes soll ja der Ausdruck „bescheiden" bezeichnen; der Sprechende ist nicht ganz sicher, ob das, was er als Thatsache betrachtet, auch bei anderen dieselbe Geltung hat, und giebt darum seinem Gedanken bloß die Form der Möglichkeit, aber freilich nicht dem Verb, um dessen Geltung es sich handelt, sondern dem Prädikat, mit welchem er eben diesen Gedanken einführt. An einem Beispiele will ich das wieder deutlich machen. „Ich dächte doch", sagt einer. Der Inhalt des Denkens ergiebt sich aus der Situation; vollständig lautet der Satz also etwa: „Ich dächte doch, daß er im Recht ist". Welcher von diesen Gedanken kann allein auf Widerspruch stoßen? Nur der zweite; dieser verdient also den Konjunktiv, aber das regierende Verb bekommt ihn; an dessen Thatsächlichkeit kann aber doch niemand zweifeln, weil ja sogar der Inhalt des Gedachten mitgeteilt wird.[1])

1) Die Römer waren da genauer und setzten den Indikativ; quis nescit = wer wüßte nicht; potes aliam viam ingredi = du könntest einschlagen. Bernaleken hat dies nicht übersehen II, 309, mißversteht aber das Verhältnis, wenn er andeutet, die lateinische Sprache fasse den Inhalt solcher Sätze als wirklich; er ist es ja thatsächlich.

Digitized by Google

folgenden Konditionalsatze mit Konjunktiv Präteriti. Hier kann man so recht deutlich sehen, wie die konstruierten Gruppen nicht scharf von einander geschieden sind, sondern an den Grenzen in einander überfließen, so daß ein bestimmter Satz je nach der Situation oder Auffassung vom Sprechenden anders gemeint und vom Hörenden verschieden beurteilt werden kann. Andererseits ist aber gerade diese Leichtigkeit des Überganges einer Gruppe in die andere und die Mehrdeutigkeit der Glieder der Gruppe die Erklärung dafür, daß eine sprachliche Erscheinung immer weiter greifen und auch in Gebiete eindringen kann, die ihr ursprünglich verschlossen waren. Wirkte in der ersten Fassung des Gedankens, dessen Inhalt die Freude über die Erreichung des Zieles war, noch die Ungewißheit von früher nach, mit den früher besprochenen Folgen, die das auf die Form der Aussage hat, so braucht dies in der zweiten Fassung eines Gedankens des gleichen Inhaltes nicht mehr der Fall zu sein, und er kann doch noch in der früheren Form erscheinen: bloße Analogiewirkung.

Dabei möchte ich noch erwähnen, daß die Modusassimilation in den Belegen unter 4 gerade entgegengesetzt ist jener Seite 801 besprochenen. Hier wirkt der Modus des untergeordneten Satzes auf das regierende Verb, dort ist es umgekehrt, die Irrealität des übergeordneten Gedankens zeigt sich im untergeordneten, allerdings der Form nach, in der er erscheint, selbständigen Satze. Und noch ein Unterschied! Im ersten Falle eine mehr innerliche Angleichung, im zweiten ein rein formeller Prozeß.

Mit all dem ist aber erst gezeigt, wie es gekommen sein dürfte, daß im Aussagesatz Thatsachen durch den Potential ausgedrückt werden, nämlich wie dieser Vorgang zu erklären ist, wo er einsetzte, und wie er sich verbreitet haben mag. Dabei ist noch immer unerklärt, wie der Konjunktiv, der sonst die Intensität der Aussage abschwächt, das Gesagte als bloß subjektiv giltig, möglich, zweifelhaft u. s. w. hinstellt, in vielen Fällen dazu kommt, gerade das Gegenteil zu bewirken, die Kraft der Aussage noch zu steigern, so daß er mehr sagt als ein Indikativ. Die verschiedensten gesteigerten Gefühle, des Dankes, der Freude, des Triumphes, werden in ihm laut. Das ist doch höchst auffällig und im Bereich des Modusgebrauches ohne Parallele, aber auch bis jetzt noch nicht hinreichend erklärt worden. Mir ist wiederholt durch den Kopf gegangen, ob nicht die Ursache dieser Kraft des Ausdruckes im Kontrast zu suchen ist, im Gegensatz zwischen Inhalt und Form, indem gerade die Abschwächung der Aussage deren Steigerung bewirkt.[1]) Ich hätte auch eine

1) Dieser Kontrast kommt ebenfalls in dem von mir vorgeschlagenen Namen zum Ausdruck, und es empfiehlt sich auch von dieser Seite seine Annahme. — Vielleicht hatte Erdmann auch diesen Kontrast im Auge, wenn er Seite 128, Anm. meinte, es wohne diesem Konjunktiv ein „ironischer" Zug inne.

Digitized by Google

Aber noch andere Fragen tauchen auf und heischen Antwort, vor allem die nach dem Geltungsgebiete unseres Konjunktivs. Wie die Verhältnisse jetzt liegen und wir nach Matthias' Sammlung urteilen können, müssen wir zugeben, daß er in der Schriftsprache und in der Mundart, und in dieser in ober- und niederdeutschen Dialekten anzutreffen ist. Wunderlichs gegenteilige Anschauung (a. a. O.), daß er nur in bestimmten Gesellschaftsklassen und Mundarten auftrete, müßte erst noch nachgewiesen oder genauer bestimmt werden. Anderseits aber ergiebt die Beobachtung, die jeder selbst an der Mundart machen kann, sowie die Erwägung, der Matthias selbst Ausdruck gegeben hat, daß ihm die Belege am leichtesten und zahlreichsten aus dialektischen Werken zuströmten oder doch aus hochdeutschen Schriften solcher Autoren, die auch sonst Einfluß der Mundart auf ihre Ausdrucksweise erkennen lassen, daß der reale Konjunktiv hauptsächlich im Dialekt herrscht und sich erst von dort her allmählich auch in der Schriftsprache eingebürgert hat. Dann haben wir die Wurzel dieses Sprachgebrauches im Dialekt zu suchen, und bei denen, die ihn sprechen, also in den unteren und mittleren Ständen, während seine Ausbreitung in jenen Kreisen, die schriftdeutsch sprechen, nur auf Übertragung beruht; das Mittelglied bilden jene Kreise, die abwechselnd Dialekt und Schriftsprache sprechen. Diese wendeten diesen ihnen geläufigen Konjunktiv auch an, wenn sie sich gewählt ausdrückten, und so drang er in die Schriftsprache. Wenn also Wunderlich, als er von einer Beschränkung des Gebrauches sprach, den Ursprung desselben im Auge hatte, dann war er im Recht. Er hätte sich nur genauer ausdrücken müssen, um nicht mißverstanden zu werden.

Auch Matthias hat aus seiner früher angemerkten Beobachtung den Schluß gezogen, daß dieser Konjunktiv sein hauptsächlichstes Geltungsgebiet in der Mundart habe, und er suchte dies auch zu erklären. Er sagt a. a. O. S. 440: „Die geschulte Frau von Welt, die Schriftsprache, weiß ihre Gemütserregungen besser zurückzuhalten und zu verdecken; die frischen Kinder der Natur, die Mundarten, sorgen sich darum nicht, verraten getrost alle Hoffnungen, Zweifel, Wünsche, die vorhergingen, und reden daher — im Konjunktiv". Das läßt sich ganz gut hören, wenn man bedenkt, daß in unserem Konjunktiv wirklich fast immer irgend ein solcher Gedanke nachklingt, und daß diejenigen, die Schriftsprache sprechen, ihre Ausdrucksweise möglichst genau dem Inhalt anzupassen suchen, also Indikativ sprechen, wo es sich um eine Thatsache handelt. Das ist aber mehr eine Folge logischer Schulung als psychologischer Einflüsse, wie sie Matthias im Auge zu haben scheint. Denn er drückt sich so aus, als ob das Volk in seiner stärkeren Verwendung dieses Konjunktivs einem Zuge der Sprache folgte und ihm gerne nachginge, während sich die

Digitized by Google

Dieſes jô hat den Sinn: Ja, ſoweit wäre die Sache wohl billig oder richtig, aber .. S. 369 betont Nagl die ſkeptiſche Anlage des Bauers, der nur das Gegenwärtige für reell achtet, das, was er greifen kann, dagegen das Zukünftige wie das Vergangene, auch wenn er es „glaubt", für minder reell apperzipiert, d. h. konjunktiviſch ausdrückt. Nagl weiſt dabei die höchſt intereſſante Thatſache nach, daß im Dialekt noch Konjunktive Präteriti mit Vergangenheitsbedeutung vorkommen, ganz vereinzelte Reſte noch mittelhochdeutſcher Ausdrucksmöglichkeit. Er zitiert aus einem Dialektgedicht: er gangat zan richtar unt frougad-si an — er ging zum Richter und fragte ſich an; und verweiſt auf M. Lindermayr (1822), S. 133 u. ö. — Das Häufigere iſt aber, daß der Bauer den Konjunktiv Präteriti im präſentiſchen Sinne gebraucht. Denn es iſt, wie ſich Nagl S. 376 äußert, charakteriſtiſch für die moraliſche Richtung des Bauers, daß er ſich ſelbſt über Dinge, die unzweifelhaft feſtſtehen, reſerviert im Konjunktiv ausdrückt, auch erfüllbare Wünſche in die Form des Konjunktivs kleidet (z. B. ſagt: wann-i morgn firti wurd, ſelbſt wenn er vorausſichtlich gewiß fertig wird) und überhaupt den allzu entſchiedenen Indikativ Präſentis durch den Konjunktiv der Verba „laſſen, müſſen, dürfen" abſchwächt (S. 377). Und ſo iſt denn der reale Konjunktiv ein dialektiſcher Usus loquendi geworden, wie ſich Nagl zu Vers 139 des Roanad ausdrückt.[1])

Und ſo finden wir denn auch im Texte (der Überſetzungsprobe Nagls) eine reiche Ausbeute an Belegen für unſeren Konjunktiv. V. 11: 'sHenka war iehm zueg'urthelt (— das Hängen iſt durch Urteilsbeſchluß über ihn verhängt). 32: das war mir a gspoassige Gschicht dös (— das iſt ſehr ſonderbar). 45: a ledernes Ranzl af d'Roas mit that ein'n Kichfährter not (— iſt notwendig). 139: Hietzt hätt' er's dahin 'bracht, dass er am Hof was gilt. 161: das müet (— müßte) mir ein' Ehr sein (nicht nur — das muß mir eine Ehre ſein, ſondern vielmehr: das iſt mir eine Ehre). 199: Ih hätts iehm schon länger vermoant ghabt. Aber hietzt hat's amal graten (— ich hatte ihm's ſchon längſt zugedacht). 261: dös wär' mir das Wen'ger (— das iſt das Geringſte). 431: gar nit oans that iehna bedauern (— niemand bedauerte ſie). — Beſonders häufig tritt der Konjunktiv in der Bitte ein; z. B. i hed a schaïs gabîd — ich habe eine ſchöne Bitte am Herzen, oder: i tâd schaï bitn — ich bitt ſchön.

Eine beſonders große Menge realer Konjunktive findet ſich in den Schriften Roſeggers, die doch ſo recht volkstümlich ſind; ich will die

1) Für die Mainzer Mundart bringt Ries, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart (Mainz, 1891) S. 21 Belege.

Digitized by Google

gebenen Erklärungen zur Genüge hervorgehoben wird, jener merkwürdigen Gruppe von Spracherscheinungen nur eine unvollkommene Würdigung zu teil werden lassen, wenn man sich darauf beschränken wollte, die Eigentümlichkeiten der einen Sprache lediglich durch den Hinweis auf deren entsprechendes Auftreten in der anderen zu begründen.

Die besondere Übereinstimmung des Griechischen und Deutschen im Gebrauche der pleonastischen Negation, wodurch die beiden Sprachen anderen gegenüber in einem gewissen engeren, inneren Verwandtschaftsverhältnisse zu stehen scheinen, zeigt sich übrigens nur in der Häufung von Negationen, wo dem logischen Bedürfnisse durch eine einmalige Negation genüge geleistet wäre. Während im Lateinischen der streng gesetzmäßige Charakter der Sprache hiebei nur in ein paar typischen Formen ein Hinausgehen über das absolute logische Bedürfnis sich verstattet hat (bei ne—quidem, nec—nec, ne u. ä.), nimmt die Doppel- und Mehrfachsetzung der Negation statt der einfachen im Deutschen während etwa 5 Jahrhunderten nahezu denselben unbeschränkten Raum ein, wie im Griechischen. Der Grund ist bekanntermaßen davon herzuleiten, daß hier den psychologischen Triebkräften das sprachhistorische Moment einer formellen Übereinstimmung zwischen dem positiven und negativen Indefinitpronomen begünstigend zu Hilfe kam. Im Althochdeutschen und älteren Mittelhochdeutschen noch deutlich in zwei Formen getrennt, wird von da an das Wort in der unterschiedslosen Form (dehein u. s. w.) vorherrschend, bis der neuhochdeutsche Sprachgebrauch wieder die Scheidung vornimmt. In der Sprachgeschichte ist nun bei der Ausbildung der syntaktischen Konstruktionen, wie beim Bedeutungswandel der Wörter in hundert verschiedenen Fällen immer in gleicher Weise die Erscheinung zu beobachten, daß ursprünglich logisch und formell berechtigte Wörter und Konstruktionen auch nach dem Verblassen der Grundbedeutung, nach einer oft vollständigen Umprägung des inneren Gehaltswertes in der Sprache fortleben; solche Bestandteile eines zeitlich fortgeschrittenen Sprachgebrauches mit einer neuen Seele unter der alten Hülle müssen dann freilich den jüngeren Geschlechtern der Sprachgenossenschaft als unberechtigte Eindringlinge erscheinen.

Über die psychologische Begründung der vor allem dem gesprochenen Idiom eigenen, lebhaften Neigung zu bedeutungsstützenden Verstärkungen des negativen Begriffes im Satze (welche sowohl durch positive als durch negative Zusätze bewirkt werden) braucht hier kein Wort mehr verloren zu werden; s. Hildebrand, Ztschr. f. d. d. Unterr. 3, 149 flg. (auch abgedruckt in den Ges. Aufs. u. Vortr. S. 214), Brandes Programm, Lemgo 1859. Außerdem ist zu verweisen auf die Beispielsammlungen im D. Wb. (von Hildebrand) unter „kein" V, 461 flg., Grimms deutsche

Digitized by Google

solche unter Einwirkung eines negativen Sinnes des Grundgedankens unlogischerweise in Nebensätzen auftritt. Wenn Richter a. a. O. auch diese Konstruktionen als charakteristische Muster einer inneren Harmonie zwischen der deutschen und griechischen Syntax angeführt hat, so ist darauf hinzuweisen, daß hierin vielmehr die lateinische und die romanischen Sprachen weit größere Ähnlichkeit mit der griechischen zeigen, indem dort die erwähnten Spracherscheinungen wie im Griechischen zur Regel geworden sind, während sie im Deutschen doch immer als Abweichungen von der gewöhnlichen Redeweise empfunden werden. — Abweichungen freilich, die genau auf dieselbe Weise zustande kommen, wie der regelmäßige griechische (und lateinisch-romanische) Sprachgebrauch. Bezüglich der alten Sprachen kann die Untersuchung schon längst als abgeschlossen gelten; für den deutschen Sprachgebrauch muß eine eingehendere Beobachtung dieser Konstruktion vom sprachhistorischen Standpunkte schon aus dem Grunde höchst wünschenswert erachtet werden, weil gerade unsere gegenwärtige Sprache das Überhandnehmen der pleonastischen Negation in abhängigen Sätzen unverkennbar begünstigt, während jene Beispiele der ersten Gruppe (mit Doppelnegation) — wenigstens in der Schriftsprache — in demselben Grade seltener werden.

Wir können drei Typen von Nebensätzen aufstellen, innerhalb welcher sich eine logisch entbehrliche, oder vielmehr unstatthafte Negation vorzugsweise beobachten läßt.

1. Infinitiv- und daß-Sätze als Objekte zu einem Verbalbegriffe mit negativem Sinne (wie verbieten, verhüten, verhindern, warnen, sich hüten, zweifeln, widersprechen u. s. w.) im Hauptsatze;
2. die als zweites Glied einer Vergleichung dienenden Sätze mit „als" nach (positiven) Komparativen;
3. die Temporalsätze mit „ehe, bevor, bis" nach negativem Hauptsatze und die mit „seitdem" eingeleiteten Sätze.

Das Auftreten einer pleonastischen Negation in diesen Satzformen läßt sich unter einem gemeinsamen psychologischen Erklärungsprinzip betrachten: die Konstruktionen kommen zustande durch die Einwirkung des vorgestellten (negativen) Gedankens auf die grammatische Form seiner sprachlichen Wiedergabe. In Sätzen wie: „ich verbiete dir, dies zu thun; ich fürchte, es geschieht ein Unglück; es war schlimmer als man ahnte; er entfernte sich nicht, bevor ihm seine Bitte gewährt war" ist der konkrete zu grunde liegende Gedanke immer negativ („thue dies nicht!; möge doch kein Unglück geschehen!; man ahnte nicht, daß es so schlimm stehe; solange seine Bitte nicht gewährt war, ging er nicht weiter"). Dieser negative Sinn, von welchem die Stimmung des Sprechenden

Digitized by Google

läßt sich die Negation im abhängigen Satze durch den vorschwebenden Gedanken der negativen Folge erklären, aber nur, wenn nicht die Verba im Hauptsatze selbst verneint sind.

Ähnlich ergeben sich für die Komparativnebensätze etwa die Zwischenstufen: a) die Sache steht schlimm; man ahnte es (zuvor) nicht, b) die Sache steht so schlimm, als man nicht ahnen konnte (oder: man ahnte nicht, daß die Sache so schlimm stehe), c) die Sache steht schlimmer, als man nicht ahnte. — Bei der dritten Gruppe von Nebensätzen z. B. a) du antwortest nicht; so lange (darum) gehe ich nicht fort, b) so lange (wenn) du nicht antwortest, gehe ich nicht fort, c) ehe du nicht geantwortet hast, gehe ich nicht fort — in dieser Form enthält dann der Satz einen logisch ganz unvorstellbaren Sinn, einen Unsinn!

Welch großen Umfang diese Konstruktionen mit pleonastischer Negation auch in der deutschen Sprache einnehmen, lassen die Beispielsammlungen erkennen bei Paul, Andreſen, im Deutſchen Wörterbuch, bei Grimm, Brandes, Sanders a. a. O., Ziemer: Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparation 1884 S. 14 flg. Dittmar: Zeitschrift für deutsche Philologie. Ergänzungsband S. 299 flg. Matthias: Sprachleben und Sprachschäden 1892. Nr. 278d. Aus unseren Beobachtungen können wir eine Vervollständigung der Beispiele für den neuhochdeutschen Sprachgebrauch geben.

1. Abgesehen von den parataktischen Konstruktionen lassen sich in der Schriftsprache noch drei Entwicklungsstufen nachweisen. a) Logisch nicht zu beanstanden ist die Negation in der Form der indirekten Rede wie z. B. Luther, Ev. Mark. 7,36: „er verbot ihnen, sie sollten es nicht sagen". — Berzeviczy, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 4: „Am 2. Juni 1780 wurde eine große Volksdemonstration gegen das Parlament in Scene gesetzt, um dasselbe zu warnen, es möge ja die gegen die Katholiken giltigen Strafgesetze nicht mildern. — Münchener Neueste Nachrichten, 7. Juli 1893 Nr. 306: „Er warnte die Konstabler, sie sollten den Weisungen der englischen Regierung nicht gehorchen." — b) Die Negation wird auch bei der vollständigen Hypotaxis beibehalten. Luther, Ev. Matth. 16,20: „Da verbot er seinen Jüngern, daß sie niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ wäre". Ev. Mark. 5,43: „er verbot ihnen hart,

tionen „er konnte es nicht übers Herz bringen, ihm die Bitte abzuschlagen (= nicht zu gewähren)" und „er konnte es nicht übers Herz bringen, ihm die Bitte zu gewähren." Beide Sätze werden übersetzt: *οὐκ ἀντεῖχεν μὴ οὐ χαρίσασθαι αὐτῷ*! Trotzdem wird im gegebenen Falle schwerlich eine Zweideutigkeit des Sinnes anerkannt werden müssen.

Digitized by Google

gegen ist logisch richtig im IV. Bd. S. 208 gesagt: „... der mag sich vorsehen, daß nicht ...."

Lessing, Em. Galotti IV, 1: „Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden ein Leides geschähe". — Goethe, Wilh. Meist. Wanderj. II, 9: „... um zu verhüten, daß sich nicht die Landsleute vereinigen" — (Schiller, Tell III, 1). — Gottfr. Keller, Grüner Heinrich IV, S. 326: „man muß verhüten, daß nicht..." Münch. Neuest. Nachr., 9. Dezember 1892 (aus einem Berichte über das Unglück des Schiffes „Spree"): „Die Offiziere und Mannschaften des Schiffes gingen sofort ans Werk, um zu verhüten, daß das Wasser nicht auch in die anderen Abteilungen eindringe".

Luther, 1. Makkab. 13, 22: „es fiel ein tiefer Schnee, der verhinderte ihn, daß er nicht kam" (οὐκ ἦλθε διὰ τὴν χιόνα). Galat. 5, 7: „Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen?" — (Lessing, Em. Gal. III, 5.) — Schiller, Gesch. d. 30jähr. Kr., II. B.: „Pappenheim hatte nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passierten". Gesch. d. Abf. d. Niederl., II. Beil.: „Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den Bürgern diese Vorräte aufkauften". — Gust. Freytag, Verl. Handschr. III. Bd. S. 163 (IV. B. 10. K.): „Haben Sie die Güte, zu verhindern, daß der Lakai nicht zusieht". — Gindely, Gesch. d. 30jähr. Krieges, S. 212: „Nur der Mut Elisabeths verhinderte, daß es nicht schon jetzt in Prag offenkundig wurde, wie schlimm die Verhältnisse standen". — Berzeviczy, Beil. zur Allg. Zeitung, 1891, Nr. 279: „es lag kein Hindernis vor, daß nicht schon in der Nacht vom 27. auf den 28. November der Übergang beginne". — Gg. Winter, Nord und Süd, 1890, S. 405: „nur mit Mühe konnte es die Stadt verhindern, daß der deutsche Reichstag nicht eine Aufhebung aller Handelsgesellschaften beim Kaiser durchsetzte". — Nordd. Allg. Zeitung, 30. März 1892: „Lediglich die korrekte Haltung der französischen Regierung hat es bisher verhindern können, daß die wüste Hetzerei noch nicht in kriegerische Thaten umgesetzt wurde".

Luther, 1. Mos. 23, 6: „kein Mensch soll dir wehren, daß du ihn in seinem Grabe nicht begräbst". Ap.-Gesch. 14, 18: „sie stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten". — Goethe, Dicht. und Wahrh., III. B.: „... in diesen Zimmern, deren Tapeten ich geschont und mich geniert habe, meine Landkarten nicht aufzunageln". Wahlverwandtsch. II, 11: „Es konnte niemals fehlen, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte". — Schiller, Gesch. d. 30jähr. Kr., IV. B. a. E.: „Wenig fehlte, daß der Herzog von Weimar nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte". — (Shakespeare, Winter-

Digitized by Google

Unzufriedenheit nicht maßlos steigere". — Nord und Süd, 1892, S. 155 (H. Dohm): „ihre dringende Warnung, sich jedes kleinsten Zeichens von Zärtlichkeit und Kummer zu enthalten, . . ." — Eine der Breslauer Zeitung entnommene Nachricht geben die Münch. N. N. vom 4. Mai 1893 Nr. 205 in der Form wieder: „Er hatte bei seiner Landung sofort das herbeiströmende Publikum dringend gewarnt, ja nicht mit brennenden Zigarren sich dem Ballon zu nähern", während im Schwäb. Merkur vom 4. Mai 1893 Nr. 103 die Negation fehlt: „er hatte .... gewarnt, mit brennenden Zigarren .... zu nahen". — Beispiele unserer Beobachtungen aus dem mündlichen Redeverkehr anzuführen, unterlassen wir: je „populärer" das Beobachtungsgebiet ist, je ungehemmter der Redefluß einherströmt, um so sicherer kommt das pleonastische nicht, keiner nach warnen zum Vorschein. Mit nahezu ausnahmsloser Regelmäßigkeit begegnen wir ihm in dem Inseratentypus: „ich warne jedermann, meinem Sohne nichts zu borgen" u. ä. Die hierin enthaltene nachdrückliche Aufforderung muß durch ihren verkehrten Sinn ebenso erheiternd wirken wie die Drohung eines ehrsamen Bäckermeisters im Rosenheimer Anzeiger, März 1893: „Warne hiermit jedermann, seine verleumderische Zunge im Zaume zu halten!"

Luther, Ap.-Gesch. 5, 26: „sie fürchteten sich vor dem Volke, daß sie nicht gesteinigt würden" (ἐτροβοῦντο γὰρ τὸν λαόν, ἵνα μὴ λιθασθῶσιν). — Kügelgen, A. d. Erinnerungen eines a. M. I, 2: „doch mußte ich fürchten, mich dieser Bestie nicht noch bemerklicher zu machen".

Lessing, Nathan I, 1: „wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht die Ehrlichkeit, die Großmut selber seid?" — Epigr. I, 3: „Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind?" — Beil. zur Allg. Zeitung, 1891, Nr 277, S. 6: „daß es nicht Ausnahmen gebe, will ich nicht bestreiten". — C. Fischer (Gesellschaft 1893, S. 770): „Wer wollte leugnen, daß die Philosophie Schopenhauers nicht den Stempel des krankhaft Überreizten an sich trage?"

2. Nach Komparativen ist die Negation, die bekanntlich in sämtlichen romanischen Sprachen Regel ist,[1]) nur im älteren Neuhochdeutschen häufiger zu beobachten; da aber die psychologischen Ursachen, welche dieselbe hervorrufen, heutzutage noch ebenso wirksam sind, so ist in keiner Weise eine zeitliche Grenze dieses Sprachgebrauchs festzusetzen. Jedenfalls ist es unrichtig, dessen Erklärung mit dem Begriffe „Gallizismus" abzumachen; der Grund der verhältnismäßig geringeren Häufigkeit liegt in

1) Auf die entsprechenden griechischen Konstruktionen οὐ μᾶλλον ἢ οὐ ist hinzuweisen unter Betonung der negativen Form des Komparativs. In der klassischen lateinischen Litteratur findet sich ein analoges Beispiel bei Cicero ad Att. 13, 2, 3 mihi quidem videtur etiam diutius afuturus ac nollem.

Digitized by Google

nach negiertem Hauptsatze in unserer Sprache zur fast ausnahmslosen Herrschaft gelangt ist.[1]) Kaum zwei oder drei Beispiele in der logisch richtigen Form (ohne Negation) waren zu verzeichnen, wobei ich freilich gestehe, die Beobachtungen durchaus nicht in systematischer Weise angestellt zu haben. Bei „seitdem" (nach positivem Hauptsatze) hat jedoch die pleonastische Negation noch als Ausnahme zu gelten; im Französischen ist sie bekanntlich Regel (depuis que je ne vous ai vu, il n'y a pas eu du nouveau). Sogar die Fähigkeit, das logisch Richtige zu erkennen, scheint durch den unbewußten Sprachgebrauch bereits in bedenklichem Maße erschüttert zu sein; selbst bei Lehrern der deutschen Sprache, die sich vorzugsweise mit Problemen der Grammatik beschäftigen, zeigte sich ein hartnäckiger Widerstand in der Anerkennung der sinnwidrigen Negation in Sätzen wie: „es ist schon lange her, seit wir uns nicht gesehen haben" — als ob ein vernünftiger Mensch eine Berechnung von dem Zeitpunkte an, wo etwas nicht stattgefunden hat, anstellte; es liegt offenbar eine Vermischung der Vorstellung von der Dauer eines Zustandes („es sind viele Jahre, während derer wir uns nicht gesehen haben") und der Feststellung eines bestimmten Zeitpunktes („seitdem wir uns das letzte Mal sahen") vor. Ähnlich drängt sich der konditionale Gedanke bei den Temporalnebensätzen mit ehe, bevor, bis ein.

Unsere Beispiele sind alle der Litteratur dieses Jahrhunderts und zwar vorzugsweise der letzten Jahrzehnte entnommen. Es zeigt sich auch hier, daß naturgemäß gerade die Zeitungspresse am unmittelbarsten das Spiegelbild der gesprochenen Sprache wiedergiebt; nicht die einzelnen Zeitungsschreiber sind für jede „Sprachdummheit" oder „Sprachsünde" verantwortlich zu machen und auf grund des Grammatik-Kodex der Schriftsprache zu verurteilen. Ihnen würde es nie gelingen, der Sprache irgend welche Form aufzudrängen, die nicht im lebendigen Sprachgebrauche wurzelt.

Becker, Weltgeschichte, IX. Bd. I, 5: „er erklärte öffentlich, es sei an keinen Frieden zu denken, ehe nicht die Republik einen andern König gewählt habe." — Kügelgen, A. d. Erinnerungen eines a. M., II, 3 (bevor nicht). — G. Freytag, Verl. Handschr., IV. B. 8. Kap.: „Der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede sein könne, bevor er nicht zu glücklichem Ende gekommen sei". — Moltke, Gesch. des deutsch-französ. Krieges, S. 77: „Der Kronprinz von Sachsen hatte angeordnet, daß keine

1) In der österreichischen Zeitungslitteratur, dem an Sprachwidrigkeiten bekanntlich fruchtbarsten Boden, findet sie sich sogar nach positivem Hauptsatze, wo sie dann ganz unerträglich ist. Vergl. Wiener Fremdenblatt, 21. Januar 1893: „Die königlichen Eltern bleiben im Auslande (= kehren nicht zurück!), bis nicht die gesetzliche Lösung der früheren Akte bezüglich der Verbannung erfolgt ist".

Digitized by Google

wird, bis nicht das Gesamtröhrennetz entseucht wird". — Augsburger Abendzeitung, 5. Nov. 1892: „bevor eine durchgreifende Besserung in den Verhältnissen nicht eingetreten ist, müssen wir den dringenden Rat erteilen, diesen Beruf nicht zu ergreifen". 1893, Nr. 19.: „Bevor diese Hypothek nicht gelöscht war, konnte der Verkauf dieser Parzelle nicht eingetragen werden". 1893, Nr. 44 (11. Febr.): „Die Akademie der Wissenschaften wird vorderhand von dem Urteile keine Notiz nehmen, bis es nicht definitiv geworden ist." — Münchener Neueste Nachr., 6. Nov. 1892: „Von einer Beteiligung des deutschen Kapitals kann vorerst absolut nicht die Rede sein, ehe nicht Rußland seine Politik von Grund aus ändert." 12. Nov. 1892: „(Es wird dargelegt), daß es keine Lösung der Reformfrage geben konnte, bevor nicht der Grundsatz der Selbsteinschätzung verwirklicht worden war". 12. Jan. 1893: „Der Hitzegrad kann nicht erreicht werden, bevor das Wasser auf den Kohlen nicht verdampft ist" (Falkenhorst). 16. April 1893: „Die Wiener Kunsthändler erklärten, daß sie, bevor sein Prozeß nicht beendigt ist, kein Bild von ihm annehmen wollen." — Frankf. Zeitung, 29. Nov. 1892 (aus Stuttgart): „Der Termin der Einberufung des Landtags ist überhaupt noch nicht bestimmt, bis nicht die Entscheidung des Reichstags über die Reichssteuerpläne einigermaßen offen liegt". — Wiener Kunst, Juli 1893: „Kein Theater wird eher eröffnet werden können, als bis nicht die Kommission sich die Überzeugung verschafft haben wird, daß alle Maßregeln für die Sicherheit des Publikums getroffen sind". (Hier hätte das einfache „als" oder „bis" vollkommen genügt.)

Der Gebrauch der Negation neben „seitdem" u. ä. gehört bis jetzt noch vorzugsweise der mündlichen Verkehrssprache an, s. o.; Kaiser Wilhelm z. B. sagte — wenn die Blätter richtig berichteten — am 9. Mai 1893 auf dem Tempelhofer Paradefeld: „Seitdem wir uns nicht gesehen haben, sind eigene Wandlungen mit der Militärvorlage vor sich gegangen" (= seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben u. s. w.). — In der Litteratur ist dieses pleonastische „nicht" uns begegnet bei H. v. Kleist, Hermannsschlacht IV, 1: „Wie stehts in Teutoburg daheim, seit ich vergangenen Herbst her euch nicht sah?" — Gustav Freytag, Soll und Haben: „Es ist schon lange her, daß ich eine solche Kette nicht gesehen habe". — G. Freytag, Verlorene Handschr., I. Bd., 4. Kap.: „Es ist lange Zeit her, daß wir unsern lieben Landesherrn nicht gesehen haben". IV. B. 1. Kap.: „Es ist lange her, daß der Pavillon keine solche Schönheit bewahrt hat." — Nietschmann, Hans Sachs (Halle 1889), Kap. 2: „Neun Jahre sind verstrichen, seit ich Dein Angesicht nicht mehr gesehen". — Begünstigt werden solche Konstruktionen durch den an sich auch ungenauen Ge-

Digitized by Google

ist zu vermuten, daß dem Schreiber eine Gedankenfolge vorschwebte in der Art: Wenn auch die Kosten nicht leicht unüberwindbare Schwierigkeiten machten, so lassen doch eine Reihe anderer Bedenken die Ausführbarkeit fraglich erscheinen. Doch verdient immerhin u. s. w.) — Aus der Rede des Abgeordneten Bürklin (s. Nationalzeitung, 1891, Nr. 44 u. 46): „nicht minder gut ging es einer andren Arbeit" (statt: nicht besser = eben so schlimm). — Aus einem Berichte über die Zustände der sibirischen Gefängnisse (von?): „die Entflohenen kamen selten weit, ohne daß sie nicht eingefangen wurden". — Karl August an Minister von Fritsch: „Einen Mann von Genie nicht an dem Orte zu gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente nicht gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen". — Goedeke, Grundr. zur Gesch. d. deutschen Dichtung, II, S. 514: „Die Dichter dieses Zeitraumes schrecken nicht nur nicht vor keinem Gedanken unreinster Art zurück".

Leicht begegnen dem Unachtsamen solche Verstöße besonders bei der Verwendung von Substantiven, Verben ꝛc. mit negativem Sinne, indem der in Gedanken unterschobene, entsprechende positive Begriff die Wiederholung der Negation bei einem folgenden Teile der Periode zur Folge hat. — Vergl. Laas, Der deutsche Aufsatz, 1877, II, S. 652: „Mangel an Handlung, Wechsel und Leben kann man dem Stücke nicht absprechen" (statt: nicht vorwerfen). — Dilthey, Westermanns Monatshefte, 1879, S. 345: „(Schleiermachers Weihnachtsfeier,) in welcher der Mangel an Gestaltungskraft am schmerzlichsten vermißt wird." — Allgemeine Zeitung, 1873, Nr. 302: „Ein Zweifel an der Unglaublichkeit jenes Zwiegesprächs wurde nicht geäußert." Hier läßt sich auch anführen: Fanny Lewald, Eine Erscheinung: „Daß ich in der Stunde seiner Geburt, als ich sah, daß er ein Krüppel bleiben werde, seinen Verlust als einen unersetzlichen beklagt haben würde, das zu leugnen, bin ich nicht der Mann" (statt: zu behaupten, erklären!).

Ganz in derselben Weise drängt sich die pleonastische Negation unwillkürlich bei „außer, ohne zu, selten, kaum, schwerlich" u. s. w. ein; s. die Beispiele bei Paul a. a. O. S. 139 flg. Sanders a. a. O. 2b. 1048b. Andresen a. a. O. S. 126. Hier wird auch oft — vorzugsweise bei der flüchtigen Eile des Zeitungsstiles — durch eine falsche Stellung dieser Wörter im Satze oder durch unerlaubte Verkürzung der Konstruktion eine ganz falsche Beziehung und ein verkehrter Sinn herbeigeführt. So, wenn z. B. ein Anonymus „die geringe Zahl der Denkmäler, welche leider erhalten ist", beklagt (statt: die leider geringe Zahl u. s. w.) oder wenn die Münchener Neuesten Nachrichten (Oktober 1891) schreiben: „es muß nur wunder nehmen, daß trotz der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln kein Unglück passiert ist"! — wobei der von der Sicherheits-

Digitized by Google

Niederdeutsche durch die Schrift auch weiteren Kreisen zugänglich und lieb zu machen. Erst vor kurzem wurde eine niederdeutsche Homerübersetzung in dieser Zeitschrift besprochen. Auf ein weit bedeutsameres Schriftdenkmal in plattdeutscher Sprache möchten wir für heute den Blick unserer Leser, insbesondere aller Freunde des Plattdeutschen, lenken, nämlich auf eine plattdeutsche Bibelübersetzung. Bedeutsam darf diese Arbeit schon deswegen genannt werden, weil sie den Anspruch erhebt, als Volksbuch Eingang zu finden in die Häuser unseres niederdeutschen Volkes und damit auch zugleich der plattdeutschen Sprache selber eine starke Stütze zu werden. Wie weit sie diesen Zweck erreichen wird, das zu untersuchen, liegt uns fürs erste fern. Auf alle Fälle verdient die plattdeutsche Bibelübersetzung die Beachtung aller Lehrer des Deutschen, wenigstens in Niederdeutschland, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollten, sich mit ihr bekannt zu machen und die Früchte ihrer Studien an geeigneter Stelle für den Unterricht zu verwerten. Der Titel des Werkes lautet: Dat nie Testament vun unsen Herrn und Heiland Jesus Christus na de plattdütsche Öwersettung vun Dr. Johann Bugenhagen. Kropp. Verlag vun de Bookhandlung „Eben-Ezer". 1885.

Dieser Titel weist schon darauf hin, daß wir es hier nicht mit etwas durchaus Neuem zu thun haben. Vielmehr stellt sich die vorliegende Übersetzung als die Neubearbeitung der sogen. Lübeckischen Bibel aus dem Jahre 1534 dar, die gewöhnlich irrigerweise dem bekannten Mitarbeiter Dr. Martin Luthers, Johann Bugenhagen, zugeschrieben wird, obgleich derselbe nur den Anlaß zu diesem Werke gegeben hat. Dieser Umstand bewog den als eifrigen Freund des Plattdeutschen bekannten Pastor Johannes Paulsen in Kropp (Schleswig-Holstein), zum vierhundertjährigen Geburtstage Bugenhagens einen Neudruck jener Bibel von 1534 zu veranstalten. Freilich ergab sich dabei alsbald die Notwendigkeit, die alte Bibel einer durchgreifenden Umgestaltung zu unterziehen, da die inzwischen verflossenen Jahrhunderte an der plattdeutschen Sprache noch viel weniger spurlos vorübergegangen waren, als an der hochdeutschen, die doch wenigstens zur Schriftsprache geworden ist. Da Paulsen zunächst für die Landsleute seiner engeren Heimat schreiben wollte, so war es selbstverständlich, daß er seine heimatliche Mundart wählte, und da sein Werk in erster Linie für das Volk selber berechnet war, so beschränkte er sich auf das Neue Testament nebst den Psalmen.

Welche Arbeit ihm dabei noch zu thun übrig blieb, wird ein näherer Blick auf das Unternehmen zeigen. Ich will nicht davon reden, daß Paulsens Platt schon wegen der zeitlichen und räumlichen Entfernung ein ganz anderes werden mußte, als das seiner Vorlage, die in pommerschem Platt

Digitized by Google

will.) Des weiteren erwähnt Paulſen dann noch in ſeiner Vorrede, daß ſein großer Landsmann, Profeſſor Klaus Groth in Kiel, „mit groten Fliet (Fleiß) un hartliche Leev (herzlicher Liebe) to sine plattdütschen Landslüd (Landsleuten) de ganze Arbeit ut den Grunn (von Grund aus) dörchsehen un gehörig afsliept (abgeſchliffen) hett“, dem gerade durch dieſe Arbeit ein alter, langjähriger Wunſch erfüllt worden ſei.

Im nachſtehenden möge eine Probe aus Paulſens Überſetzung folgen. Ich wähle dazu das Gleichnis vom Säemann (Matth., Kap. 13, V. 3—8). „Seht, dar güng en Seimann ut to sei'n. Un indem he seite, full wat an den weg; da käumen de Vagels un freeten dat up. Etliches full in dat steenige Land, dar dat nich veel Eer har, un güng bald up, darüm dat dat keen deepe Eer har. As nu aver de Sünn upgüng, welk dat, un wil dat keen Wöddel har, wür dat verbrennt. Etliches full mank de Dorn, un de Dorn wussen up un erstickten dat. Etliches full up en gudes Land un drog Frucht, etliches hunnertfältig, etliches söstigfältig, etliches dördigfältig.“

Aus dieſer Probe wird man nicht nur die Treue der Paulſenſchen Überſetzung erkennen, ſondern auch das Eigentümliche ſeiner plattdeutſchen Mundart, die ſich auch vielfach von dem Platt anderer Landesteile Schleswig-Holſteins, z. B. dem Flensburger Platt unterſcheidet. Wieviel mehr wird das bei einem Vergleiche mit dem in anderen Gegenden Deutſchlands geſprochenen Plattdeutſch der Fall ſein! Nach Cannabich, der in ſeinem Hilfsbuche der Geographie eine Probe der Mundarten giebt, würde die erwähnte Bibelſtelle in Hannover[1]) lauten: „Et gunk ein Sägemann ut, tan sägen“, in Hamburg: „Een Buhr güng ut, sien Saat to say'n“, in Meklenburg-Schwerin: „Där ging en Sajer nut, to sajen“, in Braunſchweig: „Et gung en Saiemann ut, to sain“, in Paderborn: „Et chink'n Seimann ut, to seien“.

Ebenſo intereſſant wie ein Vergleich vom räumlichen Geſichtspunkte aus iſt ein ſolcher vom zeitlichen, wenn man einmal einen Blick auf die Wandlungen wirft, denen die niederdeutſche Sprache im Laufe der Jahrhunderte unterworfen geweſen iſt. Während der Lobgeſang der himmliſchen Heerſcharen in der heiligen Nacht im „Heliand“ lautet: „diurida sî drohtine an them hôhôston himilô rîkea endi fridu an erdu firihô

1) Selbſtverſtändlich läßt ſich in Hannover ebenſowenig, ja noch viel weniger von einem gemeinſamen Platt des ganzen Landes ſprechen wie in Schleswig-Holſtein. So ſtimmt das Plattdeutſch der Lüneburger Heide weit mehr mit dem hieſigen Flensburger als dem in der Nähe der Stadt Hannover geſprochenen Platt überein. Die oben für Hamburg gegebene Probe entſpricht z. B. durchaus dem Lüneburger Platt.

dazu dienen, in vielen Freunden unserer Sprache den Wunsch zu wecken, sich näher mit der verdienstlichen Arbeit Paulsens bekannt zu machen. Möchte die plattdeutsche Bibelübersetzung namentlich in recht vielen Häusern unserer engeren niederdeutschen Heimat Eingang finden. Insbesondere darf wohl der Erwartung Raum gegeben werden, daß sie in keiner Bibliothek unserer höheren Lehranstalten, wenigstens unserer norddeutschen, fortan fehlen wird.

Eine neue Auflage wird, wie ich höre, demnächst veranstaltet werden.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1892.

Von **Rud. Dietrich** in Zürich.

Ein im Berichtsjahre veröffentlichter Aufsatz der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung (Nr. 32/3) handelt von den „bedeutsamen pädagogischen Leistungen und Bestrebungen in der Gegenwart". Dabei verweist Verfasser auch auf unsere hervorragenden Fachblätter, und in dem Abschnitt, wo er derjenigen gedenkt, die einzelnen Unterrichtsgebieten dienen, bemerkt er: „Da wäre in erster Linie die unter den Gesetzen Rudolf Hildebrands stehende Zeitschrift für den deutschen Unterricht zu nennen" [„sodann die von dem Bozener Professor Seibert trefflich geleitete Zeitschrift für Schulgeographie"]. „Es ist höchst erfreulich, daß für zwei der wichtigsten Fächer so vorzüglich gesorgt wird". Weiterhin stoßen wir auf die Äußerung: „Welch hohe Befriedigung gewährt es dem wahren Vaterlandsfreunde, zu erfahren, wie unter allen Stämmen kräftige Stimmen sich regen, die aufs wärmste zur Nachfolge Hildebrands auffordern, dessen Gesetze erläutern und veranschaulichen!" Und in der That: das Berichtsjahr hat eine stattliche Reihe Aufsätze hervorgebracht, die im Geiste Hildebrands geschrieben worden sind; im besonderen ist es eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer man darauf ausgeht, nach des Meisters Vorbild Stoffe für die „Denkübungen" zu sammeln. Da aber die meisten Aufsätze solcher Art im Grunde doch nichts anderes bringen, als was bereits in unserem Hauptbuche vom deutschen Sprachunterricht steht, so habe ich sie von meinem Berichte ausgeschlossen[1]). Infolgedessen befaßt

1) Zu dieser Gruppe gehört eigentlich auch die unter G genannte Arbeit. Denn sie bietet der Hauptsache nach nur eine — allerdings sehr schätzenswerte — Fülle von Beispielen und Anregungen für die Wortbildungs- und Bedeutungslehre. Da sie aber zugleich ein paar gute kritische Bemerkungen über Lesebücher und Leitfäden („Sprachschulen") enthält, mochte ich sie nicht ganz beiseite lassen.

Digitized by Google

schule vorgezeichnete Weg lebendiger Aneignung, unmittelbarer Erfassung und praktischer Verwertung zur Richtschnur dienen. Weniger speziell methodische als vielmehr psychologisch-didaktische Grundsätze lassen sich aus der natürlichen Muttersprachlernung herleiten. (A.) Die „naturgemäße Methode" geht stets von der wirklichen Anschauung aus und schließt an diese unmittelbar den entsprechenden Namen an. Sie giebt nur Weniges, fügt aber zu diesem stetig und unermüdlich Neues und Neues, sodaß sich Altes und Neues innig zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen. Sie entnimmt den Sprachstoff aus dem nächsten Anschauungskreise des Kindes. Sie lernt die Sprache nicht äußerlich an, sondern entwickelt sie organisch von innen heraus, wobei der Schüler im Mittelpunkte der Sprachbildung steht. Sie bedient sich bei der Sprachaneignung auch äußerer Hilfsmittel (Hinweise, Mimik, Aktion, Modulation der Stimme). Sie läßt das Kind nicht nur anschauen und antworten, sondern veranlaßt es auch, selbst zu denken und zu fragen. Sie übt nicht viele Wochen lang lauter lose Wörter und Begriffe, sondern läßt den wenn auch noch so dürftigen Begriffsvorrat thunlichst früh als wirkliche Sprache auftreten. Sie verweilt nicht wochenlang in einem und demselben Vorstellungskreise, sondern sorgt für eine dem Kinde zusagende Abwechslung. Sie behandelt ein Ding nicht in erschöpfender Weise, sondern hebt anfangs nur das Wesentliche, Charakteristische hervor. Sie berücksichtigt in gleicher Weise die Dinge im Raume, wie die Erscheinungen in der Zeit. Sie wiederholt fleißig in ungezwungener, kaum merklicher Weise, indem sie immer und immer wieder in die früheren Anschauungskreise zurückkehrt, die Vorstellungen und Gedanken berichtigt, ergänzt und vertieft. (A.) — Die Volksschule kann der Verödung der Schriftsprache steuern durch eine gründliche Reform des Unterrichts in der Muttersprache. Vor allem müßte erkannt werden, daß Kenntnis der Formen unter Umständen zur Wortarmut führen kann, und daß die Einreihung eines Gegenstandes in eine begriffliche Kategorie noch kein Verständnis desselben ist. (E.) — Die polnischen Kinder (z. B.) sollen das Deutsche nicht mit Hilfe ihrer Muttersprache erlernen, sondern unmittelbar: im allgemeinen überschätze die „Übersetzungsmethode" die geistige Leistungsfähigkeit der Kinder; im besonderen verschulde sie schlechte Aussprache, falsche Betonung, Übertretung der Gesetze für die Wortfolge (da die Kinder wörtlich übersetzen); namentlich verhindere sie die Aneignung der deutschen Umgangssprache und eines reichen Wortschatzes. (B.)

III. Mundart und Schriftsprache. — Der deutsche Unterricht soll von der Mundart ausgehen; durch Vergleichen und Entgegenstellen das Gefühl für den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart wecken und ausbilden; die Schriftsprache in allen Teilen, im Lautlichen, in der

Digitized by Google

Zusammenstellungen, Zusammenfassungen, Regeln wird der im übrigen Sprachunterricht erarbeitete Stoff geordnet und zu jederzeitiger Verfügung bereitgestellt. „Kurze Disposition" (aber nicht „unverbrüchliche Norm") für die Behandlung einer sprachlichen Erscheinung: a) Einführung des neu zu Behandelnden (Vorführung der sprachlichen Erscheinung in etlichen Beispielen; Benennung des Neugewonnenen; Zusammenstellung desselben mit bereits Vorhandenem; Ableitung der Sprachregel und Einprägung des Neuen); b) Einübung des Neueingeführten (Übung an Beispielen aus dem Sprachvorrat der Kinder und der im Besitze der Kinder befindlichen Litteratur); c) Anwendung des Neugeübten (Verwendung in besonderen schriftlichen Arbeiten und beim ferneren Gebrauche der Sprache überhaupt). (F.) — „Rechtschreibung": Man lasse dem Schreiber Freiheit, wo es auf Unwesentliches ankommt. Ob er zu Grunde richten schreiben will oder zugrunde richten, morgens oder Morgens u. s. f., das soll uns alles so eins sein, wie wenn das Wort mit etwas blässerer und ein andermal mit etwas schwärzerer Tinte dargestellt wird. (D.)

V. Sprachgeschichtliche Entwickelungen. — „Rückblick" (auf die „Lebensgeschichte" des Wortes Geld): In der Entwickelung des Begriffes Geld lassen sich drei Perioden ziemlich scharf unterscheiden. Die erste währt bis zum 13. Jahrhundert. Sie versteht unter Geld eine Gegenleistung im allgemeinen; Schadenersatz, Vergeltung im besonderen. Ihr kann der Mensch selbst zum Gelde werden, und nicht etwa der Münze wegen, die bezahlt wird, bedient sie sich der Bezeichnung Geld. Sie gebraucht diesen Namen überhaupt noch in innigster Beziehung zu seinem Stammworte gelten. Wenn wir von einzelnen Anklängen oder Ausnahmen absehen, so läßt sich sagen, daß einerseits jener Zeit unser Begriff nach seinem eigentümlichen Umfang und Inhalt fremd war, wie andererseits uns der ihrige fehlt. Die nächsten drei Jahrhunderte, welche die zweite Entwickelungsstufe darstellen, erkennen zwar auch noch Naturalien als Geld an, und unser Begriff trägt dazumal noch den Namen Gut; aber darin, daß vornehmlich Abgabe, Lohn, Preis als Geld bezeichnet werden, erkennen wir die Verschiebung des Begriffes auf die neue und letzte Stufe. Diese kündigt sich im 16. Jahrhundert deutlich genug an, und es handelt sich nicht nur um eine Verschiebung, sondern auch um eine Verkümmerung. Denn für uns ist Geld bloß ein Stoff, die Münze, doch diese nicht in jedem Falle, sondern nur, sofern sie ein allgemein anerkanntes Wertzeichen, Wertstück und Verkehrsmittel ist, und dann braucht es nicht einmal eine Münze, ein Stück edlen Metalls zu sein — die höchsten Geldwerte sind Papiere! Was wir sonst noch Geld nennen (Brücken-, Pflastergeld; Trink-, Lehrgeld), sind nur schwache, uns kaum bewußte Überreste aus dem reichen Inhalte des alten Begriffs. Und doch ist (nach Hildebrand) am

Digitized by Google

die Gedanken des Goetheschen Gedichtes, an das er sich auch in der Form anlehnt, folgendermaßen frei wiedergiebt:

Nicht gierigen Herzens
Erheb' er (der Menschenerzeugte) die Wünsche
Zur Sonne empor.
Erklimmt er der Berge
Beschneiete Gipfel,
Zu nahen der Sonne
Verzehrendem Licht;
Nicht näher der fernen
Erblindet das Aug ihm,
Und schwankenden Schrittes
Entgleitet der Fuß.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Einiges über das Wort „alt".

Hildebrand weist in einem Aufsatz dieser Zeitschrift (VI, 5) auf den bekannten Gebrauch des Wortes unser hin, der darauf beruht, daß der Sprechende die von ihm bezeichnete Person oder Sache in eine gemütliche Beziehung zu sich selbst und zu seinesgleichen setzt, ja sie sozusagen in sein und der ihm Nahestehenden geistiges Eigentum aufnimmt. „Es kommen verwandte Fälle vor", fügt er am Schluß seiner Ausführungen hinzu, „die noch weiterer Aufklärung bedürfen". Einer von diesen verwandten Fällen ist, meine ich, auch der eigentümliche Gebrauch des Adjectivums alt in Wendungen wie: alter Kerl, alter Junge, das ist eine alte, gute Seele u. s. w. Denn auch hier ist ja das Wort nicht in eigentlichem Sinne zu nehmen, sondern es ist offenbar der Ausdruck eines traulichen oder zärtlichen Verhältnisses, einer gemütlichen Stimmung, in die der Redende bei dem Gedanken an eine andere Person sich versetzt fühlt. Und daher kommt es auch, daß dieser Gebrauch des Adjectivums sich eigentlich nur auf Personen erstreckt, und so gut wie gar nicht von Sachen gilt, eher von Tieren, soweit wir diesen nach Art von Menschen gemütlich näher treten können. Übrigens ist der eben geschilderte Gebrauch niederdeutscher Herkunft und so ziemlich auf das niederdeutsche Sprachgebiet beschränkt geblieben. Darum findet man auch in Fritz Reuters Schriften Belege dafür in Hülle und Fülle, besonders in der „Stromtid" diesem klassischen Denkmal niederdeutschen Gemütes und niederdeutscher Gemütlichkeit. Da begegnet man Wendungen, wie „das oll lütte Kropzeug", „dat oll lütte Dierning", „unſ' oll' lütt Mining", „die ollen Gören", „Fritz was doch en ollen gauden Jung" auf Schritt und Tritt, so daß es genügt, im allgemeinen darauf hinzuweisen. Den psychologischen Ursprung dieses Bedeutungswandels zu erkennen ist leicht genug. Denn

Digitized by Google

das Berlinische der „Olle" und die „Olle", als Ersatz für Vater und Mutter gebraucht, zwar recht gemütlich, aber nicht gerade respektvoll klingt. Als Ausdruck des Übelwollens wird das Wort nicht nur von Personen, sondern auch von Tieren und von Sachen, ja sogar von abstrakten Begriffen gebraucht. „Das hat die alte, abscheuliche Katze gethan" sagt jemand, um seiner augenblicklichen Mißstimmung gegen das naschhafte Haustier kund zu thun, Onkel Bräsig schickt sich an, „das Vorderteil der ollen Fladduf" wieder einzurenken, und derselbe Bräsig beklagt sich, daß ihm Kaufmann Kurz einen Käm geschickt hat, mit dem Zusatz, „war so'n preußischen, so'n ollen süßen!" Auch Wendungen wie: „das ist ja eine alte, dumme Geschichte", oder „laß doch das alte Geschrei" sind dem an niederdeutsche Redeweise Gewöhnten geläufig.

Liegt nicht auch wie in diesem Sprachgebrauch überhaupt, so auch in diesen Unterschieden, ein gutes Stück der dem Sprachgeist eigentümlichen Logik? Oder ist es reiner Zufall, daß die lieblose Anwendung unseres Wortes eine ungleich weitere Ausdehnung gewonnen hat als die entgegengesetzte? Nein, diese Erscheinung ist der natürliche Exponent der Thatsache, daß wir, wie schon oben bemerkt, Personen ein viel höheres Maß von Teilnahme entgegenbringen als Tieren und leblosen Wesen. Oder zeigt sich in dieser weitergehenden Entwertung des Wortes alt jener pessimistische Zug der Sprache, der so manches gute, ehrliche Wort verdorben hat? Es ist möglich, daß dies mit hineinspielt. Aber schließlich ist doch auch dieser Zug wie jede sprachliche Schöpfung aus der Tiefe der Volksseele entsprungen.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

3.

Zu Wasserziehers „Flensburger Deutsch" möchte ich noch folgende Bemerkungen machen.

Aussprache. „i hat einen Stich nach e, u stark nach o". Herr Wasserzieher vergißt zu bemerken, ob das immer so ist, oder nur vor bestimmten Konsonanten oder Konsonantenverbindungen. (Es ist natürlich nur das „kurze" i und u gemeint.) Diese Eigentümlichkeit haben auch andere Mundarten. „Für alle niederrheinischen Mundarten ist charakteristisch die auch im Holländischen auftretende Neigung, für sonstiges hoch- und niederdeutsches ĭ und ŭ und ü in geschlossener Silbe ĕ und ŏ, ŏ-u und ŏ zu wählen". (Jellinghaus, Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Kiel 1884. § 3g S. 9.) Besonders weit verbreitet ist ö statt ü vor r + Konf. — Umgekehrt sprechen gerade die Dänen und Nordschleswiger geschriebenes ö, ö wie ü, ü: können, konnte klingt unserm Ohr wie künnen, kunnte. dreitzig hört man auch im südlichen Holstein; diese Aussprache ist wohl entstanden nach Analogie

Digitized by Google

Ball, hölzerne Waschbütte), Bricken, Däknslüp[1]), Ruffel, Kneifer (plattdeutsch knîper), Plate, Grapen, Förtchen (plattdeutsch Fötn oder Futjes; im Rheinland heißen sie Bolböschen) sind auch im südlichen Holstein gebräuchlich. Bord für Brett ist auch hier in Solingen gebräuchlich, z. B. werden die Bretter, mit denen die Fußböden gedielt werden, so genannt.[2]) — Quäder, im Niederdeutschen in den 3 Formen Querder, Quarder, Quäder bekannt, ist offenbar dasselbe wie das quërder, welches in Lexers mhd. Taschenwörterbuch als „Flicklappen von Leder, Tuch" erklärt wird. — Reibsticken ist eine Verhochdeutschung des ndd. rîtsticken (rîten = reißen), welche so genannt werden, weil man sie „anreißt"; Sticken kommt auch anderswo vor (bekannt sind die schwedischen tändstickor), im südlichen Holstein heißen u. a. auch die Stricknadeln zuweilen so (gewöhnlich Wier, Plur. Wieren, vergl. engl. wire), und Onkel Bräsig sagt (Stromtid Kap. 26 gegen Ende): „Ich stech Dir einen Sticken". — Mauermann ist gerade so gebildet wie Zimmermann; man sagt auch Arbeitsmann, Fiedelsmann. — Möschen = Waldmeister findet man auch anderswo, Reuter (Festungstid Kap. 25 Mitte): „dat Holt rök as idel Maesch" das Gehölz (die Waldung) roch wie eitel Waldmeister. — „Übrigens steht meist was statt was für"; ich denke, es ist ein Unterschied, was für ist eigentlich qualitativ.

Zeitwörter. Ich bin angefangen[3]), schwieren (bis in die Nacht hinein feiern, schwimeln) sind auch im südlichen Holstein gebräuchlich. — flytten scheint heute in Holstein nicht gebraucht zu werden (Rendsburg gehört sprachlich zum Herzogtum Schleswig), doch war in alten Zeiten vloten (hd. flößen) in ähnlichem Sinne wie heutzutage flytten gebräuchlich; es hieß nicht nur „zu Wasser fortschaffen", sondern überhaupt „fortschaffen" (auch in der Verbindung vören unde vloten führen und flößen). Auch im Friesischen giebt es dasselbe Wort in derselben Bedeutung, hier hat es in der Stammsilbe ein ē (Umlaut von ō). — „Ich wollte zu ihnen gekommen sein" statt „ich hatte (hätte) zu Ihnen kommen wollen" kenne ich aus einigen Gegenden Westfalens. Diese Ausdrucksweise scheint auf niederdeutschem Gebiete noch weiter verbreitet zu sein oder gewesen zu sein, z. B. heißt es im Reinaert (herausg. v. E. Martin, Paderborn 1874) Vers 5265 flg.

---

1) Deckenschlupe, Bettschlupe wird meines Wissens im südlichen Holstein im Hochdeutschen nicht gebraucht.

2) Übrigens findet sich auch in Dudens orthogr. Wörterbuche: das Bort = Brett verzeichnet.

3) Hier in Solingen sagt man: das bin ich vergessen, statt: das habe ich vergessen.

Digitized by Google

Ausrufe. Na hat je nach der Aussprache viele Bedeutungen, ebenso ôhá. Letzteres gebraucht man im Bergischen namentlich um anzudeuten, daß man mit dem soeben Gesagten nicht einverstanden ist, es für falsch hält. Dieselbe Bedeutung wird gerade für Flensburg angegeben von K. Strackerjan (Korrespondenzbl. für niedd. Sprachforschg. XIII S. 48); auch für die Umgegend von Halberstadt ist sie belegt (a. a. O. S. 89), während ôhá in Wien soviel bedeutet wie Achtung! Im südlichen Holstein gebraucht man ŏ hå, wenn man eine schwere Arbeit vollbracht hat und sich dann ermüdet hinsetzt, ebenso wenn man von übermäßiger Hitze ermattet ein wenig ausruht. Vergl. auch J. H. Vossens Idylle „De Geldhapers": Oha, kriegen wi Schatten? Man jappt kuum mehr: so gewaldig Brennt de Sünn' am Häwen! u. s. w.

Zu Weihnachtsabend, Neujahrsabend hätte noch Fastelabend (Fastnacht) gestellt werden können. — zuschotten kommt von dem Substantiv schott, welches nicht nur Riegel bedeutet, sondern auch einen Schieber in Gräben und an Schleusenthüren, welche geöffnet oder geschlossen werden, je nachdem man das Wasser einlassen oder absperren will, ohne die ganze Thür zu öffnen.[1])

Der Gebrauch des Wortes Deutschland zur Bezeichnung der südlicher gelegenen (hochdeutschredenden) Teile des deutschen Reiches scheint nicht nur auf Schleswig-Holstein beschränkt zu sein; vor einigen Wochen stand in den Zeitungen eine Anekdote, wonach ein Meklenburger gesagt haben soll, er sei kein Deutscher, sondern ein Meklenburger, und als Jochen Klaehn und Franz Nemlich in Smyrna spazieren gingen, sagte eine Stimme: „Liebe Schwester, es sind Deutsche — lauter Deutsche — und dies sind Plattdeutsche", aber Jochen erwiderte: „Ja, Madamming, Dütsche sünd auch mit mang, wir sünd abersten Mecklenbürger." (Reuter, De Reis' nah Konstantinopel, Kap. 14). — Rētstock sagt man auch in Solingen, ich hörte sogar Reitstock (das sollte offenbar hochdeutsch sein!); Rēt bedeutet Rohr oder Schilf. — Neben den holländischen Waren ist aus dem südlichen Holstein die Holländerei (Meierei, Milchwirtschaft) zu erwähnen; die Marschen verdanken ihre Kultur bekanntlich den Holländern.

Aus den Sprengerschen (VI, 841) und den vorstehenden Bemerkungen[2]) ergiebt sich, daß die Mehrzahl der von Herrn Wasserzieher zusammengestellten Eigentümlichkeiten in Worten, Ausdruck und Satzbau nicht nur auch

1) Sie spielen eine große Rolle bei sogenannten Zapfschleusen, wie sie an dem alten Eiderkanal, z. B. bei Rendsburg, zu sehen waren.

2) Vergl. auch Haase (VII, 140), Kohrs (VII, 431) und Glöde (VII, 495).

Digitized by Google

stäuben haben soll, ist nicht ersichtlich; in transitiver (kausativer) Bedeutung ist es auch hochdeutsch (abstäuben, ausstäuben) und kommt schon im Mittelhochdeutschen vor: stöuben Staub erregen, aufwirbeln; merkwürdig ist Schillers „Brücke, welche stäubet."

Die oben erwähnte Auslassung des Partizipium Perfecti scheint zu beiden Seiten des Mittelrheins — man fasse diese geographische Angabe nicht zu engherzig — gebräuchlich zu sein. Zu dem Ausdruck „Er ist fort", welcher in jener Gegend keinen Zustand, sondern eine Handlung bezeichnet, vergleiche man: „Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort" (Kabale und Liebe II 2); ebenso: „Haben Sie Herrn M. kürzlich gesehen?" — „Diesen Nachmittag um vier ist er zum N."

Holz in der Bedeutung Wald kommt nicht nur in Norddeutschland vor, in Schillers Gang nach dem Eisenhammer reitet der Graf ins nahe Holz; etwas anders ist die Bedeutung von Holz in der Redensart ins Holz fahren.

was mit folgendem Genitiv partit. war auch im Mittelhochdeutschen gebräuchlich; hier im Bergischen sagt man noch heute: was stehen da Häuser, was waren da Menschen u. s. w., wenn man eine Quantität bezeichnen will. Anderseits steht was im Niederdeutschen (nicht nur in Schleswig-Holstein) für hd. wie: was gross, was fein — wie groß, wie fein!

Zu dem Gebrauch von sollen seien noch einige Beispiele von hier nachgetragen. Um auszudrücken, daß man dem soeben Gesagten zustimmt, wo man im Hochdeutschen etwa sagen würde „Gewiß" oder „Natürlich" oder „Das ist richtig" oder dergl., sagt man im Bergischen „Das soll wohl sein"; statt „Es ist mir gleichgiltig" hört man hier häufig „Das soll mer wol ejal sein"; für „Er wird es nicht thun" heißt es ironisch dat sal 'e wal donn (das soll er wohl thun).

Da mehrmals das Wort mösche „Sperling" angezogen ist, erwähne ich noch, daß es im Bergischen ein „kurzes" ö hat, während mösch „Waldmeister" in Holstein ein langes geschlossenes ö, in Meklenburg ein langes offenes ö hat.

Solingen. **J. Bernhardt.**

A. Günthner. Deutsche Sprachlehre mit Satzlehre nach den Ergebnissen der deutschen Sprachwissenschaft. Für Volksschulen und untere Klassen höherer Lehranstalten. Leitfaden für die Hand des Lehrers. Stuttgart, Aktiengesellschaft Deutsches Volksblatt. 1890. 283 S. und 18 S. Register.

Abgesehen von dem Abschnitt über das Satzgefüge ist vorliegendes Werk mit viel pädagogischem Geschick geschrieben. Der Verfasser geht

Digitized by Google

wort einen Zeitbegriff, nämlich den der Gegenwart, in sich enthält. Es sagt also wirklich etwas über den Frühling aus und ist demnach Prädikat. In: „Der Frühling ist eine Jahreszeit" hat „ist" keineswegs dieselbe Bedeutung; denn: „Der Frühling ist jetzt eine Jahreszeit" — würde Unsinn sein. Hier ist der ursprüngliche Zeitbegriff von „ist" ganz verblaßt; es sagt demnach von dem Subjekt gar nichts aus, sondern dient nur zur sprachlichen Verknüpfung desselben mit dem Prädikat. Denn der Satz: „Der Frühling ist eine Jahreszeit" — bestimmt den Frühling nicht zeitlich, sondern logisch; er giebt an, in welche Kategorie von Gegenständen der Frühling gehört, nennt den Oberbegriff davon ohne alle Rücksicht auf die Zeit; das ist „Jahreszeit", und dies ist somit das Prädikat. Hier bedient sich die Sprache nur der Form „ist", weil sie von dem Hauptworte „Jahreszeit" kein Verb gebildet hat. Für: „Der König ist der Herrscher des Landes" — läßt sich sagen: „Der König beherrscht das Land". Ist nun im 2. Satze „beherrscht" Satzaussage, so muß es im 1. folgerichtig auch „ist der Herrscher" sein und nicht bloß „ist".

Recht ansprechend ist der Ausdruck „einfache Sätze mit mehreren gleichartigen Satzgliedern" für den von Kern verpönten „zusammengezogenen Sätze", kürzer freilich nicht; allein das thut wenig. Hierbei scheint es jedoch dem Verfasser mehr um den Namen zu thun zu sein, als um die Sache. Auch ich stimme Kern insofern bei, als ich eine scharfe Abtrennung des sogenannten zusammengezogenen Satzes von dem zusammengesetzten wünsche, und nehme dafür auch gern einen anderen Namen an. Wie macht es aber der Verfasser? Er behandelt erst den einfachen Satz, dann die Satzverbindung und geht von dieser auf den sogenannten zusammengezogenen Satz über. Er behält also die alte auch von mir für unrichtig gehaltene Reihenfolge bei. Mir paßt der Name „zusammengezogener Satz" hauptsächlich aus dem Grunde nicht, weil er meiner Meinung nach sogleich nach dem einfachen und vor dem zusammengesetzten zu behandeln ist, da er einfacher als letzterer ist. Geschieht dieses, so muß er aus dem einfachen erweitert und kann nicht mehr aus der Satzverbindung „zusammengezogen" werden, wiewohl mir letztere Art der Ableitung in der Schulpraxis nie Schwierigkeiten bereitet hat.

Durchaus zu mißbilligen ist es, daß der Verfasser bei der Einteilung der Nebensätze die logisch-philosophische ganz verwirft. Sie ist nicht künstlich, wie der Verfasser meint, sondern gerade die natürlichste; denn um nach ihr zu gruppieren gehört nur gesunder Menschenverstand dazu und keine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, wie sie wiederum ein ausgezeichnetes Mittel ist, die Denkkraft der Schüler zu schulen. Wohl ist

Digitized by Google

großen Gelehrten und feinfühligen Schriftstellers aufgenommen worden. Freilich fehlen nun in dem Werke Würdigungen des einzig erhaltenen Nationalepos der Germanen, des Beowulfliedes, sowie der gesamten gelehrten Litteratur der Angelsachsen, der poetischen wie prosaischen, was gerade in einem Grundriß der germanischen Philologie sehr bedauerlich ist.

Meine Besprechung in dem genannten früheren Jahrgang dieser Zeitschrift war bis zum Abschnitt: „Geschichte der friesischen Sprache" von Theodor Siebs des 1. Bandes des Grundrisses gelangt. Auf diese folgt die „Geschichte der englischen Sprache" von Friedrich Kluge. Eingeschoben ist darin eine umfangreiche und gründliche Behandlung der „Französischen Elemente im Englischen" von Dietrich Behrens. Etwas eigentümlich nur ist die Stellung dieses Abschnittes, der sich vor der englischen Lautgeschichte findet, während für das Verständnis der Entwickelung der französischen Lehnwörter doch die vorherige Kenntnis der Schicksale der echtenglischen Worte und Laute Voraussetzung ist. Die „englische Lautgeschichte" zeigt die Entwickelung der Konsonanten und Vokale, die „Geschichte der englischen Flexionsformen", die des Nomens und Pronomens, sowie des Verbums von der altenglischen über die mittelenglische bis zur neuenglischen Periode. Den Schluß bildet die Behandlung der englischen „Syntax" von Eugen Einenkel, die die Grundformen und Keime der heutigen englischen Syntax bis zum 14. Jahrhundert verfolgt.

Als Anhang zur Sprachgeschichte ist eine Übersicht über die Bearbeitung der lebenden Mundarten geboten, die durch einen Artikel „Allgemeines" von Philipp Wegener eröffnet wird. Darin werden in großen Zügen die Aufgaben der Dialektforschung dargelegt, die auf Aussprache, Wortschatz, Syntax, Klangfarbe u. s. w. der gesprochenen Rede zu achten, zwischen Stadt- und Landdialekt und Mischungen von beiden zu scheiden habe, und endlich Anweisungen gegeben, wie die wissenschaftliche Bearbeitung einer Mundart zu erfolgen habe. Die speziellen Teile: skandinavische Mundarten von J. A. Lundell, deutsche und niederländische Mundarten von Fr. Kauffmann und englische Mundarten von J. Wright liefern reichhaltige Litteraturnachweise neben ihrem allgemein-methodologischen Inhalte. Beschlossen wird der 1. Band des Grundrisses durch den Abschnitt „Mythologie" von E. Mogk. Wenn wir von dem kurz vorher erschienenen Werkchen Fr. Kauffmanns „Deutsche Mythologie", das für weitere Kreise bestimmt ist und seinen Stoff schon durch den Titel als enger begrenzt erscheinen läßt, absehen, so ist seit den allgemein bekannten Werken Grimms, Müllers, Simrocks und Holtzmanns keine zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes hervorgetreten. Während aber Grimm mehr eine unerschöpfliche Masse von Material als

Digitized by Google

hier versagen, auf die über 100 Seiten umfassende, ebenso reichhaltige wie wohlgegliederte Arbeit näher einzugehen. Von dem sich hieran anschließenden Anhang: Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie hat J. A. Lundell die skandinavische Volkspoesie, John Meier die deutsche und niederländische Volkspoesie, Alois Brandl die englische Volkspoesie behandelt; reiche Litteraturnachweise werden hierbei den tiefer Eindringenden höchst willkommen sein. Der 9. Abschnitt, die Metrik enthaltend, bildet den Schluß der 1. Abteilung des 2. Bandes. Nr. 1, „Altgermanische Metrik", ist von Eduard Sievers, einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiete bearbeitet. Seine Ansichten hatte er in einer Reihe von Aufsätzen begründet, die in den früher von Paul und Braune, jetzt von ihm selbst geleiteten Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur niedergelegt sind. In einer Anmerkung verweist der Verfasser nunmehr auf seine „Altgermanische Metrik", aus der das hier Gebotene eine Art von Auszug sei. Darauf folgt die sehr ausführliche, über 220 Seiten umfassende „deutsche Metrik" von Hermann Paul. Sie reicht bis zur neuesten Zeit. An sie schließt sich die „Englische Metrik" in 2 Teilen: A. Geschichte der heimischen Metra von Karl Luick und B. Fremde Metra von J. Schipper. Von der 2. Abteilung des 2. Bandes sind die Abschnitte „Wirtschaft" von K. Th. v. Inama-Sternegg und „Recht" von K. v. Amira schon früher erschienen und besprochen. Der Abschnitt „Sitte" zerfällt in zwei Teile und einen Anhang: 1. Skandinavische Verhältnisse von F. Kälnud und 2. Deutsch-Englische Verhältnisse von Alwin Schulz. Es ist schade, daß man letzterem Gelehrten so wenig Raum für die von ihm behandelten Gegenstände zugestanden hat, daß z. B. gegenüber den 44 Seiten über skandinavische Sitte nur knapp 12 Seiten über die deutsch-englischen Verhältnisse vorhanden sind. Der Anhang über „die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart" von Eugen Mogk enthält neben einem geschichtlichen Überblick über die Forschungen auf diesem Gebiete noch eine sehr brauchbare Bibliographie. Es folgt als letzter und XIV. Abschnitt des Werkes: „Kunst", 1. Bildende Kunst von Alwin Schulz. Auch die Abhandlung läßt etwas mehr Ausführlichkeit zu wünschen übrig; was geboten wird, ist wenig mehr als eine Skizze. Ansprechend dagegen ist der 2. Teil: Musik von Rochus von Liliencron. Von der kirchlichen Musik des frühen Mittelalters ausgehend führt der Verfasser die Entwickelung der deutschen Musik über die Periode des gregorianischen Gesanges, der kontrapunktischen und Mensuralmusik bis zur Neuzeit und den Höhepunkten ihrer Leistungen in Instrumentalmusik und Vokalmusik. Eingeschoben ist eine hübsche Abhandlung über die Musikinstrumente d

Digitized by Google

noch älter sein als die (apokryphe) von 1597, wenn ferner Arbusow ebenda S. 478 das Werk „um 1595" entstanden sein läßt, so ist das nur die Konsequenz der falschen Annahme, daß auch das Lalenbuch 1597 ebenso wie das aus dem Jahre 1614 ein Schildbürgerbuch zur Voraussetzung habe. Mit dieser Annahme fällt jene durch nichts gestützte Folgerung.

In Abschnitt II und III bespricht der Verfasser das Verhältnis von Schildbürgerbuch und Grillenvertreiber. II enthält eine kurze Disposition der Geschichten beider Werke. Auf die Wiedergabe des Inhaltes verzichtet Jeep mit Recht, denn eine noch so ausführliche Darstellung kann nie den Ton des Originals treffen oder seinen Witz erreichen. Die gegebenen Auszüge bilden zugleich eine Ergänzung zu von der Hagens Darstellung, der im Narrenbuche S. 430 die Anonymität des Schildbürgerbuches mit folgenden Worten erklärt: „Seinen Ursprung umhüllt Dunkel, wie gewöhnlich bei den Werken, welche als Eigentum des ganzen Volkes anzusehen sind". Auf jeden Fall hält er den Verfasser des Grillenvertreibers für einen anderen, als den des ersten Buches. Jeep erweist zunächst das Gegenteil der Behauptungen von der Hagens. Von einem „Verfasser" des Schildbürgerbuches kann also, genau genommen, überhaupt nicht die Rede sein; höchstens von einem „Kompilator". Daß das Schildbürgerbuch nicht das geistige Eigentum seines Zusammenstellers ist, darauf wies zuerst Karl Goedeke in den „Schwänken des XVI. Jahrhunderts" nachdrücklich hin. (Deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts, ed. Goedeke u. Tittmann, Bd. XII. Leipzig 1879; vergl. auch Goedeke zu Vilmars Litteraturgeschichte S. 520.) Er bemerkt bei der Besprechung von Freys Gartengesellschaft: „Nicht nur ist das Buch Freys von Fischart fleißig benutzt, stellenweis wörtlich abgeschrieben, sondern es hat noch ein anderer, unbekannter Autor, der Sammler des Schildbürgerbuches, sich mit den Federn Freys geschmückt, indem er die Gartengesellschaft wörtlich ausgeschrieben hat". Jedoch ist nicht bloß das Werk Freys geplündert, auch die Schriften eines Scheidt, Montanus, Schumann, Kirchhof haben zu dem Inhalte des Schildbürgerbuches beigesteuert. Um die Art zu kennzeichnen, wie der Verfasser seine Vorlagen benutzte, führt Jeep einige Beispiele an. Das Schildbürgerbuch ist von Anfang bis zu Ende aus anderen Werken zusammengeschrieben. Der Verfasser verwertet fremdes Eigentum, in den letzten Kapiteln schreibt er sogar wörtlich ab. Jeep nennt den Kompilator des Schildbürgerbuches direkt einen Plagiator. In der Fortsetzung finden sich zahlreiche Widersprüche und Wiederholungen aus dem ersten Teil des Schildbürgerbuches. Der Verfasser des Schildbürgerbuches steht ebenso wie der Autor des Grillenvertreibers, was den Stil anbetrifft, unter dem Einflusse Fischarts, ja Jeep schließt sogar,

Digitized by Google

Hamburgische Schulzeitung, eine Wochenschrift für die Angelegenheiten des Unterrichts, der Erziehung und des Lehrerstandes. Redaktion: Th. Hamann, Hamburg, 3. Alsterstraße 21, III. Verlag, Otto Meißner, Hamburg. Preis M. 1,50 für das Vierteljahr. I. Jahrg. Nr. 1 u. 2: F. Grimm, Über Selbsterziehung des Lehrers.

Leipziger Lehrerzeitung. Organ des Leipziger Lehrervereins und der Verwaltung der Comeniusstiftung. Schriftleiter: E. Beyer in Leipzig. Erscheint jede Mittwoch. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jahrg. I, Nr. 1—3: O. Lehmann, Der Lehrstuhl für Pädagogik an der Hochschule.

Joh. Meyer, Neue Bahnen 4, 9: E. Bugge, Die französische höhere Mädchenschule. — 4, 10: Th. Merklein, Dr. Otto Frick, ein Lebens- und Charakterbild (sehr lesenswert).

Der Kunstwart, herausgegeben von F. Avenarius in Dresden, 7, 1: Karl Erdmann, Der Gefühlswert der Worte (eine sehr wichtige, scharfsinnige und gedankenreiche Arbeit).

Neu erschienene Bücher.

Karl Bilß, Gomorrhas Ende. Satirisch-dramatisches Fragment. Berlin, Stargardt. 1893. 16 S.

Walter Berg, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Aus den Jahresberichten der höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen zusammengestellt und systematisch geordnet. Berlin, Gärtner. 1893. 202 S.

H. Kamp, Die Nibelungen metrisch übersetzt und erläutert (nebst Proben aus dem Urtext). 4. Auflage. Berlin, Mayer u. Müller. 1893. 154 S.

Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Zweiter Teil. Für obere Klassen. Ausgabe B in 3 Abteilungen. Leipzig, Teubner 1893.
I. Abt.: Kurzgefaßte deutsche Stilistik. 3. Aufl. VIII u. 94 S. Preis kart. M. 1.—
II. = Abriß der deutschen Poetik. 3. Aufl. VI u. 80 S. Preis kart. M. 1.—
III. = Abriß der deutschen Litteraturgeschichte. VIII u. 142 S. Preis geb. M. 1.60.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 14. Jahrg. 1892. 2. Abt. Leipzig, Carl Reißner. 428 S.

Rektor Bugge, der französische Gymnasiallehrer. Neuwied a. Rh. u. Berlin. L. Heuser. 29 S.

Oskar Steinel, Regelbüchlein für den deutschen Grammatik-Unterricht im ersten Jahre der Mittelschule. Mit Zuhilfenahme des Buntdruckes behufs erhöhter Übersichtlichkeit für den Schüler. München, Eduard Pohl 1893. 23 S. Preis 0,20 M.

Freytags Schulausgaben: Goethes Egmont, herausgeg. von Gustav Burghauser. Leipzig, G. Freytag 1894. Preis 0,60 M.

Lessings Nathan der Weise, herausgeg. von O. Netoliczka. Preis 0,80 M.

Julius Schapler, Chamissos Peter Schlemihl. Programm des Gymnasiums zu Dt. Krone. 1893.

Friedrich Kirchner, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5. u. 6. Lieferung. 7. Lieferung (Schluß). Heidelberg, Georg Weiß. 1893. VIII, 686. Preis der Lieferung 1 M.

Seuffert u. Sauer, Deutsche Litteraturdenkmale des 19. Jahrhunderts: 43—45: Goezes Streitschriften gegen Lessing, herausgeg. von Erich Schmidt.

Digitized by Google

für unsere Frage von Bedeutung ist, will ich festhalten. Herr Schlömilch sagt (auf S. 675): „Die Kunstausdrücke der Mathematiker... stimmen in allen Kultursprachen überein, und das hat den gewaltigen Vorteil, daß der Fachmann die Artikel einer ausländischen Fachzeitschrift versteht, auch wenn ihm z. B. eine Novelle in der betreffenden Fremdsprache unverständlich bleibt. Diesen Vorteil des wissenschaftlichen Volapük werden wir uns durch die Herren Puristen nicht nehmen lassen."

Diese Behauptung läuft der meinigen schnurstracks entgegen. Die meinige habe ich statistisch an einem speziellen Beispiel, dem der Planimetrie, zu beweisen gesucht; wie widerlegt mich Herr Schlömilch?

Gegenüber dem von mir festgestellten Dutzend wirklich internationaler Ausdrücke der Planimetrie führt er „die folgende, nicht entfernt vollständige Liste" aus der Geometrie an:

> „Kongruenz, Affinität, Kollineation, Reciprocität, harmonische Pole und Polaren, Involution, Koordinaten, Ellipse, Parabel, Hyperbel, Parameter, Asymptote, Cissoide, Conchoide, Quadratrix, Traktorie, Trajektorie, Evolute, Evolvente, Ellipsoid, Paraboloid, Hyperboloid, Polygon, Polyeder u. s. w."

Daran schließt er eine zweite Liste aus der Arithmetik, „die Herr Simon ganz vergessen hat", und setzt hinzu, daß die internationalen Ausdrücke in der angewandten Mathematik, deren Elemente zum Pensum des Gymnasiums gehören, womöglich noch weit zahlreicher seien. Hieraus folgert er, ich hätte „aus höchst mangelhaften Prämissen geschlossen, daß die mathematische Sprache keine internationale" sei, und glaubt sich berechtigt, ein „risum teneatis" anzuknüpfen.

Hat etwa hiermit Herr Schlömilch das Gegenteil bewiesen? Wo habe ich behauptet, daß es in den von mir nicht besprochenen Zweigen der Mathematik keine internationalen Ausdrücke gäbe? Auch die Arithmetik habe ich nicht „ganz vergessen", sondern aus dem gleich eingangs erwähnten Grunde unberücksichtigt lassen müssen. Wollte mein Gegner mich stichhaltig widerlegen, so mußte er mir nachweisen, entweder daß meine Behauptung für die „Planimetrie" nicht richtig, oder daß es nicht zulässig sei, von einem Teile auf das ganze Gebiet der Mathematik einen Schluß zu ziehen.

Seine erste Liste von 25 fremden Ausdrücken enthält nur drei, die zu dem gehören, was man gewöhnlich „Planimetrie" nennt, und von diesen hätte Herr Schlömilch die beiden „Kongruenz" und „Polygon" in meinem Aufsatze nicht übersehen können, wenn er ihn mit etwas mehr Aufmerksamkeit gelesen hätte. Das Wort „Polygon" steht bei mir auf der Aussterbeliste, von „Vieleck" verdrängt; und von „Kongruenz" habe ich gezeigt, daß es nicht international ist, da in den französischen Lehrbüchern z. B. weder das Wort „congruent" noch ein Wort etwa in der Form „congruence" vorkommt. Ähnliches gilt von den Wörtern „Evolute" und „Evolvente". Hier sind die Franzosen „Puristen"; denn sie übersetzen diese Ausdrücke durch Développée und Développante.

Aber wenn es selbst gelänge, die Zahl der internationalen Ausdrücke in der Planimetrie um ein zweites Dutzend zu vermehren, was wäre damit bewiesen? Doch nur, daß ihr Prozentsatz sich von neun auf sechzehn steigerte, und es ständen ihnen dann immer noch 84 % einheimische Bezeichnungen gegenüber. Kann man da behaupten: „Die Kunstausdrücke der Mathematiker stimmen in allen Kultursprachen überein"?

Was Herrn Schlömilchs Fremdenliste aus der ebenso weitherzig gefaßten Arithmetik betrifft, so läßt sich Ähnliches zeigen, wie in der Planimetrie.

Digitized by Google

matik, so ist doch unwiderleglich festgestellt, daß die mathematische Sprache keine internationale ist, daß also auch kein Grund vorhanden ist, das allmähliche Schwinden der fremden Ausdrücke in der Schulmathematik zu hindern, oder auch nur zu bedauern.

Mein letztes Wort gegen Herrn Max Simon.

Von O. Schlömilch in Dresden.

In seinem Artikel „Nochmals die internationale Sprache der Mathematik" geht Herr Simon von dem Grundsatze aus, „daß es zulässig sei, von einem Teile der Mathematik auf das ganze Gebiet derselben einen Schluß zu ziehen"; Herr S. weiß also nicht, wie gefährlich der Schluß vom Besondern auf das Allgemeine ist; nach dieser Logik könnte jemand, der nur ein Lexikon zum Cornelius nepos kennt, auch behaupten, daß die lateinische Sprache sehr wortarm sei.

Was die Statistik betrifft, womit mich Herr S. widerlegen will, so mußten zunächst die Schulbücher für Elementarmathematik unbeachtet bleiben, denn ich sprach von internationalen Ausdrücken, Schulbücher sind aber keine internationalen Werke. Dagegen hat Herr S. gefunden, daß das Inhaltsverzeichnis meines „Compendium der höheren Analysis" von Fremdwörtern strotzt (70 derselben gegen 60 deutsche Worte) und gleich darauf glaubt er annehmen zu dürfen, „daß in dieser Liste schon die wichtigsten technischen Ausdrücke erwähnt sind". Das erinnert sehr an das obige Beispiel vom Lexikon zum Cornelius, beweist aber auch eine groteske mathematische Unwissenheit des Herrn S. Hätte derselbe ein ausführliches Compendium der höheren Analysis durchgesehen, z. B. den Traité du calcul différentiel et du calcul intégral von Lacroix, (3 Quartbände mit 2220 S., erschienen 1810), so würde er nicht ca. 70, sondern etliche Hunderte von Fremdworten gefunden haben; seit jener Zeit sind über 300 Bände deutscher mathematischer Zeitschriften erschienen und haben die Zahl der Fremdworte in die Tausende vermehrt. Das erklärt sich sehr einfach; wer von uns einen neuen Begriff der höheren Mathematik aufstellt, wählt dafür ein Wort aus den klassischen Sprachen, weil dieses jedem gebildeten Ausländer verständlich ist (das französische cinématique z. B. geht durch alle Sprachen). Selbst Worte, die fast keinen Sinn haben, werden willig aufgenommen und festgehalten; so benutzen z. B. die Mathematiker und Astronomen der ganzen Welt heute noch den von Kepler herrührenden Ausdruck „exzentrische Anomalie"; die von Gauß vorgeschlagene Benennung „Potential", die nicht entfernt mit Potenz zusammenhängt, ist überall adoptiert worden. Wer die Mathematik und deren Anwendungen auf Astronomie, Mechanik, Kryštallographie, Physik u. s. w. kennt, der weiß auch, daß es viele Tausende von Fremdworten giebt, mittelst deren die Jünger der exakten Wissenschaften ihre Gedanken austauschen; das aber ist das Charakteristische an einer Sprache. Und wenn diese von den Fachgenossen beider Hemisphären verstanden wird, so verdient sie auch den Namen einer internationalen Sprache.

Wir schließen hiermit die Erörterung über diesen Gegenstand.

Die Leitung des Blattes.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066161942

Digitized by Google